Ungarisches Portefeuille.

Von

Dr. A. J. Gross-Hoffinger.

Zweiter Band.

Ungarische Zustände.

Leipzig, 1846.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort zum zweiten Bande.

Der vorliegende, wie ein Theil des ersten Bandes, besteht — was die Darstellung einzelner Zustände und die statistischen Daten betrifft — aus eigenen und fremden Ermittelungen. Da es mir gilt, Bausteine zu einem künftigen Reformunternehmen zu liefern, so habe ich Dasjenige hier zusammengetragen, was auch fremde Erfahrung geschafft — um so lieber, da ich für meine Entwürfe, Ideen und Grundsätze fremder Zeugnisse bedurfte, zur Dokumentirung der inneren Wahrheit meiner politischen Tendenzen; um so lieber, da die Autoritäten eines Statistikers, wie Springer, welchem das Verdienst aller statistischen Details zufällt, — D. S. eines unterrichteten Gelehrten, welcher die Beleuchtung der Industrie und siebenbürgischen Verfassungszustände (Militärgrenze 2c.) in österreichischen Journalen geliefert, —

des Herrn Dr. **Wildner**, des verdienstvollen Juristen, welchem Ungarn sein Wechselrecht verdankt, — des fleißigen, unermüdlichen Sammlers Herrn Dr. **Rumy**, — des alten Statistikers Dr. **Hietzinger**, welcher leider in Ungarn keinen Nachfolger hat, — des Marschalls **Marmont** &c. wohl geeignet sind, wichtige Wahrheiten zu verbürgen, worauf ich meine Betrachtungen stütze. Ueber den Produktenreichthum verdanke ich die interessanten Mittheilungen, welche beweisen, wie falsch es ist, Dalmatien als ein unproduktives Land so weniger Aufmerksamkeit in administrativer Hinsicht zu würdigen, Herrn **Klette**, während die Abschnitte „Industrie in Ungarn und Siebenbürgen, die Militärgrenze" und die sich dem Gegenstande anschließenden Details Herrn D. S. — dessen Namen zu nennen ich keine Bewilligung habe — zum Urheber haben. Ich würde dies selbst hier nicht erwähnt haben, wenn es nicht scheinen könnte, ich hätte das Verdienst Anderer übergehen wollen.

Der Verfasser.

Ungarische Zustände.

Industrie — Handel — Geisteskultur — Fremde Urtheile — Tendenzen der Zeit.

des Herrn Dr. Wildner, des verdienstvollen Juristen, welchem Ungarn sein Wechselrecht verdankt, — des fleißigen, unermüdlichen Sammlers Herrn Dr. [illegible], — des alten Statistikers Dr. Hietzinger, welcher leider in Ungarn keinen Nachfolger hat, — des [illegible] [illegible] u. wohl geeignet sind, wichtige Wahrheiten zu verbürgen, worauf ich meine Betrachtungen stütze. Ueber den [illegible] verdankt [illegible] beweisen, wie falsch es ist, [illegible] als ein unproduktives Land so wenige Aufmerksamkeit in administrativer Hinsicht zu würdigen. Herrn [illegible], während [illegible] Siebenbürgen, die [illegible] Gegenstande anschließenden Details Herrn D. S. — dessen Namen zu nennen ich keine Bewilligung habe — zum Urheber haben. Ich würde dies selbst hier nicht erwähnt haben, wenn es nicht scheinen könnte, ich hätte das Verdienst Anderer übergehen wollen.

Der Verfasser.

Siebentes Kapitel.

Gemälde von Ungarn und unserer Zeit, in sittlicher, intellektueller und industrieller Hinsicht.

Inhalt.

Volksmenge in Ungarn. Doktor Wildner über die Physiognomie des Landes. Ungarns Erzeugnisse und Handel. Produktenreichthum in Dalmatien. Tabakernte in Ungarn. Schifffahrt. Pferdezucht. Industrie in Ungarn und Siebenbürgen. Handelsanstalt. Die Militärgrenze. Verschönerung von Pesth. Geistiges Leben. Elementarunterricht. Journalistik. Egoismus der Literatur. Wie kann der Intelligenz aufgeholfen werden? Miß Pardos und die Ungarn. Eine Rede Girardins zur Beherzigung für Ungarn. Das Gericht der Zeit. Programm für 1846. Was steht in diesem Decennium zu wünschen und zu hoffen?

Volksmenge in Ungarn.

Diese kann nicht genau ermittelt werden, da keine Volkszählung in Ungarn besteht. Die folgenden Angaben sind nur approximativ.

	Geographische □Meil.	Volksmenge.	Individuen auf 1 □M.
Ungarn mit seinen Nebenländern	4,185,0	11,138,942	2,659
A. Das Königr. Ungarn *)	3,834,0	10,092,879	2,632
Kreis diesseits der Donau	997,7	2,985,035	2,994
1. Komitat Pesth, Pilis und Solth	191,4	553,481	2,898
2. Komitat Bacs-Bodrogh	170,7	486,755	2,863
3. " Graner	19,0	67,440	3,549
4. " Neograder	77,6	212,524	2,760
5. " Honther	46,1	136,804	2,974
6. " Barser	49,1	133,600	2,726
7. " Sohler	50,5	105,869	2,117
8. " Turoczer	21,2	53,258	2,536
9. " Liptaer	42,4	92,880	2,211
10. " Arvaer	37,4	104,281	2,818
11. " Trentschiner	87,8	327,171	3,717
12. " Neutraer	121,9	391,407	3,209
13. " Preßburger	82,6	319,565	3,897
Kreis jenseits der Donau	494,7	2,217,792	2,793
1. Komitat Oedenburger	57,6	220,198	3,863
2. " Wieselburger	35,2	86,914	2,483

*) Sobald die Einverleibung der von Siebenbürgen an Ungarn abgetretenen oben bemerkten Theile vollzogen sein wird, wird letzteres um 103,4 Quadratmeilen größer, somit 3938 Quadratmeilen, dagegen Siebenbürgen nur 1008 Quadratmeilen groß sein.

	Geographische □Meil.	Volksmenge.	Individuen auf 1 □M.
3. Komitat Raaber	28,7	118,838	4,097
4. „ Komorner	53,7	146,734	2,768
5. „ Stuhlweißenburger	75,8	181,687	2,394
6. Komitat Wesprimer	74,4	193,144	2,610
7. „ Eisenburger	96,9	297,928	3,071
8. „ Szalader	100,2	289,582	2,895
9. „ Simeger	114,6	215,822	1,892
10. „ Tolnaer	65,9	200,325	3,035
11. „ Baranyer	91,7	266,620	2,929
Kreis diesseits der Theiß	692,7	2,073,296	2,992
1. Komitat Zipser	66,5	224,510	3,401
2. „ Saroser	65,1	235,444	3,622
3. „ Zempliner	108,4	339,932	3,147
4. „ Unghvárer	59,5	136,938	2,321
5. „ Beregher	67,4	138,972	2,074
6. „ Abaujvárer	52,7	207,484	3,914
7. „ Tornaer	10,7	42,853	3,896
8. „ Gömorer	76,2	222,209	2,919
9. „ Borsoder	65,5	232,600	3,578
10. „ Heveser	120,7	292,354	2,416
Kreis jenseits der Theiß*)	1,246,6	2,568,379	2,061
1. Komitat Marmaroser	178,9	172,066	961
2. „ Ugocser	22,6	46,003	2,091
3. „ Szathmarer	106,5	248,444	2,344
4. „ Szaboltscer	115,2	209,153	1,819
5. „ Bihárer	200,3	444,430	2,222
6. „ Arader	108,3	229,487	2,125

*) Die beiden Kreise diesseits und jenseits der Donau werden gewöhnlich auch Niederungarn, die beiden andern Oberungarn genannt.

	Geographische □Meil.	Volksmenge.	Individuen auf 1 □M.
7. Komitat Bekeser	65,4	149,792	2,304
8. " Csongrader	62,9	124,534	1,977
9. " Csanader	29,1	68,265	2,353
10. " Torontaler	132,1	323,768	2,453
11. " Temeser	116,5	323,835	2,791
12. " Crassver	108,8	228,602	2,097
Besondere Distrikte	103,1	248,377	2,411
a. Distrikt der Jazyger	17,6	64,820	3,813
b. " Klein-Kumanien	47,8	70,855	1,476
c. " Groß-Kumanien	20,0	54,726	2,736
d. " d. Haiduckenstädte	17,7	57,976	3,221
B. Königreich Kroatien	178,3	659,457	3,704
1. Komitat Agramer	107,6	339,528	3,173
2. " Warasdiner	34,2	175,916	5,174
3. " Kreuzer	30,2	101,036	3,362
Der Seebezirk (ungarisches Küstenland)	6,3	42,977	7,163
C. Königreich Slavonien	172,0	386,606	2,248
1. Komitat Veroeczer	83,6	171,644	2,068
2. " Poseganer	45,2	90,251	2,005
3. " Syrmier	43,2	124,711	2,900
Das Großfürstenthum Siebenbürgen	1,111,8	2,170,392	1,953
A. Das Land der Ungarn	694,1	1,208,293	1,741
1. Komitat Klausenburger	91,8	147,021	1,598
2. " Thorenburger	87,8	134,096	1,523
3. " Kokelburger	28,3	82,258	2,937
4. " Unteralbenser	94,0	198,524	2,111
5. " Oberalbenser	30,4	46,809	1,560
6. " Hunyader	106,4	139,920	1,320
7. " Zarander	25,3	35,583	1,423
8. " Dobokaer	56,9	100,470	1,763

	Geographische □Meil.	Volksmenge.	Individuen auf 1 □M.
9. Komitat Mittleres Szolnoker	39,6	122,680	3,146
10. Komitat Inneres Szolnoker	63,0	85,369	1,355
11. Komitat Krasznaer	19,8	19,555	977
a. Distrikt Kövár	18,7	37,105	1,953
b. „ Fogaras	32,1	58,903	1,841
B. Das Land der Szekler	222,3	353,028	1,583
1. Stuhl Maroser	26,4	74,455	2,863
2. „ Udvárhelyer	51,0	81,242	1,593
3. „ Aranyoser	6,1	19,547	3,258
4. „ Csiker	84,0	81,595	971
5. „ Haromszeker	54,8	96,189	1,749
C. Das Land der Sachsen	195,4	435,022	2,231
1. Stuhl Hermannstädter	37,1	114,785	3,102
2. „ Reißmärkter	3,8	15,818	5,273
3. „ Mühlenbacher	5,6	20,787	4,157
4. „ Brooser	8,1	23,220	2,902
5. „ Leschkircher	5,8	17,136	2,856
6. „ Großschenker	11,6	27,175	2,470
7. „ Mediascher	12,1	41,269	3,439
8. „ Schäßburger	10,8	21,598	1,963
9. „ Repser	10,7	19,671	1,788
a. Distrikt von Kronstadt	32,6	97,721	3,053
b. „ „ Bistriz	57,2	35,842	628
Das Militärgrenzland.			
Ungarische Militärgrenze	609,8	995,861	1,635
A. Kroatische Grenze	288,1	492,491	1,710
a. Karlstädter Grenze	107,7	248,571	1,462
1. Likkauer Regimentsbez.	47,5	67,122	1,428
2. Ottokaner „	50,6	62,348	1,246
3. Oguliner „	46,0	63,397	1,378

	Geographische □Meil.	Volksmenge.	Individuen auf 1 □M.
4. Syluiner Regimentsbez.	26,6	55,704	2,142
b. Banalgrenze	50,0	115,960	2,319
1. Erster Banal-Reg.-Bez.	25,3	56,193	2,247
2. Zweiter = =	24,7	59,767	2,490
c. Warasdiner Grenze	67,4	127,960	1,909
1. Kreuzer Regimentsbezirk	29,6	58,862	2,029
2. St. Georger =	37,8	69,098	1,818
B. Slavonische Grenze	139,5	259,447	1,866
1. Brooder Regimentsbez.	36,0	72,372	2,010
2. Gradiskaner =	30,4	60,352	2,011
3. Peterwardeiner =	56,6	97,696	1,744
4. Tschaikisten Bataillonsbezirk	16,5	29,027	1,814
C. Banatische Grenze	182,2	243,923	1,340
1. Deutsch-banat. Regimentsbezirk			
2. Walachisch-banat. Regimentsbezirk			
3. Illyrisch-banat. Bataillonsbezirk			
Siebenbürgische Militärgrenze mit 105 Quadratmeilen und 174,049 Einwohnern *).			
1. Distrikt d. 1. walach. Reg.			
2. = = 2. = =			
3. = = 1. Szekler =			
4. = = 2. = =			
5. = = Szekler Husaren-Regiments.			

*) Die Größe des siebenbürgischen Militärgrenzlandes ist approximativ angegeben. Rechnet man seinen Flächenraum zu dem

Der Schluß, welcher aus dieser Zusammenstellung der Vernunft sich darbietet, ist, daß die Population für eine Verbesserung der Landeskultur viel zu gering ist, und daß Ungarn dies nicht bewerkstelligen könne, ohne ausländische Kolonisten, welche über alle Komitate gleichmäßig zu vertheilen wären. Der Plan dazu ist in der bei Gödsche in Meißen erschienenen Broschüre: „Die neuesten Gefahren für den Staat", enthalten. Doch helfen alle Pläne nichts ohne eine neue Verfassung.

Dr. Wildner über die Physiognomie des Landes.

Wer kennt nicht die an der Theiß und unteren Donau unabsehbar sich hindehnenden Ebenen, wo nichts als Vieh weidet, und wer weiß nicht, daß das Benützen des Bodens als Weideplatz die uneinträglichste Benützungsart ist? Wer ist nicht schon oft fast betrübt durch unabsehbare schöne Ebenen hingefahren, sich fruchtlos um Fruchtbäume umsehend, da, wo sie mit der reichlichsten Fülle von Obst den Wohlstand

---

Areale der ungarischen Militärgrenze hinzu, so stellt sich die Größe des ganzen Militärgrenzlandes auf 714,8 Quadratmeilen, es vermindert sich aber andererseits jene von Siebenbürgen bis auf 1006,8 Quadratmeilen.

der Gegend mehren könnten? Wer hat nicht schon oft die unübersehbaren Strecken von Sümpfen theils an Seen, theils an der Theiß und der Donau, Save und Drau, Raab u. s. f. gesehen, die an vielen Orten mit so leichter Mühe durch Regulirung der Gewässer der Produktion gewonnen werden könnten? Ist ferner Ungarn in mineralogischer Beziehung gehörig durchforscht, fließen alle Quellen von Torf, Steinkohlen und anderen Fossilien? Sollten davon nicht ungeheure Schätze in diesem schönen Lande liegen? Würde, wenn die Pflanzenwelt zu einem ergiebigeren Flore käme, nicht auch die Produktion des Thierreiches sich heben? Würde das Erträgniß vom Hornvieh nicht um das Zwei- und Dreifache steigen, die Wolle sich im gleichen Maße vermehren können? Kurz, das Erträgniß von Urprodukten ist in Ungarn um viele Millionen Gulden jährlich geringer, als es nach den natürlichen Anlagen der Fall sein könnte und in andern Ländern Oesterreichs wirklich der Fall ist; indem 15 % des ganzen ungarischen Gebiets unproduktiv sind, während im Lande unter der Enns nur $3\frac{8}{10}$ Proc., in Kärnthen und Krain nur $5\frac{5}{10}$ Proc., im Küstenlande 7 Proc., in Steiermark $7\frac{7}{10}$ Proc. u. s. f. als unproduktiv erscheinen; indem ferner Ungarn nur 2,300,000 Metzen Weizen producirt, während in Böhmen, was nicht einmal ein Viertel von Ungarn ist, 1,892,800 Metzen Weizen, folglich fast eben so viel als in Ungarn, hervorgebracht wird.

Und in diesem traurigen Verhältnisse geht es leider fort *).

Es ist begreiflich, daß bei diesem ungenügenden Stande der Urproduktion auch die Industrie in Ungarn eine trauernde Miene macht. Bekanntlich sind die Städte und Märkte der Hauptsitz der Industrie, folglich brauchen wir nur auf das Verhältniß jener zu sehen, um einen Schluß auf diese machen zu können. In Ungarn geht eine Stadt auf 68 Quadratmeilen, und ein Markt auf $5\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, während in Böhmen und Mähren eine Stadt auf 3 und 4 Quadratmeilen, und ein Markt auf 3 und $2\frac{7}{10}$ Quadratmeilen geht, was durchschnittlich fast das Zwanzigfache ist; in Oesterreich unter der Enns geht eine Stadt auf 10 und ein Markt auf $1\frac{1}{2}$ Quadratmeile, was durchschnittlich fast das Fünf- bis Sechsfache ist u. s. f. Es giebt also in Ungarn im Verhältnisse zu den andern Ländern gar zu wenig Sitze der Industrie, was leicht einen Schluß ziehen läßt, wie weit diese dort zurück sein muß, besonders da sie selbst in diesen wenigen Hauptsitzen — mit unbedeutenden Ausnahmen — nichts taugt, wie die allgemeine Klage bekannt ist.

Es giebt zwar mehrere Metall-, Glas-, Tabak-,

---

*) Man vergleiche nur in der vortrefflichen Statistik Springers II. Bd. von Seite 354 an die Verhältnisse der Urproduktion in den verschiedenen Ländern des Kaiserreichs.

Wollen- und Leinenfabriken, auch Zuckerraffinerien, allein es stehen deren Produkte in Qualität, Menge und Produktionskosten denen der anderen Länder Oesterreichs sehr weit nach, so daß aus diesen so wie anderwärts her große Quantitäten nach Ungarn eingeführt werden; auch sind diese Fabriken in so kleiner Anzahl, daß sie gegen das große Staatsgebiet in gar großem Mißverhältnisse stehen und, den Norden abgerechnet, gegen Süden zu fast ganz verschwinden.

Diese mindere Stufe der Industrie ist es auch, welche sehr feindselig auf die Urproduktion zurückwirkt, denn die Industrie vermehrt die Nachfrage nach den Urprodukten, weil dieselben der Fabrikation theils als Verwandlungsstoffe, theils als Erhaltungsmittel der Arbeiter nothwendig sind; werden aber die Konkurrenten um die Urprodukte vermehrt, so steigen letztere im Preise, und hebt sich dieser Preis, so wird der Eifer angeregt, mehr Urprodukte zu liefern; diese letzteren mehren sich also, woraus von selbst folgt, daß dort, wo die Industrie fehlt, dieses Anregungsmittel der Urproduktion mangelt, diese also nicht jene Blüthen treibt, welche sie bei höherer Industrie treiben würde.

An den Mangel der Industrie knüpft sich auch als nothwendige Folge der Mangel eines blühenden Handels. Ungarn hat eine herrliche Lage zum Handel; die große Pulsader desselben, die Donau, wälzt

sich majestätisch durchs Land und ist die direkte Straße nach dem Oriente; dieser majestätische Fluß breitet seine vielen Arme fast nach allen Gegenden Ungarns aus, so daß die bestgelegenen Flüsse alle in Ungarn selbst noch in denselben einmünden! Allein, wie sehr liegt der Handel in Ungarn darnieder, etwa den auf der Donau in einigen Beziehungen ausgenommen! Gäbe es auch kein anderes Wahrzeichen, auf dessen niedrige Stufe zu schließen, so ist der Zustand sämmtlicher Kommunikationsmittel ein hinlänglicher Beleg für die Wahrheit dieses Mangels.

Sehen wir nämlich ab von einigen nördlichen Komitaten und blicken wir auf fast drei Viertel des übrigen Ungarns, d. h. auf die Ebenen: in welch traurigem Bilde erscheinen uns da die Straßen! Bei trockenem Wetter ein tiefes Staublager, in welchem sich die Zugthiere ungeheuer abmüden; bei nassem Wetter eine bodenlose Kothmasse, worin die Wagen bis an den Axen herumwühlen, die Räder eine unüberwindliche Last auf sich kleben haben, somit Thiere und Wagen ruinirend; im Winter dagegen ein unüberwindliches Schneemeer, das liegen bleibt, bis der Sonnenstrahl es zerfließen macht! Dabei ist das Beherbergungssystem noch fast das furchtbarste, denn in den Theißgegenden findet man Tage lang kein Obdach, und nicht selten heißt es die Nacht im Freien zubringen, besonders wenn die mindere Brauchbarkeit des Weges die angestellten Berechnungen zu Schan-

den macht und man nicht auf dem einschichtigen Wirthshause anlangen kann, was bei besserem Wege der Rastplatz für ein Fahren den ganzen Tag hindurch sein soll. Was geht da an Thieren und Sachen zu Grunde, wie vertheuert dies die Waaren, wie unpünktlich treffen diese ein, kurz welch unberechenbares Hinderniß für den Handel! Fast nicht besser geht es auf den Flüssen; von diesen ist keiner regulirt, sie sind voll Untiefen, voll Sandbänke, nicht von Steinen, Stöcken u. dgl. gereinigt, kurz ein trauriges Bild der Vernachläßigung! Wo findet sich ferner jenes Kanalsystem, zu welchem Ungarn eine so seltene Lage hätte? Wo finden sich Eisenbahnen, welche jetzt die schönste Zierde, der sprechendste Beleg des hohen Aufschwungs eines Landes sind? Vergleichen wir dagegen andere Länder Oesterreichs, z. B. Böhmen, Mähren, Oesterreich unter der Enns, selbst das so gebirgige Steiermark: welch ein Unterschied in den Kommunikationsmitteln, fast zu jedem Dorfe führen grundfeste Straßen, die Flüsse sind möglichst regulirt; in der Lombardei ist ein herrliches Kanalsystem hergestellt, an Eisenbahnen ist das Möglichste geschehen, und bald wird ein noch wichtigeres Eisenbahnnetz die nicht ungarischen Länder Oesterreichs durchziehen.

Ungarns Landeserzeugnisse und Handel.

Ungarn ist sowohl wegen seiner Lage als auch wegen des Reichthums und der Menge seiner Erzeugnisse geeignet, eine wichtige Rolle im politischen und merkantilischen Verkehre Europas zu spielen. Denkt man sich seine natürlichen Reichthümer nach ihrer ganzen Größe ausgebeutet und das Land von einer Volkszahl besetzt, die es ohne irgend eine Unbequemlichkeit ernähren könnte, denkt man sich ferner das Volk auf einer hohen Stufe geistiger Kultur, so dürfte Ungarn wohl ohne alle Frage in die vorderste Reihe der europäischen Länder treten. Daß es auf dem Wege dahin sei, das wird wohl ein Jeder bestätigen, der es ein wenig genauer kennt und seine Fortschritte seit einigen Jahrzehnten beobachtet hat. Wir glauben keine undankbare Arbeit zu übernehmen, wenn wir die Produktion dieses Landes, die reiche Basis, worauf dieselbe ruht, ihren dermaligen Stand und Gang, so wie die Art ihrer Verwerthung hier ein wenig auseinander zu setzen versuchen. Wer Ungarns Handel auch nur oberflächlich kennt, der weiß, daß fast alle seine Ausfuhrartikel Roherzeugnisse sind und so ziemlich seine ganze Einfuhr aus Manufaktur- und Fabrikswaaren besteht. — Sehen wir zuerst auf den Hauptschatz, welcher in dem vortrefflichen Boden dieses Landes liegt. Mehr als zwei Drittheile seiner Oberfläche sind mit einem

Reichthum der Art gesegnet, wie ihn nur wenige und noch dazu bei weitem kleinere Landstriche im übrigen Europa aufzuweisen haben. Wenn nun gleich nicht zu leugnen ist, daß der Landbau hier noch gar nicht einen Aufschwung genommen hat, um die möglichst reiche Produktion hervorzurufen, so sind seine Erfolge dennoch schon von der Art, daß dem Lande jährlich ungeheure Summen für verkaufte Landeserzeugnisse zufließen. Werfen wir einen Blick auf einige seiner Landbauprodukte. Die Schafwolle ist für jetzt und wohl auch für die Folge eines seiner Haupterzeugnisse. Es ist keineswegs zu viel angenommen, wenn wir sie nahe an 200,000 Centner schätzen. Der Werth derselben steigt von Jahr zu Jahr, weil man in der Veredelung der Schäfereien nicht still steht, sondern alle pekuniären und intellektuellen Kräfte zu Fortschritten in Thätigkeit setzt, wobei denn der quantitativen und qualitativen Vermehrung noch keine Grenzen gesteckt sind. — Getreide erzeugt das Land in solcher Masse, daß die Besorgnisse wegen übler Folgen, welche der Ueberfluß herbeiführen kann, unendlich öfter Platz greifen, als die wegen Mangel. — Auf den reichen Marchländereien Niederungarns gewinnt man bei guten Jahren 15 bis 20fältige Einsaat, und zwar auf großen und ausgedehnten Landstrecken. Freilich kommt dort Mißwachs, durch Dürre oder Nässe erzeugt, nicht selten vor. Man darf jedoch nur ein Paar solche gesegnete Jahre gehabt und

den Ueberfluß zu Rathe gehalten haben, so geht der Mißwachs ohne alle Folgen vorüber. Und von diesen Ländereien, wo eine an Humus überschwenglich reiche Ackererde nicht selten eine Klafter tief liegt, baut man durchschnittlich kaum die Hälfte zu Früchten an und überläßt den größeren Theil dem Vieh zur Weide, die oftmals aber viel später begrünt, als die öden Sandsteppen in manchen Gegenden Norddeutschlands. Der Mangel an Waldung und überhaupt an Gebüsch hemmt die feuchten Niederschläge der Luft und veranlaßt oftmals eine excessive Dürre. Welche Erfolge stehen da der höhern ausgedehnten Kultur noch bevor! Der Ueberfluß, welchen Ungarn an Wein hat, ist bekannt. Würde man zu seiner Güte und Vollkommenheit durch zweckmäßige Behandlung bei seiner Gewinnung noch Etwas hinzuthun, so würde man vielleicht weniger über Stockung im Absatz zu klagen haben, welche in neuerer Zeit sich besonders empfindlich zeigt, weil seit Entstehung des deutschen Zollverbandes weit weniger als ehemals nach Preußen, insbesondere nach Schlesien, ausgeführt wird. — Pferde-, Hornvieh- und Schweinezucht legen ein schweres Gewicht in die Wagschaale der Produktion. Alle haben ihre eigenthümlichen, im Auslande gut akkreditirten Racen aufzuweisen, und es sind die Summen, welche sie dem Lande eintragen, wahrhaftig nicht gering. Und dennoch gehen nebenbei noch ungeheure Quantitäten von rohen Häuten und Talg außer Landes. — Knoppern, Pott-

asche, Soda u. dgl. m. liefert das Land in ungeheuren Massen und bezieht schweres Geld dafür. Und wer kennt nicht seine unterirdischen Schätze, welche in den Revieren von Schemnitz, Kremnitz, Alt- und Neu-Sohl, so wie im Kraschower Komitat im Banat zu Tage gefördert werden!

Wie aber werden diese Schätze ausgebeutet und zum Besten der Landeseinwohner in Umlauf gesetzt? Handel und Gewerbe haben die Aufgabe zu lösen. Daß Letztere noch auf keiner hohen Stufe stehen können, das beweist die Thatsache, daß sie bei weitem dem Bedürfnisse und den an sie gestellten Forderungen noch nicht genügen, indem eine Unmasse von rohen Produkten ins Ausland gehen und von dort verarbeitet wieder zurückgebracht werden. So unter Anderem dürfte von der ausgeführten Schafwolle wohl mindestens ein Drittheil in Waaren umgewandelt wieder zurück kommen, und für das Drittheil zahlt, wenn man es genau berechnen wollte, das Land nicht viel weniger, als was es für seine sämmtliche Wollausfuhr einnimmt. Dasselbe läßt sich von noch einigen anderen Produkten nachweisen. Mehrere eigenthümliche Landesverhältnisse, wie unter Anderem der Mangel an gewerbthätigen Mittelstädten, bringen das mit sich. Gegenwärtig fängt erst die Hauptstadt des Landes, Pesth, an, Manufakturen und Fabriken aufzuweisen, aber immer noch bei weitem nicht in der Zahl und Ausdehnung, wie man es von einer Stadt

dieses Umfanges und von dieser Bedeutung erwarten sollte. Die Ursache dieser Erscheinung leuchtet dem mit den Verhältnissen des Landes Vertrauten leicht ein. Bis jetzt trägt noch der Handel mit Roherzeugnissen einen bei weitem sichreren und höheren Gewinn, als die Anlage und Unterhaltung von Manufakturen und Fabriken. Vom Auslande, insbesondere von Wien, bezieht man Erzeugnisse der Gewerbe wohlfeiler und vollkommener, als man sie selbst herstellen kann, wozu dann noch die Bequemlichkeit der Herbeischaffung auf doppeltem Wege kommt, nämlich ein Mal auf der Donau und zum zweiten Male vermittelst der Frachtwagen, welche Rohprodukte in Pesth holen. Man tritt dem Lande keineswegs zu nahe, wenn man behauptet, daß die Gewerbe gegenwärtig noch auf keiner höhern Stufe stehen, als daß sie nur gerade die ersten und dringendsten Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigen, und daß namentlich der Luxus seine Befriedigung meistentheils noch im Auslande suchen muß. Das ist aber für den Augenblick kein Unglück, denn so lange Ungarn noch im Stande ist, sein Sollen ans Ausland mit seinem Haben an Landeserzeugnissen ohne Gefährdung seiner Bevölkerung zu seinem größten Vortheile zu decken, so lange ist keiner Besorgniß Raum zu geben. — Und wie steht es mit dem Handel des Landes? Bis jetzt macht er alle Diejenigen, welche ihn in allen seinen Zweigen richtig zu erfassen verstehen, reich. Ein

großer Theil desselben ist in den Händen der Deutschen, die sich aber meistentheils nur mit Großhandel beschäftigen. Dem Slowaken fehlt es zwar auch nicht an Neigung und Talent dafür, aber er scheint weniger geschickt im Kombiniren und Spekuliren zu sein. In Pesth, und nächst dieser Stadt in Debreczin, sind die Vereinigungspunkte des ganzen ungarischen Handels für Landeserzeugnisse. Uebrigens kann man immer letztere Stadt nur für eine Kommandite der ersteren ansehen. Auch Szegedin tritt als solche auf. Tirnau, Waitzen und einige andere Landstädte haben zwar auch nicht unbedeutende Märkte, man kann ihnen jedoch nicht so wie denen in Pesth eine allgemeine Bedeutung einräumen. Die Großartigkeit des Pesther Handels ergiebt sich schon in materieller Beziehung, wenn man an die Massen und an das Volumen der ungeheuren Quantitäten roher Produkte denkt. Ist irgend eine Waare, sei es nun Vieh oder Häute, Talg, Speck und was immer, zufällig überhäuft und weit über den Begehr vorhanden, und bedürfen noch die Eigenthümer dringend Geld, so sinkt sie unter allen Werth und wird zuletzt um jeden Preis verkauft. So kommt es denn nicht selten vor, daß man, wenn für dieselbe wieder eine günstige Konjunktur eintritt, was oftmals schon in wenigen Wochen der Fall ist, für mehr als das Doppelte des Einkaufspreises wieder verkaufen und ungeheuren Gewinn machen kann. Daher kommt es auch, daß

baares Geld auf allen diesen Märkten eine begierig gesuchte Waare ist, und daß man damit nicht selten in kaum vierzehn Tagen durch mehrmaligen Umsatz viel gewinnt. Am schwersten verwerthet sich das Getreide, und nur in der Nähe der schiffbaren Ströme und an dem stark bevölkerten Gebirge ist der Handel damit ein sicheres und lohnendes Unternehmen. Wenn auch aus den zu Ungarn gehörigen Ländern zuweilen Ausfuhr durch das adriatische Meer Statt findet, so ist der Transport aus anderen Theilen Ungarns dorthin viel zu weit und beschwerlich, als daß man an denselben denken könnte. Die Donau allein ist diesem Handel eine Hauptvermittlerin, und wenn vermittelst der immer mehr erweiterten Dampfschifffahrt der Banater Weizen endlich den Weg nach England durchs schwarze Meer fände, dann würde für den ungarischen Getreidehandel eine neue Aera aufgehen. Am englischen Markte würde seine Waare unstreitig in der ersten Reihe glänzen, da sie schwerlich von irgend einer anderen übertroffen werden würde.

Produktenreichthum in Dalmatien.

Unter den Handelsartikeln, welche aus Griechenland ausgeführt werden, stehen zuerst die Korinthen, deren jährliche Ausfuhr 2½ Million Gulden beträgt. Oel, Getreide, Seide jährlich um 4 Million Gulden.

Früchte, Käse, Schafwolle, Badeschwämme ebenfalls jährlich um 1½ Million Gulden. Honig, Wachs, Häute, Pech, Theer, Fische, Schlachtvieh, Weine nahe an 2 Millionen Gulden.

Nach diesen Prämissen dürfte es nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß die meisten dieser Handelsartikel, nebst vielen andern, Dalmatien nach und nach den übrigen Provinzen der Monarchie liefern könnte. Folgende sind einige der dalmatinischen zur Ausfuhr geeigneten Produkte: 1) amerikanische Agave; 2) aromatische Arzneipflanzen; 3) Austern; 4) Badeschwämme; 5) Baumwolle; 6) Karobe, Johannisbrod, Bockshörnl; 7) Cedern; 8) Erdbeerbaumfrüchte; 9) Feigen, Zuckerfeigen; 10) Galläpfel, Granatäpfel; 11) harte Hölzer, Buchsbaum ꝛc.; 12) Honig, weißer; 13) Hopfen; 14) Indigo; 15) Kapern; 16) rothe, weiße, schwarze Korallen; 17) Korinthen, Weinbeeren, Zibeben; 18) orientalischer Krapp; 19) Limonien; 20) Lorbeeren; 21) Mandeln, Mandelharz; 22) Manna; 23) Maraschino, Rosoglio; 24) Maroni; 25) Mastix; 26) Meerfische, edle und edelste Gattungen; 27) Meermuscheln; 28) Meerzwiebel, Scilla maritima; 29) Oliven, Oel, feinstes; 30) Palmzweige für die Charwoche und zu Spazierstöcken; 31) Pomeranzen, alle Gattungen; 32) Reis; 33) Saflor; 34) Safran; 35) Salep, Radix; 36) Sandrak; 37) Seide, ausgezeichnete, sehr gesucht werdende in Lyon, Venedig, Wien,

Triest und London; 38) Soda; 39) Süßholz; 40) Sumach; 41) Valonea, levantische; 42) Wachs; 43) Waid; 44) aromatische Wässer; 45) Wau; 46) Weine, edelste; 47) Weinbeeren, Rosinen; 48) Weinessig; 49) Weingeist; 50) Weinstein; 51) Wolle, Schafwolle; 52) Zucker, aus der Erdbeerbaumfrucht.

Die schönen und vielen Proben von Manufakturen aus der amerikanischen Agave, welche ich im technischen Kabinette Sr. Majestät zu sehen das Vergnügen hatte, steigerten meine Aufmerksamkeit auf dieses in Dalmatien einheimische Gewächs. In der Wiener Zeitung, Montag den 30. Januar 1837, Nr. 24, wurde in den vermischten Nachrichten unter dem Artikel: Aloeseile angeführt, daß in Belgien seit einigen Jahren eine Menge derselben verfertigt werden, deren Hauptvorzüge in ihrer Stärke, in ihren harzigen Bestandtheilen bestehen, welche das Ueberziehen mit Theer ganz unnöthig machen; ihre glatte Oberfläche lasse ferner keine so starke Reibung zu, wie dies bei den Hanfseilen der Fall ist, und durch ihr geringeres Gewicht entstehe nicht allein in Hinsicht der Anschaffung eine Ersparniß, sondern sie sind besonders bei dem Schiffswesen und dem Bergbaue viel leichter zu handhaben. Außerdem gewähren sie noch den Vortheil, daß ihnen Feuchtigkeit und Näße nicht leicht schaden. Der Faden, woraus diese Seile verfertigt werden, wird theils aus den Blättern der Aloepflanze, theils aus denen der Agave erhalten, woraus die

Fäden seit einiger Zeit in England unter dem Namen »Manillahanf« in den Handel gebracht worden sind. Nach angestellten Proben haben die Aloeseile im Durchschnitte, bei gleich viel Fäden und gleicher Drehung, eine vielmal größere Stärke als die Hanfseile gezeigt. Versuche, um solche bei Maschinen anzuwenden, wo sie über Rollen laufen, haben dargethan, daß ihre Dauer gegen Hanfseile zehnfach ist, wenn die Durchmesser gleich sind; hierzu trägt ihre geringere Steifigkeit viel bei. Zum Befestigen der Pferde mit der Leine, in Ställen ꝛc., wo eine fortwährende Reibung und Bewegung Statt findet, haben die Aloeseile vorzügliche Dienste geleistet. Dieselben verlieren bei ihrer Durchnässung nichts von ihrer Tragfähigkeit, während jene von Hanf unter gleichen Umständen ein Drittel einbüßen. Wenn neue Aloeseile in Wasser gelegt werden, so verkürzen sich solche nur um zwei Prozent, während die Hanfseile sich um neun Prozent zusammenziehen. Laut glaubwürdigen Versicherungen werden diese Agaveseile deshalb bereits bei dem Militärfuhrwesen in den Niederlanden nach und nach eingeführt.

Diese merkwürdige Pflanze wächst frei, beinahe auf allen an dem Meere gelegenen Gegenden in der ganzen langen Strecke Dalmatiens, nämlich von der Insel Arbe angefangen bis Cattaro, und blühet nicht selten. Sie vertritt hier häufig wegen ihrer Stacheln an den Blättern die Stelle undurchdringlicher Zäune

um Aecker, Weingärten und Oliven-Plantagen. Franz Edler von Portenschlag-Ledermayer, dem die Ehre zu Theil wurde, Allerhöchstihre Majestäten den Kaiser und die Kaiserin im Jahre 1818 in den Monaten April, Mai und Juni auf ihrer Reise nach Dalmatien als Botaniker zu begleiten, sagte: Die Baum-Aloe ist dort der Schafzucht halber ein verhaßtes Kraut, das man mit Feuer und Schwert zu vertilgen bemüht ist (Archiv Hormayr's Nr. 56 u. 57. 1824. Seite 311.). Die Gegenden, wo sie vorzüglich häufig wächst, sind die Inseln Bua, Solta, Lesina und besonders Lissa. Ueberhaupt bedeckt sie hierlandes große Strecken des steinigsten Bodens. In der Gegend von Zerra trifft man sie vorzüglich auf der Insel St. Paolo am Ufer und nicht selten blühend an.

Die Agave scheint die Seeluft zu lieben und überhaupt eines hohen Grades von Wärme zu ihrem Gedeihen zu bedürfen.

Die Engländer holen jährlich, wie mich ein Augenzeuge versicherte, Schiffsladungen voll Blätter in Palermo ab, um sie dann in den englischen Fabriken zu bearbeiten. Die Spitzen oder Stacheln an dem Rande der Blätter werden dort in Holz, Bein, Silber und Gold eingefaßt und tausendweis als Zahnstocher in den Handel gebracht.

Die feinsten Fäden, welche die inneren Blätter geben, die dem Blumenstiele oder dem Herze näher sind, werden zu Spitzen und einer Gattung Zeug verwen-

det, welcher dem Gingas sehr ähnlich ist, ja es scheint, daß der echte Gingas ausschließlich aus diesen Pflanzenfasern gemacht werde.

Ferner werden sie verwendet zur Verfertigung künstlicher Blumen aus Seide, Papier und anderen Stoffen, dann zur Ergänzung und Vervollkommnung besonders jener bartförmigen Theile derselben, welche gegen den Mittelpunkt sich befinden, wozu sie wegen ihrer Elastizität sich besonders eignen.

Man gebraucht sie zur Verschönerung der Frauenkleider und Hüte, zu Stickereien, da diese Fäden sehr gerade sind, jede Farbe annehmen und nebst dem den Glanz behalten. Sowohl die feinsten und stärksten Fäden, welche die innern Blätter geben, wie auch die Fäden der äußern größern und daher ergiebigeren Blätter werden zu Zeugen gewebt, welche Hemden, Servietten, Lein- und Tischwäsche, Schnupftücher geben. Ferner werden Rebschnüre, Gurten, Fischernetze, Packleinwand und dergleichen daraus gemacht.

In Amerika wird aus dem Safte der fleischigen Blätter eine Gattung Wein, Essig, Honig und Zucker bereitet. Hier sind mir noch keine ähnlichen Versuche bekannt geworden, welche aber in vieler Hinsicht wünschenswerth wären.

Uebersicht der jährlichen Tabakernte in Ungarn.

Nach einer Durchschnittsberechnung soll sich das Quantum einer jährlichen Tabakernte in Ungarn auf mehr als dreimalhunderttausend Zentner belaufen, und zwar:

104,000 ca. in den Csanáder Csongráder, Bácser, Békeser Komitaten und im Banate, unter dem Namen Sczegediner;

68,000 ca. in den Baranyaer, Somogyer und Tolnayer Komitaten, unter dem Namen Fünfkirchner;

76,000 ca. in den Biharer, Szabolcser, Szathmárer und Zempliner Komitaten, unter dem Namen Debrecziner;

18,000 ca. im Heveser Komitat, unter dem Namen Debröer;

10,000 ca. in den Neograder und Honther Komitaten, unter dem Namen Weitzner Gebirgstabak;

12,500 ca. im Szalader Komitat, unter dem Namen Insulaner Cserbel;

5,000 ca. in dem Oedenburger Komitat, unter dem Namen Lettinger;

2,400 ca. im Eisenburger Komitat, unter dem Namen Jánoshazer;

2,600 ca. im Pesther Komitat, dreierlei Sorten;
1,500 ca. im Komorner Komitat, unter dem Namen Végher;

300,000 ca. Zentner. Diese, gering gerechnet, mit Transportlohn bis an die ungarische Grenze im Durchschnitte à $6\frac{2}{3}$ Fl. C.-M. pro Zentner, bringen eine jährliche Einnahme von zwei Millionen Gulden in C.-M. Herr Martin von Schwartner in seiner Statistik des Königreichs Ungarn vom Jahre 1798 giebt ebenfalls an, daß vor 8 oder 10 Jahren (also im Jahre 1788) in Ungarn und Kroatien zusammen schon damals über 300,000 Zentner Tabak erzeugt wurden; welche Angabe zu jener Zeit unrichtig erscheint. (Z. f. O., I. u. H.)

Uebersicht der Schifffahrt und des Handels des ungarischen Küstenlandes im Jahre 1837.

Im verflossenen Jahre sind in den ungarischen Häfen von folgenden Nationen Schiffe eingelaufen: österreichische, englische, französische, preußische, russische, päpstliche, neapolitanische, lübeckische, schwedische, norwegische, holländische, sardinische, griechische, walachische und amerikanische, — im Ganzen 3049 von

80,753 Tonnen leer, und 2858 von 49,044 Tonnen mit Fracht.

Der Werth der Ausfuhr beträgt:	3,352,341	Fl. C.-M.
„ „ „ Einfuhr „	1,401,118	„ „
folglich ist die Handelsbilanz mit	1,951,223	Fl. C.-M.

für Ungarn.

Von den Waaren sind vorzüglich die folgenden einer besonderen Erwähnung werth, nämlich:

Einfuhr.

	Quantität.	Werth, Fl.
Faßdauben, Stück	294582	44361
Brennholz, Klafter	100	997
Schiffholz, Stück	9462	2692
Bauholz, Stück	748	279
Tabak in Blättern, Zentner	1167 53	21479
Mais, Metzen	49209	168720
Wein, Eimer	21901	92820
Weizen, Metzen	48947	199433
Häute und Felle, Zentner	1896	51494
Hadern, Zentner	10039	66595
Papier, Zentner	128	2645
Leinwand, Stück	454	25163
Kaffee, Zentner	2209 30	70456
Zucker, Zentner	2869	67026

Ausfuhr.

	Quantität.	Werth, Fl.
Faßdauben, Stück	5086271	832400
Brennholz, Klafter . . .	4250	42513
Schiffholz, Stück	75245	33483
Bauholz, Stück	29723	20162
Tabak in Blättern, Zentner .	34116	621220
Mais, Metzen	140310	532437
Wein, Eimer	3186	15200
Weizen, Metzen	48856	193497
Häute und Felle, Zentner . .	1552	22161
Hadern, Zentner	54030	509885
Papier, Zentner	404	26620
Leinwand, Stück	251	13960
Kaffee, Zentner	794	24393
Zucker, Zentner	481	10909

Die Pferdezucht.

Die meisten Pferde, der absoluten Zahl nach, haben Ungarn, dann Galizien; jedes über eine halbe Million, und beide zusammen mehr als alle die übrigen Länder der Monarchie im Ganzen. In Ungarn sind vorzüglich die Pußten zwischen der Donau und Theiß, dann im Südosten des Reiches für die Zucht

dieser Thiere bestimmt; in diesen Gegenden, wo die Landwirthschaft sehr einfach ist und viel Boden ohne Anbau liegen bleibt, befriedigt der Magyare leicht seine Vorliebe für die Pferdezucht. Mehrere Kameralpußten sind von Armeniern in Pacht genommen und zu gleichem Zwecke benutzt. In diesen beiden Ländern bestehen auch die größten Etablissements für die Pferdezucht, insbesondere zur Erhaltung tauglicher Beschäler, und zwar die landesfürstlichen Militärgestüte zu Mezöhngyes im Csanader, und Babolna im Komorner Komitat in Ungarn, und zu Radautz in der Bukowina. Das zu Mezöhngyes unterhält über 2900 ärarische Pferde und hat hierzu einen Flächenraum von 27,440 Jochen angewiesen. Jenes zu Babolna, mit 540 Aerarialpferden, hat 6,880 Joch, und das zu Radautz, mit 1,300 Pferden, eine Herrschaft von 24 Quadratmeilen. Diese (und die zwei anderen Militärgestüte zu Biber und Ossiach) liefern den Provinzialdepots jährlich eine bestimmte Anzahl von Beschälern gegen einen gewissen Geldbetrag als Ersatz für die Gestütsauslagen. Außerdem besteht ein kaiserliches Hauptgestüt zu Koptschan (Kopcsan) bei der kaiserlichen Familienherrschaft Holitsch im Neutraer Komitate, dann mehrere Privatgestüte größerer Gutsbesitzer in Ungarn und in Galizien.

Die österreichische Regierung zog ehemals auf eigene Kosten Pferde in sehr großer Anzahl in verschiedenen Lokalitäten, insbesondere in Mezöhngyes,

wo ihrer nahe an 20,000 beisammen waren; und sie bestritt die Remonten zum Theile mit ihren eigenen Pferden. Diese Pferde erhielten aber nur spärliche Nahrung und waren deshalb nur mittelmäßig; nach der Qualität der Race und nach dem Adel des Blutes und der Abstammung ist es die Nahrung im ersten Alter, welcher die Pferde ihre größere oder geringere Taille und Kraft verdanken. Häufig riß die Sterblichkeit in diesen Gestüten ein, die nach einem fehlerhaften Systeme gehalten waren. Man ist heutzutage auf die wahren Principien zurückgekommen, und die Regierung mischt sich weiter in nichts mehr, als daß sie die verschiedenen Provinzen der österreichischen Monarchie mit Hengsten von guter Race versorgt. Jede derselben besitzt Depots von Hengsten, welche die Regierung aufziehen ließ, anstatt sie, wie ehemals, zu hohen Preisen aus der Fremde zu beziehen. Zur Zucht der Hengste sind fünf Gestüte bestimmt, in welchen bei 3000 ausgesuchte Stuten von hoher Taille und guter Race unterhalten werden. Diese Gestüte sind verbunden, den Provinzial-Depots jährlich 400 zur Verbesserung der Racen vollkommen geeignete Beschäler zu liefern. Diese Anzahl ist darauf berechnet, alle Bedürfnisse zu decken und die Zahl der in den Depots vertheilten Beschäler beständig voll zu erhalten. Da aber aus den verschiedenen Etablissements weit über 400 Pferde hervorgehen, so wird der Ueberrest, der noch bleibt, nachdem der

Bedarf der fünf Gestüte an Beschälern in Mutter- und Arbeitspferden gedeckt ist, an Private verkauft oder um den gewöhnlichen Kaufpreis als Remonte abgegeben. Für jeden an ein Depot abgegebenen Beschäler zahlt die Provinz, welche ihn erhält, 1000 Fl. C. M., eine Entschädigung, die, wie ich weiter unten zeigen werde, zur Vergütung der Erziehungs- und Regiekosten mehr als hinreichend ist.

Die fünf Gestüte, welche jährlich 400 Beschäler an die Provinzial-Depots zu liefern haben, sind Babolna, Mezöhngyes, Radauz in der Bukowina, Biber in Kärnthen, und Oßrack in Krain. Ich habe die beiden Ersten besucht und werde über das, was sie betrifft, im Detail berichten.

Babolna ist ein von Joseph II. gekauftes Gut, welches von jener Zeit an seine gegenwärtige Bestimmung erhielt. Das Etablissement besitzt 7000 Joch Ländereien von guter Beschaffenheit; sie sind von einem breiten und tiefen Graben umgeben, der sie wohl abschließt. Alle diese Ländereien sind kultivirt, und ihr Ertrag dient zum Unterhalte des Personales und der Pferde. Die Wohngebäude des Gestütes oder der Verwaltung liegen im Mittelpunkte. Die Anstalt wird von einem Major unter Mitwirkung von vier Subaltern-Offizieren kommandirt, welche 30 Unteroffiziere und 300 Gemeine unter sich haben. Diese Truppe reicht für alle Bedürfnisse hin und liefert die Ackersleute, die Stallknechte, Wächter rc.

welche alle unter den Vorschriften der Militärdisciplin stehen. 10 Beschäler und 200 Stuten werden zur Zucht, dann 200 Ochsen und 40 Stuten zur Feldarbeit und zum Transporte verwendet. Man findet daselbst Magazine aller Art, ein Spital für die Leute und eine Krankenstube für die Thiere; kurz die Anstalt genügt sich selbst für alle Arten von Bedürfnissen, wie es eine Kolonie thun würde; der Kaiser schießt ihr jährlich 40,000 Fl. vor und wird dafür am Ende des Jahres von den Provinzen entschädiget, welchen Babolna 40—50 Beschäler liefert, deren jeden sie mit 1000 Fl. bezahlen. Die jungen Stuten, welche nicht nothwendig sind, um die alten zu ersetzen, dann die Hengste ohne spezielle Bestimmung werden verkauft: ein Gleiches geschieht mit den nicht verbrauchten Lebensmitteln, und der Erlös dieses Verkaufes deckt die Kultur- und Administrationskosten mehr als überflüssig. Der Ueberschuß beträgt so viel als die Interessen des zum Ankaufe dieser Ländereien ursprünglich verwendeten Kapitals. Auf diese Weise fällt die Anstalt dem Kaiser nicht zur Last und deckt alle Bedürfnisse der Provinzen zu einem sehr mäßigen Preise. Die Produkte sind, was das Blut betrifft, sehr merkwürdig, aber die vierjährigen Füllen sind sehr klein. Auf meine diesfällige Bemerkung erfuhr ich, daß ihre ehemalige Fütterungsweise fehlerhaft und für das Bedürfniß ihrer Entwicklung unzureichend war. Sie erhielten damals größtentheils

Weidefutter; heutzutage ist die Stallfütterung eingeführt, sie erhalten Hafer auf sechs Monate, und die Weide gilt fast für Nichts, selbst in Betreff der Stuten.

Die erhaltenen Resultate haben die Erwartungen übertroffen, und die zwei- bis dreijährigen Füllen haben eine erstaunliche Taille und sind möglichst entwickelt. Es ist eine längst bekannte und unwiderlegliche Wahrheit, daß die mehr oder minder reichliche Nahrung, besonders an Kornfutter, über das Geschick der Füllen entscheidet. Befremdlich ist es daher, daß man in Oesterreich, wo man doch Alles mit Ueberlegung und aus guten Gründen thut, und sich dabei von den Lehren der Erfahrung und der Vernunft leiten läßt, so lange einem so fehlerhaften Systeme anhängen konnte. Der gegenwärtige Direktor, Major Herbert, hat die ersprießliche Veränderung, hinsichtlich der Fütterungsweise, eingeführt. Ich bin überzeugt, daß er noch eine zweite Veränderung vornehmen, nämlich darauf verzichten wird, die vierjährigen Stuten belegen zu lassen, was den Grundsätzen einer guten Zucht offenbar zuwiderläuft. Er hat eine sonderbare Thatsache über die Wirkung der Cholera auf die Pferde seines Gestütes mitgetheilt. In dem Augenblicke, als diese Krankheit unter den Menschen zu wüthen aufhörte, brach eine Epidemie unter den Pferden aus; Alle wurden von einer entzündlichen Krankheit ergriffen, die sich auf die Drüsen und

Lymphgefäße warf und viele Abscesse erzeugte; es starb zwar keins, was man den Blasenpflastern verdankte, die man ihnen am ganzen Körper auflegte, aber sie wurden nach und nach alle davon ergriffen.

Im Allgemeinen bedient man sich in Babolna arabischer Hengste. Wie es scheint, sollte man in den ungarischen Gestüten vorzugsweise englische Hengste verwenden, denn nicht an Blut fehlt es den ungarischen Pferden, sondern an Taille, und englische Pferde würden die Taille vergrößern und dabei doch das Blut erhalten und verbessern. Man baut in Babolna eine Hafergattung, die mir weit vorzüglicher schien als der gewöhnliche. Man nennt ihn chinesischen Hafer; seine Körner sind sehr klein, aber um die Hälfte schwerer als die gewöhnlichen; man braucht blos die Hälfte, dem Volumen nach, zur Aussaat und erhält 30 für 1. Man beginnt, ihn im Großen zu bauen. Der Stand dieses Gestütes an Pferden jeden Alters war 591, und jener des zu den verschiedenartigen Dienstzweigen verwendeten Personals 337.

Diese merkwürdige Anstalt mitten in Ungarn sollte Ungarn ein Beispiel geben, was es aus seiner herrlichen Pferderace machen könnte, anstatt sie auf den Pusztten elend verkrüppeln zu lassen; welchen Schatz es in seiner Pferdezucht dem Lande erobern könnte!

Industrie in Ungarn und Siebenbürgen.

Seit die Dampfschifffahrt die Donau und sämmtliche von ihr durchzogene Provinzen unter die gegenwärtig wichtigsten Partien des europäischen Binnenverkehres erhoben hat, sehen wir eine Menge von Reisenden herbeiströmen, eine Flußstrecke — selten bis Semlin oder Orsova, noch seltener bis Galacz oder zur Ausmündung in das schwarze Meer — meistens nur bis Pesth flüchtig befahren, und als Resultate dieser Reisen im Galopp empfangen wir hinterher entweder ein weitschweifiges Reisewerk oder Skizzen, niedergelegt in Journalen, oder endlich mündliche Stimmen, ausgesprochen an öffentlicher Stätte — alle mehr oder weniger von absichtlichen und absichtlosen Unrichtigkeiten reichlich durchwebt. Man reiste ohne Vorbereitung, verweilte nicht genügende Zeit, bediente sich nicht der wohl unterrichteten Berichterstatter, schrieb und betete seinen Vorgängern nach, oder endlich, man erfand selbst und häufig unter den Eingebungen eines leidenschaftlichen Augenblickes. So sind namentlich fast alle Reisewerke und Journalberichte neuerer Zeit über Ungarn und Siebenbürgen in die Welt gesandt worden. Indessen sind die Bewohner dieser Länder von früheren Jahren her fast gewöhnt an solche Sprache, und nur hie und da hat sich zu-

weilen aus ihnen eine Stimme erhoben, diesen Unfug zu rügen.

Während wir dieses mit vollem Rechte thun und noch häufiger thun sollten, scheint es in der neuesten Zeit aber auch nothwendig zu werden, gegen jene unberufenen inländischen Berichterstatter zu Felde zu ziehen, welche in periodischen Exklamationen über die öffentlichen Angelegenheiten Ungarns und Siebenbürgens herfallen, an jede geringfügige Angelegenheit pomphafte Ankündigungen knüpfen, eitel großsprechen, eine unversiegbare Fülle guten Rathes für die Administration, für Industrie und Handel, für Nationalität und Kultur, für die häuslichen Verhältnisse ergießen, geholt aus den Journalen des Auslandes, das sie nicht kannten und nicht kennen, mit geschwätziger Zunge ausgekramt für das Inland, das sie ebenfalls nie recht gekannt haben und jetzt, bei so mächtig umgestalteten Verhältnissen, nicht mehr zu kennen fähig sind. Es ist das der Rath vom Schreibtische her, ohne gehörige Sachkenntniß, ohne Fähigkeit, selbst Etwas zu leisten, ohne gereiftes Urtheil und ohne Streben, die wahre Wohlfahrt ohne Egoismus und selbsttäuschende Eitelkeit im Auge zu behalten.

Wir überlassen es einer geübteren und besser berufenen Feder, Ungarns und Siebenbürgens Administration, Nationalität, Kultur, häusliche Verhältnisse rc. zur Sprache zu bringen; auf Industrie und Handel, wie sie in beiden Ländern heutzutage den Lie-

besgegenstand Aller, das immer wiedergekaute Thema öffentlicher und privater Zusammenkünfte, einzelner und verbundener Bestrebungen bilden, wollen wir einige Blicke werfen, die beurkunden mögen, in welchem falschen Lichte beide — Industrie und Handel — inner- und außerhalb des Landes betrachtet worden sind und täglich noch — man lese nur die Zeitschriften in der Reihe — betrachtet werden.

Die Industrie liegt in Ungarn so wie in Siebenbürgen noch fast überall erst in der Wiege! — Die Elemente einer gedeihlichen Entwickelung wären da: eine mannigfaltige, reiche Bodenproduktion, eine ausgebreitete Viehzucht, eine kräftige arbeitsfähige, häufig noch wenig beschäftigte Einwohnerzahl, vielfacher Absatz der Erzeugnisse inner- und außerhalb der beiden Länder. Aber diese glücklichen Verhältnisse sind Jahrhunderte lang da, und doch scheint erst in der neuesten Zeit die Industrie einiges Terrain gewinnen zu wollen; die Ursachen liegen klar vor Augen, und gleichwohl nennen wir sie nicht bei dem wahren Namen, oder wir täuschen uns absichtlich, indem wir den beginnenden regen Verkehr für die Industrie selbst ansehen; doch nur wer Deutschland, Frankreich, Holland und England nicht sah, kann das öffentlich aussprechen; der Maaßstab fehlt Jedermann, der ihn nicht wenigstens nach dem Zustande der kultivirteren Nachbarprovinzen anlegt.

Unsere mannigfaltige, reiche Bodenproduktion

und die ausgebreitete Viehzucht haben bisher sammt dem Handel fast gar Nichts für die Förderung der einheimischen Industrie geliefert; fast alle Produkte gingen und gehen roh ins Ausland, um theilweise — verarbeitet und daher zu höheren Preisen — uns wieder verkauft zu werden. Wolle wird unablässig in Massen ausgeführt und — zwei Fabriken etwa abgerechnet — im Inlande keine feinere Gattung Wollenwaaren gearbeitet. Die Baumwolle passirt die Donauhäfen und Fiume; doch findet sie im Inlande fast gar keine gewerbfleißige Hand, denn unsere Garne holen wir aus Deutschland und England. Der Tabak wandert durch die Donau- und Seehäfen in ungeheuren Quantitäten in entlegene Handelsplätze; aber nicht einmal die Mühe eines sorgfältigeren Sortirens der Blätter, geschweige eine fabriksmäßige Verarbeitung findet Statt. Die Weine, welche Kredit besaßen, sind darin bedeutend gesunken; jene aber, die ihn noch immer verdienen, gelangen zu demselben nicht, obwohl, was Frankreich und Deutschland in seinen Weinen durch die ganze Welt verkehrt, Ungarn namentlich ebenfalls ansprechen könnte. — In eben diesem Sinne könnten wir fortfahren, uns zu beschweren, wie die Häute und Felle, die Holz- und Farbewaaren, der Talg und das Wachs, die Soda, die Früchte ꝛc. industriell noch fast als ganz vernachlässigt anzusehen sind, wenn Beschwerden allein der Zweck dieser Zeilen wären. Wir wollten nur

andeuten, daß es übertrieben erscheine, was wir so häufig in dieser Beziehung lesen und hören. Selbst die Runkelrübenzuckerfabrikation, von welcher eben so viel gesprochen wird, deckt kaum das Bedürfniß einiger Kreise; von einer aktiven Ausfuhr als Ueberschuß des inneren Verbrauches kann selbst in zwanzig Jahren die Rede schwerlich sein, nicht zu gedenken, daß der Betrieb dieser Fabrikation nur durch die Wohlfeilheit aller Erfordernisse, nicht in der technischen Vollkommenheit die Produktion und Konkurrenz des Auslandes auszuhalten im Stande ist. — Die Seidenzucht, von welcher erst unlängst die Journale sprachen, existirt fast nur auf dem Papiere derselben.

Die ausgebreitete Viehzucht und der daran unmittelbar geknüpfte Vortheil vom Verkaufe des Ueberflusses an die Nachbarn ist der erheblichste Artikel des Handels; aber gerade die Viehzucht und die Früchteerzeugung werden aufhören Quellen von Einkünften im aktiven auswärtigen Handel zu sein, sobald die Zahl gewerbfleißiger Hände größer und die gegenwärtigen weithin unbewohnten Haiden bevölkerter werden. Die in den auch am besten bevölkerten Partien eben nicht gedrängte Einwohnerzahl beider Länder, kräftig und regsam wie sie ist, kennt noch fast nur die ökonomischen Gewerbe; die städtischen und industriellen sind gegenwärtig in Ungarn und Siebenbürgen entweder gar nicht vorhanden, oder sie befriedigen nur die allergemeinsten Bedürfnisse des

täglichen Lebens, und selbst auf dieser niederen Stufe stehen die Gewerbe in den meisten Komitaten und Stühlen — einige wenige ausgenommen — nur seit sehr kurzer Zeit; unterdessen sind die Kaufleute genöthigt, jetzt, wie ehedem, ihre Waaren aus den Nachbarstaaten zu beziehen und in der That häufig solche Gegenstände einzuführen, zu denen das Material bei uns nutzlos da liegt, und die der gemeinste Arbeiter hier zu erzeugen im Stande sein dürfte.

Mustert man die Reihe geschickter und fleißiger Industriellen, welche sich in beiden Ländern vorfinden, genau durch, so wird sich ergeben, daß die größte Mehrzahl eingewandert ist und selbst von den wenigen Eingeborenen die meisten außer Landes sich ausgebildet haben; frägt man, woher zu jeder neuen Unternehmung die leitenden Individuen geholt wurden und jetzt noch werden, so wird sich die Antwort in gleichem Sinne ergeben; unwillkürlich muß man daher schließen, daß es in beiden Ländern an Anstalten fehle, in welchen solche Individuen sich bilden können.

Und in der That, wer vermag es zu leugnen, daß dem so sei? — Das kleinste deutsche Herzogthum ist in dieser Beziehung nicht so mittellos, ja einige, z. B. Braunschweig, Darmstadt 2c., besitzen Anstalten, welche zwar an Größe und Mannigfaltigkeit dem k. k. polytechnischen Institute in Wien nachstehen, aber für die Bewohner jener Ländchen denn doch dasselbe leisten und ihre kargeren und wenigeren Produkte

unter kunsterfahrenen, gewerbfleißigen Händen vielfach vermehren lehren. Keine einzige technische Lehranstalt besitzt Ungarn und Siebenbürgen, ja selbst keine öffentliche ökonomische; denn die letzteren in Altenburg, Keßthely ꝛc. bestehenden sind private und von so geringem Umfange, daß sie auf die Oekonomie nur sehr beschränkten Einfluß üben können.

Wir haben die ungarische gelehrte Gesellschaft, die Vereine für Wettrennen mit Pferden, für Landwirthschaft, für Kasino's, für Kleinkinderbewahranstalten, für Musik, für das Nationaltheater, mancherlei Aktiengesellschaften, eine Reihe neuer industrieller und ökonomischer Unternehmungen ins Leben treten gesehen, man hat sich der Dampfschifffahrt und der Eisenbahnen auf das Wärmste angenommen; alle diese Interessen haben ihre eifrigsten Vertreter gefunden — alle führten die Worte Industrie, National- und Landeswohlfahrt dabei freigebig im Munde — nur der Schöpfung der Grundlage, der Pflanzschule dieser Industrie, haben sich so Wenige, und diese Wenigen so ohne alle Energie angenommen, daß man behaupten darf, es ist dafür bisher noch sehr wenig geschehen!

Zerstreut in beiden Ländern finden sich hie und da die Reste einer ehedem dagewesenen Industrie; so in den königlichen Freistädten, in der Zips, unter den ungarischen und siebenbürgischen Deutschen; aber diese sind gegenwärtig weit hinter jenen Fortschritten

zurück, welche die Industrie namentlich in der neuesten Zeit sehr rasch gemacht hat, und verlieren daher ihre Bedeutung täglich um so mehr, als ihre Zahl verhältnißmäßig aber auch nicht groß ist. Mit diesen Resten könnten kräftige Keime für die Entwickelung der Industrie im heutigen Geiste gelegt werden, wenn anders die entsprechenden Unterrichtsanstalten da wären. Es hieße die ungarischen, slavischen und walachischen Landesbewohner nicht kennen, wenn man ihnen die Fähigkeit und Lust zu Gewerben und Künsten absprâche, wie wir hie und da lesen und hören; diejenigen unter ihnen, welche das Glück hatten, außer Ungarn sich dafür auszubilden, beweisen genügend das Gegentheil, und selbst die im Inlande Unterrichteten haben ihren Lehrern keine Schande verursacht. Es stellt sich mithin auch von Seite der Gewerbsmänner und Künstler heraus, daß eine Industrie- oder technische Schule das wichtigste und dringendste Bedürfniß des Tages ausmache; denn an Mangel einer solchen wohleingerichteten Anstalt, nicht an Fähigkeit und Willen zur Ausbildung, liegt die Ursache dessen, daß die Industrie in Ungarn und Siebenbürgen zurückgeblieben ist und fortan noch zurückbleiben muß.

Wir haben gesagt, eine wohleingerichtete technische Anstalt bedürfen beide Länder; die Fülle und Mannigfaltigkeit der Produkte, die vielfachen Verbindungen, worin beide Länder, namentlich aber ge-

genwärtig Ungarn, durch den Aufschwung der Schiff- fahrt und des Handels treten, und die Konkurrenz, welche sich dabei, so wie bei der ringsum in den Nachbarstaaten mächtig geförderten Industrie und Oekonomie ergiebt, fordern auch bei uns mehr als eine blos beschränkte und einseitige Anstalt für diese Zweige, auf denen die Früchte der künftigen Wohl- fahrt der Bewohner sich entwickeln sollen, denn ge- genwärtig sind alle neuen Unternehmungen meistens den ausländischen nur mechanisch nachgeahmt, ent- behren jedoch der lebendigen Wurzeln, so lange nicht im Inlande die zum Betriebe nöthigen Kenntnisse gesammelt, die materiellen Mittel dazu selbst bereitet und vervollkommnet werden können. Wir wissen, daß im begonnenen Nationalmuseum für eine technische Lehranstalt Projekte bestehen, aber es scheint uns, die wichtigste allgemeine Angelegenheit sei dabei zu weit hinausgeschoben; während wir zu so manchen, wirk- lich mit Grund zu belächelnden neuen Vereinen uns hergeben — häufig nur Spielwerken der Launen Ein- zelner — wäre es wohl gerathener, darin unseren Patriotismus zu bewähren, daß wir dem gemein- samen Vaterlande eine Bildungsanstalt schenkten, deren wohlthätige Wirkungen alle Klassen der Bevöl- kerung gleichmäßig durchdringen, allen Produkten der Heimath die angemessene Verwerthung und allem in- und auswärtigen Verkehr die sicherste Basis abgeben. Es kann keine Anstalt auf das Gesammtwohl aller

Stände und aller Provinzen unseres Vaterlandes energischer und folgereicher einwirken, als gerade eine wohleingerichtete öffentliche technische Lehranstalt, wie solche in den bereits 1818 und 1836 ausgesprochenen landesväterlichen Absichten lag.

Wir wollten blos andeuten, daß dieselbe eben so nützlich als nothwendig sei, und daß ohne sie die einheimische Industrie nie wahrhaft gedeihen könne. Nicht Reichthum an mannigfachen Produkten und reger Verkehr damit, nicht glückliche Lage für Gewerbe und Handel allein genügen, um unsere künftige Wohlfahrt sicher zu begründen: wir müssen die Mittel zur Verarbeitung unserer Produkte und zu ihrer Verwerthung selbst handhaben, damit in den Verkehr eintreten und dadurch die günstige Lage unseres Vaterlandes wahrhaft ersprießlich machen. Doch darf man hiermit auch nicht allzu lange zögern, denn die Konkurrenz im Oriente, wohin denn doch der stärkste Strom unseres aktiven Verkehrs gehen mag, will früh festgehalten und gesichert sein, wenn nicht nordische und westliche Richtungen darin vorherrschen und allmälig die uns natürlich näher gelegenen Vortheile verloren gehen sollen.

Ueber die Straßen, ihre bessere Herstellung und Erhaltung, über die Vermehrung derselben, namentlich zu Wasser, und deren konzentrische Verbindung

mit der Donau herrscht in beiden Ländern nur eine Stimme, und wir zweifeln daher nicht, daß — wie schon begonnen — darin eifrigst fortgefahren werden wird. In Siebenbürgen ist die hohe Wichtigkeit der Verbindung mit der Donau auch anerkannt und durch die Bildung der Gesellschaft zur Beschiffung des Altflusses bereits im vergangenen Jahre (nicht vor 1½ Jahren, wie es jüngst im »Adler« hieß) beurkundet worden. An diese Verbindung Siebenbürgens mit der Donau ist unstreitig die Lebensfrage der Industrie in demselben geknüpft; kommt ein regelmäßiger Verkehr auf dem Altflusse demnächst zu Stande und tritt die eben dort besprochene Industrieschule in Hermannstadt wirklich bald ins Leben, so zweifeln wir keineswegs an dem Erfolge der gehegten Erwartungen. Ungarn besitzt an der Donauschifffahrt im Großen bereits, was Siebenbürgen, verhältnißmäßig seiner Ausdehnung, an der des Altflusses zu hoffen hätte; hier ist eine von alten Zeiten her bestandene und einst blühend gewesene Industrie unter den Deutschen nur neu zu heben, zu vermehren und zu kräftigen, während sie in Ungarn, mit geringeren Ausnahmen, noch fast gar nicht besteht und neu geschaffen werden muß. Hätte Siebenbürgen bereits die Wohlthat der Theilnahme an dem Verkehr auf der Donau, so würde es daher in industrieller Beziehung rascher vorschreiten und namentlich im Oriente früher ergiebiges Terrain gewinnen als Ungarn, welchem ohnehin auch eine

zweite Richtung nach dem adriatischen Meere hin als reichlicher Absatzpunkt geboten ist.

Anstalt zur Beförderung des Handels und Stand der Industrie im Schimeger Komitat.

Herr Anton von Bezerédy zu Nagybanya theilt im „Ismertetö" in seinem gehaltreichen Aufsatz „Somogy vármegye gazdasági és kereskedési tekintetben" (das Schimeger Komitat in ökonomischer und merkantilischer Hinsicht) unter anderen folgende schätzbare Data über die beschlossenen Anstalten zur Beförderung des Handels und über den gegenwärtigen Stand der dasigen Industrie mit. Der Mangel an guten Straßen hinderte bisher in nicht geringem Maaße das Aufblühen des Handels, denn die Poststraßen durchschneiden zwar überall die Grenzen des Komitats, allein sie dehnen sich sehr zweckwidrig nur von Lölle nach Marczal gegen Kanischa etwas ins Innere aus, aber noch in beträchtlicher Entfernung von der Mitte des Komitats. Diese Poststraßen sind (einige noch nicht gemachte Strecken ausgenommen) trotz dem Mangel an Steinen gut gebaut, und die Strecke von Dereg-Lak bis Lölle kann anderen Komitaten zum Muster dienen, wie man gute Straßen bauen soll;

allein der größte Theil des Schimeger Komitats ist von ihrer Benutzung zum Handel ausgeschlossen, und man kann sagen, daß das Schimeger Komitat für andere, nicht für sich Straßen baute, indem die Schimeger, mit Ausnahme der nach Weßprim, Stuhlweißenburg und Pesth Reisenden, auf ihren besten Straßen am wenigsten fahren. Ungeachtet diese Poststraße wegen der Postverbindung und wegen des allgemeinen Besten nothwendig war und die Aufopferung des Komitats zu ihrer Zustandebringung vorzüglich den Dank der Kroaten und der Bewohner des ungarischen Seedistrikts verdient, so wäre dennoch für das Schimeger Komitat eine Kommerzialstraße von größerem Nutzen gewesen. Um diesen Mangel zu ersetzen, beschlossen die Stände des Schimeger Komitats, eine neue, das ganze Komitat durchschneidende Handels- und zugleich Poststraße anzulegen, und haben bereits dazu die Genehmigung der königlichen ungarischen Statthalterei erhalten. Diese Straße wird das Komitat über Keßthely, Marczal, Nagybanya und Lad mit Fünfkirchen in Verbindung bringen durch die über den Plattensee (Balaton) bei Fenék erbaute hölzerne Brücke, die bereits zu Ostern eröffnet werden soll, welche das Schimeger Komitat ins Dasein rufen wollte, jedoch Graf Ladislaus Festetics, als Grundeigenthümer das nächste Recht dazu behauptend, auf eigene Kosten bauen ließ. Durch diese neue Straße wird ein regelmäßiger Postenlauf erzielt wer-

den, die von Wien über Oedenburg, Keßthely, Marczal, Nagybanya, Fünfkirchen und Essek in die Türkei Reisenden werden sechs bequeme Stationen erhalten, und der Verkauf des Getreides wird dadurch befördert werden, denn die Getreidehändler aus dem Eisenburger und Oedenburger Komitate werden nicht mehr durch die schlechten Wege um den Balaton abgeschreckt werden, sich ins Innere des Schimeger Komitats zu begeben. Nach der Beendigung dieser Straße, deren Zustandebringung aus Mangel an Steinen mehrere Jahre erfordern dürfte, wird es nöthig sein, die Mitte des Schimeger Komitats durch eine Straße über Nagybanya und Inke mit Kanischa zu verbinden, denn Kanischa (im Szalader Komitat) wird auch nachher für den Handel des Schimeger Komitats ein wichtiger Platz bleiben. Es dürfte sich auch eine Aktiengesellschaft finden, die von Wien nach der Türkei und von Pesth nach Fiume eine Eisenbahn durch das Schimeger Komitat anlegen wird, wodurch der Schimeger Handel ganz aufblühen könnte. — An Fabriken leidet das Schimeger Komitat, wie die meisten ungarischen Komitate, Mangel, doch hat der Graf Ladislaus Festetics eine bedeutende Glashütte auf seiner Herrschaft Hárságy; zu Kapos, Kis-Marczal und Szomajom giebt es Oelpressen, welche aus einer großen Quantität von Schimeger Repssaamen Oel pressen. Herr Ladislaus v. Czindery ist Willens, zu Szigetvár eine Zucker-

fabrik anzulegen. Im Schimeger Komitat werden zu Szigetvár eine Menge schwarze thönerne Pfeifen verfertigt, die auch in Wien Käufer finden. Zu Kapos werden wasserdichte Hüte und Tabakspfeifen verfertigt. Handwerker findet man in hinlänglicher Anzahl zu Szigetvár, Kaposvár, Marczal, Keßthely *), Nagybanya und an anderen Orten, worunter sich auch solche befinden, die ihre Profession gut verstehen; dagegen giebt es viele solche, die als Gesellen nicht aus dem Schimeger Komitate wanderten und nur bei solchen Meistern waren, die sie mehr in ihren Weingärten als Werkstellen verwendeten, und die sich dennoch ihre Pfuscherarbeit theuer bezahlen lassen. Die Schimeger Bauern geben sich gern mit dem Rindviehhandel ab, und viele führen aus dem Csongrader Komitate junge Ochsen von 2 bis 3 Jahren (**tinókat****) auf Spekulation ein. Manche treiben auch Pferde- und Schweinehandel. Die meisten Bauern ziehen daher vor, die zum Handel bestimmten Ochsen zu weiden und zu füttern, als sich auf Handwerke zu verlegen, wozu sie keine Neigung fühlen. Doch geben sich die Weiber mit Weben und die Männer mit

---

*) Der im Szalader Komitat gelegene Marktflecken Keßthely ist nur aus Versehen hierher gerechnet worden.

) Der Magyar hat ein eigenes Wort, **tino, zur Bezeichnung eines zwei- bis dreijährigen Ochsen.

der Wagnerarbeit ab; bis auf die Räder verfertigen sie die Wagen und Pflüge selbst.

Die k. k. siebenbürgische Militärgrenze und die Quarantänen.

Das Institut der Militärgrenze und der unmittelbar daran geknüpften Quarantänen (Kontumazen), wie sie in Ungarn und Siebenbürgen bestehen, gehört zu den trefflichsten Staatseinrichtungen Oesterreichs, welche die weise Regierung theils (zwar hauptsächlich Anfangs) zur Vormauer gegen die Einfälle der Türken, theils aber (und zwar hauptsächlich gegenwärtig) zur Schutzwehr gegen die Pestseuche des Orientes aufgestellt hat und handhabt. Nicht nur die Monarchie, sondern auch der größte Theil des civilisirten Europa wurde dadurch vor Unbilden des Krieges und der Pest bewahrt, die sie früher oft und oft überzogen und verheert hatten; die Anstalten wirkten im Stillen fort, ohne viel Aufsehen zu machen und um die Anerkennung der Mitwelt zu werben — wie es ja mit so mancher andern Einrichtung Oesterreichs auch der Fall ist — in der Ruhe und Sicherheit des Landes und in ihrem Gedeihen die Bürgschaft dafür, daß das Beste gethan sei, mehr findend als in dem eitlen Geschwätze der Menge und des

Tages. — Französische, englische und selbst einige deutsche Reisende haben, sei es aus Unwissenheit oder bösem Gemüthe, so Manches an den Quarantänen und der Militärgrenze zu tadeln gefunden, ja sogar ihren Nutzen bestritten; während mehr als 50jährige Erfahrung jenen, und mehr als 100jährige dieser das Wort unleugbar spricht, während Rußland das gegebene Beispiel eifrig nachahmte, und im Augenblicke die Fürstenthümer Moldau, Walachei und Serbien gleiche Einrichtungen, und zwar nach Oesterreichs Muster, treffen, und selbst der türkische Sultan mit ähnlichen Projekten umgeht.

Als die österreichischen Adler auf die jetzigen Grenzgebiete Ungarns und Siebenbürgens siegreich sich herabsenkten, fanden sie fast größtentheils öde und wüste Landstrecken, in denen mehr als hundertjährige Kriegsunbilden das Werk der Menschenhände für immer vernichtet zu haben schienen, und nur hier und da die Spuren einer ehemaligen blühenden Kultur den Muth zu neuem Anbaue anfachten. Es handelte sich darum, Ruhe und persönliche Sicherheit herzustellen, Bewohner und Arbeiter nach und nach neuerdings anzulocken, die menschenleeren Ueberreste von Ortschaften wieder zu beleben. Die Warasdiner, Karlstädter und Banalgrenzgeneralate erhielten zuerst festere Ausbildung; ihnen wurden in der Folge die übrigen Grenzdistrikte allmälig angereiht, und die ganze Strecke von den Grenzen Dalmatiens bis

zu dem eisernen Thorpasse, welcher aus dem Temeswarer Banat nach Siebenbürgen in das geschichtlich so merkwürdige, romantische Hatzegerthal führt, war bereits zur stattlichen Militärkolonie umgewandelt und hatte die Wichtigkeit und den hohen Nutzen des Institutes vollkommen bewährt, als der damals in Siebenbürgen kommandirende General Buccow im Jahre 1761 der Kaiserin Maria Theresia den Vorschlag machte, auch in Siebenbürgen Grenzkordone durch Militärkolonien zu bilden. Der genehmigte Vorschlag wurde bis zum Jahre 1766 ausgeführt, und sechs Regimenter, zwei Szekler und zwei walachische Infanterieregimenter, Szekler Husaren und ein walachisches Dragonerregiment machten die Grenzmiliz Siebenbürgens aus, jedoch nur bis zum Jahre 1770, wo das Dragonerregiment mit den übrigen verschmolzen ward und mithin aufhörte. Schon 1778 rückten diese Truppen das erste Mal in den Reihen des k. k. Heeres gegen die Preußen ins Feld und haben seit dieser Zeit in allen Kriegen Oesterreichs als tapfere Soldaten mitgefochten, während sie im Frieden zu Hause den Anbau ihrer Ländereien mit musterhaftem Fleiße betreiben und zu allen Zeiten als treue und zuverlässige Grenzhüter dem nicht selten äußerst schwierigen und gefährlichen Kordonsdienste unverdrossen sich hingeben.

Die siebenbürgische Militärgrenze beginnt im Südwesten des Landes bei dem eisernen Thorpasse,

wo sie sich an die Banater Militärgrenze anschließt, umfaßt die ganze Süd- und Ostgrenze des Großfürstenthums gegen die Walachei und Moldau hin und endet im Norden des Landes an der Grenze der Bukowina und Ungarns. Sie ist gegenwärtig, wie erwähnt, in fünf Regimentsbezirke eingetheilt, deren zwei von Szekler, zwei von walachischer Infanterie und einer von Szekler Husaren bewohnt werden. Die oberste Leitung der ganzen Militärgrenze in militärischer, politischer, ökonomischer und gerichtlicher Hinsicht wird von dem siebenbürgischen Generalkommando nach den vom Kaiser sanktionirten Reglements geführt. Jedes der fünf Regimenter hat einen Obersten und Kommandanten, welcher in seinem Regimentsbezirke der Chef der gesammten Verwaltungszweige ist. Jedes Infanterieregiment ist in zwölf Kompagnie-, das Husarenregiment in acht Eskadronsbezirke getheilt; in jedem dieser kleineren Theile steht dem Hauptmann oder Premier-Rittmeister die spezielle Verwaltung zu. In geistlichen Angelegenheiten unterliegen die Grenzer, gleich den Provinzialisten, den geistlichen Landesbehörden ihrer Konfession. Für die Leitung des Sanitätswesens ist in jedem Regimentsbezirke ein Regimentsarzt mit Ober- und Unterärzten sowie mit dem thierärztlichen und Hebammenpersonale angestellt. Die ökonomischen und Rechnungsgeschäfte leitet der Regiments-Rechnungsführer mit dem nöthigen Personale; die gerichtlichen Ange-

legenheiten der Regimentsauditeur, welchem in den Szekler Regimentern und im ersten Walachenregimente besoldete Advokaten (Grenzprokuratoren) zur Betreibung der Realrechtssachen der Grenzer vor den Provinzialgerichten beigegeben sind. Ueber die Schulanstalten wacht der Oberlehrer; das Lehrerpersonal und der Unterricht befinden sich unter seiner Direktion. Die Bauangelegenheiten sammt dem für den Regimentsbezirk bestimmten Handwerkspersonale stehen unter der Leitung eines eigenen Offiziers. Einheit der Tendenz aller Behörden, rasche Amtshandlung und weise Fürsorge für sämmtliche Bedürfnisse der Untergebenen sind die Vorzüge der Grenzverwaltung; der blühende Zustand der Grenzbezirke hat dieselben auf das Glänzendste bewährt.

Der Militärgrenzer steht in einem doppelten Verhältnisse zum Staate, als geborner Soldat nämlich und als Bürger und Landmann. Als Soldat hat er nächst der für die Linientruppen geltenden Unterordnung unter die bestehenden Dienstesvorschriften in rein militärischen Angelegenheiten auch noch ganz besondere Verpflichtungen. Er versieht die Militärdienste im Innern des Regimentsbezirks unentgeltlich; wird er aber außer demselben zur Dienstleistung verwendet, so tritt er ganz in die Verhältnisse der übrigen Feldtruppen; seine Hauptbestimmung besteht jedoch in der Bewachung des Grenzkordons, und sie ist im Frieden seine wichtigste

Diensteslleistung; dafür empfängt er während derselben eine tägliche Löhnung von 4 Kreuzern als Infanterist, 8 Kreuzer als Kavalerist. Die Montour und das nöthige Dienstpferd schafft er sich selbst an, die Bewaffnung giebt der Staat her. — Als Bürger und Landmann steht dem Grenzer das volle Eigenthum seiner beweglichen Habe, das volle Nutzeigenthum seiner Grundbesitzungen zu. Hinsichtlich des Grundeigenthums richtet er sich nach den Landesgesetzen und den durch das Axiom, daß die Militärpflicht auf dem Grundbesitze haftet und ihre Erfüllung durch denselben bedingt wird, nöthigen Einschränkungen. Er ist nicht Unterthan eines Grundherrn, entrichtet an den Staat keine Abgaben und leistet nur seinen verhältnißmäßigen Beitrag zu den allgemeinen Landesarbeiten. Persönlich verpflichtet, sich als Soldat zu stellen, kann er nur mit Erlaubniß seiner vorgesetzten Behörden in einen andern Stand übertreten, was ihm nur selten versagt wird. — In politischen Angelegenheiten hat er seine eigenen Gemeindeobrigkeiten. — Außer den Normalschulen — (vorzügliche Lehramtskandidaten werden für diese auf Staatskosten nach Laibach und Lemberg gesendet, um daselbst den pädagogischen Lehrkurs zu ihrer Vervollkommnung mitzumachen; über 7000 Kinder besuchen die Normalschulen) — bestehen für die besondere Ausbildung der jungen Grenzer zum künftigen Militärdienste zwei Grenzerziehungshäuser; für die

Szekler zu Kèzdi-Vásárhely, für die Walachen zu Nászod; jenes wurde 1817 gestiftet und unterrichtet insgesammt 100 Aerarialzöglinge, dieses besteht schon seit 1785 und bildet 50 Zöglinge.

Die Ortschaften der Militärgrenze zeichnen sich durch Ordnung und Reinlichkeit ihrer Häuser und Gehöfte, sowie durch sorgfältigen Anbau ihrer Felder und geregelte Benutzung ihrer Wiesengründe überall sichtlich aus. Im Innern des Hauswesens waltet meistens jene Genauigkeit und Nettigkeit, die selbst das einfachste ärmliche Hausgeräth mehr ziert als künstliche Formen und Farben; die Hausfrau setzt einen Ruhm darein, den (in der Regel) ungeheuren Kamin sauber zu halten, wozu sie theils Kalkanstrich, theils Thonfarben zu Hilfe nimmt und namentlich für Sonn- und Feiertage dieselben regelmäßig auffrischt. Nächst dem Ofen ist vorzüglich das Bett Gegenstand eines eigenthümlichen Luxus; Federpolster werden aufeinander gehäuft beinahe bis zur Höhe der Stubendecke, und je höher diese Last emporsteigt, desto eitler sorgt die Hausfrau für deren stets nette und hübsche Erhaltung. Die Polster haben an ihren Ueberzügen allerlei künstliche Nähtereien und Stickereien in verschiedenen Farben, meist roth oder blau, zu Verzierungen in die Länge und Breite, besonders aber an den hervorstehenden Seiten; diese Zierrathen rühren bald von jungen kunstfertigen Töchtern oder alten, ausschließlich damit beschäftigten Matronen

her, bald sind sie als Erbtheil von den Großältern bis auf die Enkel übergegangen. Nicht selten ist vor diesem Paradebette (denn darauf wird in der Regel nicht geschlafen; höchstens bei Hochzeiten oder wenn man einen einkehrenden Fremden beehren will, legt man Hand daran) in geringer Entfernung vom Plafond eine Querstange hängend angebracht, woran Handtücher, mit Stickereien und Fransen an den Enden, und andere Tücher ausgebreitet herabhängen und zur Ausstattung des Zimmers wesentlich beitragen. An den Seitenwänden des Zimmers und über den Fensterräumen läuft gewöhnlich ein Rahmen fort, an dessen zahlreichen Nägeln Krüge aller Art, über denselben aber vorzüglich Teller, bunt bemalt, ringsum gleichsam die Basreliefs der Wände bilden. In diesen Krügen verbirgt die Hausfrau, die Tochter des Hauses, ja zuweilen auch der Hausherr manches Geheimniß, auch dienen sie oft zur Verwahrung der kleineren Hausbedürfnisse, ja selbst des kleinen Hausschatzes. Bänke kleiden tiefer unten ringsum die Wände aus und einige davon geben gleichzeitig Truhen für die Toilette des ganzen Hausstandes ab. Ein Schubladkasten macht nebst dem Tische, seltner auch einigen Sesseln von Holz, die übrige wichtigste Einrichtung des Hauses aus; ein Behältniß für das Salz, gewöhnlich ein bunt bemaltes Hängekästchen, fehlt nie. In der Küche ist nächst den gewöhnlichen höchst einfachen Töpfen und übrigen Geschirren der

kupferne Kessel die unentbehrlichste Geräthschaft, den der Wohlhabendere größer und kleiner in mehreren Exemplaren besitzt, und der zum Kochen, wo es nur möglich, verwendet wird, namentlich zur Bereitung einer Speise, die, dem Brote gleich, unter den Grenzern gebräuchlich ist, der Mamaliga aus Kukurutzmehl. Indessen haben die Wohnungen der Grenzer manche charakteristische Verschiedenheit, je nach der Gegend, in der sie wohnen. Die Gebirgsbewohner (und das sind die Szekler meistens) besitzen leichte Häuser von Holz, offen und frei, ausgedehnt und geräumig, Scheune und Stallung in gleichem Maaßstabe, Höfe und Gärten weithin ausgebreitet, während die Thalbewohner (und das sind die Walachen größtentheils) auf engere Räume beschränkt sind und häufig jetzt ihre Häuser auch von Mauern aufführen.

Da der Grenzer selbst im Frieden von seinem Hause und der Wirthschaft oft abwesend sein muß, gelangt sein Weib und das ganze Frauengeschlecht zu größerer Selbstständigkeit und Energie, als es unter den übrigen Landleuten üblich ist; sie leitet und verrichtet die Geschäfte des Hauses und der Wirthschaft mit Sicherheit und Kraft, und der Fremde bemerkt mit Vergnügen, mit welcher großen Fertigkeit und Leichtigkeit sie fast Alles thut, was in der Regel dem Manne zusteht; bei den Szeklern, welche theilweise vom Holz- und Breterhandel leben, sieht man die Weiber oft im Walde und in der Sägemühle betrieb-

sam und findet sie nicht selten auf weiten Reisen in das flache Land zum Betrieb ihrer Waaren geschäftig wieder. Dabei leiden die Pflichten der Mutter und Hausfrau möglichst wenig; sie ist die zärtlichste Mutter, denn sie trägt ihr Kind auf ihren Arbeits- und Geschäftszügen mit sich, bereitet ihm irgendwo ein sicheres und ruhiges Schlafplätzchen — gewöhnlich eine Art rasch gebauten Feldbettes — und theilt ihre Erholungsstunde getreulich mit ihm. Früh erhält die Kleine Rocken und Spindel, womit sie Anfangs nur Werg verarbeiten darf; frühe hilft sie die Pflege der Hausthiere besorgen, bei der Nätherei, der Wäsche und in der Küche der Mutter zur Seite stehen; frühe theilt sie die harten Feldarbeiten und lernt furchtlos auf bedeutende Entfernungen in Feld und Wald umherreisen, indem sie tagelang dem weidenden Vieh nachgeht, und so gewöhnt sie sich früh an Entbehrungen und Beschwerden, wie sie in ihrem Leben häufig ihrer warten. Unterdessen übt sich der Knabe und Jüngling nicht nur in seinen ländlichen Arbeiten gleichfalls eben so früh ein, sondern er lernt zugleich auch die Waffen führen, wird militärisch tüchtig abgerichtet und gewinnt zeitig genaue Kenntniß von den verborgenen Fußsteigen und den abgelegenen Schlupfwinkeln des Grenzgebietes, das er bewachen soll. Genügsam, abgehärtet gegen alle Witterungsunbilden, von kräftigem Körperbau und keine Gefahren scheuend reift er zum Manne und jenem zuver-

lässigen Grenzsoldaten heran, den nicht leicht irgend ein Soldat aus der Linie ersetzen könnte.

Die Sitten der Grenzer sind höchst einfach und beinahe durchgehends unbescholten; der kriegerische Geist, welchen die Militärverfassung unter sie gebracht hat, regte die von Natur etwas weichen Szekler und die mitunter etwas trägen Walachen sehr wohlthätig auf und spornte sie zu dem edlen Ehrgeiz an, ohne den selten etwas Gutes geschieht. Die Szekler bewahren selbst in der Grenzverfassung noch sehr viele kleine nationale Eigenthümlichkeiten, während die Walachen dieselben größtentheils abgelegt haben und auch die deutsche Sprache gern und schnell erlernen und deutsche Sitten und Gebräuche sich leichter aneignen.

Die Uniform der Militärgrenzer gleicht in ihren Bestandtheilen und ihrem Zuschnitte ganz jener der übrigen k. k. Regimenter; ihre Röcke haben kaffeebraune Farbe, die Aufschläge sind bei den Szeklern rosenroth, bei den Walachen grün; die der Husaren ist die gewöhnliche und die Beinkleider gleichen denen der übrigen ungarischen Regimenter; ihre Riemen sind schwarz. Außer dem Dienste und zu Hause tragen sie die landesüblichen Trachten, bringen aber gern an dem grauen oder schwarzen Kaftan (Seké) etwas von der Farbe des Regiments als Verzierung an, so z. B. am Kragen oder an den Aermeln. Die Frauen der Szekler kleiden sich in der Regel rein

und die meisten sogar niedlich; an einem Feiertage oder auf einem Jahrmarkte sieht man sie in vollem Staate, wo denn bei den Mädchen zu den lang über den Rücken hinabfallenden Zöpfen, mit bunten Bandschleifen endend, den über den Kopf zierlich gebundenen meistens bunten Tüchern und den darauf angedrückten runden Hüten ein baumwollenes Hemd, ein eng anliegendes buntes Leibchen, ein lebhaft gefärbter Rock sammt einer hübschen Schürze und rothen Stiefeln den Anzug vollenden, worin ihre wohlgebauten Taillen sich recht vortheilhaft darstellen. Reiche blonde Haare, feurige blaue Augen, kleine gut geformte Nasen, volle frische Wangen, ein gutmüthiger Zug um den kleinen Mund und das zarte Kinn verleihen dem Gesicht einen sehr angenehmen Ausdruck. Die Frauen schneiden die Haare meistens kürzer ab, setzen Hauben von verschiedenen Farben auf, worunter die schwarzen mit Spitzen gezierten gewöhnlich den Sonntagsputz abgeben, und überlassen, im übrigen Anzuge einfacher als ihre Töchter, diesen die Eitelkeit der gewählten Farben und Formen. Ohrringe, Fingerringe und Perlen um den Hals, eine bunte Schleife auf dem Hute und dann ein Blumenstrauß fehlen der wohlgeputzten jungen Szeklerin nie.

Die walachische Grenzerin huldigt in ihren jungen Jahren einem bunten Anzuge, ebenso als die Szeklerin, jedoch in der Weise ihrer Nation; ein blendend weißer Turban, zierlich um Kopf und Hals

gewunden, ein gleiches Hemd, an der Brust und an den Aermeln reich mit Nähtereien und Stickereien in rother, blauer oder gelber Farbe geschmückt, eine doppelte Schürze, die hintere buntscheckig, die vordere schwarz, rothe Stiefel und ein Leibchen von Pelzwerk, reich verbrämt und mit buntfarbigem Leder verziert, bilden die Hauptbestandtheile des Anzuges, den der schwarze wollene Kaftan vollendet. Eine zierliche Schnur meistens rother Perlen, mehrfache Reihen durchlöcherter silberner Münzen über Hals und Brust gehängt, Ohr- und Fingerringe fehlen der wohlgeschmückten Walachin auch nie. Nicht selten gewahrt man die Mädchenköpfe ohne Bedeckung mit künstlichem Haargeflechte geziert, Bänder und Blumen eingewebt; gern läßt selbst die junge Frau einen Theil der dicken Zöpfe unter dem Turban hervorgucken, und häufig erinnern die meistens dunkeln Haare, die schön gewölbte Stirn, die lebhaften großen, dunkeln Augen mit den langen Wimpern, die wohlgeformte gebogene Nase, das runde volle Gesicht mit den blühenden Lippen und blendendweißen Zähnen und der muskulöse Hals an die Römerinnen.

Die Nahrung des Grenzers ist ungemein einfach; mehr noch beim Walachen als bei dem Szekler, denn jener wird größtentheils durch die häufigen Fasttage, wozu ihn seine (griechische) Religion anhält, auf die vegetabilische Kost fast ausschließlich angewiesen. Das Hauptnahrungsmittel für alle Mahl-

zeiten, Früh, Mittags und Abends, bildet der Mais (Kukurutz), dessen Mehl theils in Form von Brot verbacken, größtentheils aber zu einer Art Potenta (Mamaliga) täglich frisch bereitet statt des Brotes dient; nicht selten sieht man die ganze walachische Familie ein Stück Mamaliga mit Zwiebeln genügsam verzehren, oder ein einziges Stückchen eingesalzenen Fisch dazu genießen; zu Milch, Käse, Fleisch ꝛc. giebt die Mamaliga den steten, dem Weizen- oder Roggenbrot vorgezogenen Begleiter auf dem Tische ab.

Die Quarantänen in Siebenbürgen sind auf der Grenzlinie theils gegen die Walachei, theils gegen die Moldau aufgestellt unter dem Namen Kontumazämter; die Namen jener sind: Vulkan, Rothenthurm, Törzburg, Tömös und Bodza; dieser Ojtor, Gyimer und Tölgyer. Reinigungsanstalten zur Erleichterung des täglichen Grenzverkehrs und der Viehwirthschaft bestehen mehrere den Kontumazämtern untergeordnet und heißen Rastelle. In Dienstesangelegenheiten hängen die Quarantänen allein von dem k. k. Generalkommando in Hermannstadt ab. Ein Doktor, ein Arzt ꝛc. bilden nächst den Militärposten das Personale, dessen Amtsführung die gewöhnliche militärische Genauigkeit und Zuverlässigkeit auszeichnet.

Ueber die projektirte Verschönerung von Pesth.

Die Beilage zur ungarischen politischen Zeitschrift **Jelenkor „Társalkadó"** (der Gesellschafter) enthält in Nro. 38 einen Aufsatz unter dem Titel: „Die Zukunft Pesths in Hinsicht seiner Verschönerung." Herr Szemer, der Verfasser desselben, wirft zuerst einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand Londons, Paris, Wiens, Berlins und der holländischen Städte in Beziehung auf ihre Verschönerungen, wobei er die Vorzüge der Bauart jeder, und die Anlagen um dieselben, besonders aber deren charakteristische Eigenthümlichkeiten hervorhebt. Nach dieser aus eigener Erfahrung geschöpften Skizze geht er auf fromme Wünsche für Pesths Verschönerung über; verlangt vor Allem, man solle entweder trachten, der Stadt und ihren einzelnen Gebäuden und Anlagen irgend ein originelles eigenthümliches Gepräge, das mit der Nationalität im Einklange stände, zu geben, wodurch in den Nachkommen Sinn und Liebe für die Heimath erwachse, was bisher nicht geschehen sei; — oder man solle die Eigenthümlichkeiten von Paris, London u. a. m. verbinden, inwiefern dieselben für Pesth passend seien. Sehr treffend bemerkt Herr S., daß Anpflanzungen von Bäumen und Gesträuchen und Leitungen des durch die Donau bequem gebotenen

Wassers zu den Plätzen und Gassen, so wie Benutzung desselben zu Kanälen für Barken und Flöße, für Pesth alle Berücksichtigung verdienen, da die Stadt, von Natur aus so wie durch die Dampfschifffahrt und die Eisenbahn für den großen Weltverkehr bestimmt, binnen Kurzem ungemein anwachsen müßte. Ob es aber, wie Herr S. wünscht, ausführbar sein dürfte, einem Straßentheile täuschende Aehnlichkeit mit Mailand, dem anderen mit dem osmanischen Stambul; einem Platze gothischen Anstrich, dem andern Hellas edle Ansicht zu verleihen; Chinas, des Orients und Aegyptens Wunder und Schönheiten mit Deutschlands, der Schweiz und Albions Herrlichkeiten zu vermählen, lassen wir dahin gestellt sein. Wir stimmen in die frommen Wünsche des für sein reich gesegnetes Vaterland und dessen Perle, Pesth, erglühenden Verfassers gern ein, insofern sie auf zweckmäßige Verschönerung (d. i. utile dulci) berechnet sind. Dahin gehören gewiß vor allen Dingen Anpflanzungen von Bäumen, sowohl dem Donaustrand entlang als in breiteren Gassen, auf den größeren Plätzen und rings um die Stadt; denn die Natur hat bekanntlich dieselbe in dieser Hinsicht sehr stiefmütterlich bedacht; daß aber diese Bepflanzung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, weiß jeder verständige Pesther; selbst wenn die Natur bei ununterbrochener Sorgfalt Pflanzungen gedeihen läßt, wollen diese gegen Beschädigungen durch Menschen und

Vieh geschützt sein. Reichen die Fonds für beide Bedingungen hin, so wird auch das Bedürfniß von Kanälen Beachtung verdienen, aber gleichwohl noch schwerer ausführbar sein; man denke hiebei an das großartigste Muster in diesem Genre: St. Petersburg! — Aber Kanäle sind schon in kommerzieller Beziehung für die Stadt wichtig und werden daher früher als Anlagen um die Stadt ausgeführt werden. Mit welchen Unkosten letztere begonnen und erhalten werden, sieht man am sogenannten Stadtwäldchen, der einzigen grünen Partie Pesths. Da das Trinkwasser in Pesth durchgehends schlecht ist, Leitungen von Quellwasser nur mit bedeutenden Kosten und selbst dann nur schwer ausführbar wären, artesische Brunnen fruchtlos zu bohren versucht worden sind, sollte an die Benutzung des Donauwassers (das überaus leicht und rein ist) gedacht werden. — Nur wenn solche alltägliche, dringende, sehr dringende Bedürfnisse befriedigt, wenn ein ausgedehnter Uferdamm ausgeführt, alle Straßen geregelt und gepflastert, alle Häuser mit Abzugskanälen versehen sind, wenn ferner die Brücke gebaut, eine Wechselbank errichtet, ein Spital, ein Irren-, Findel- und Waisenhaus gebaut ist u. s. f., dann mag man an eine ideale Verschönerung gelegenheitlich auch denken; nationale Eigenthümlichkeit dürfte aber einer Stadt sehr übel anstehen, welche von den verschiedensten Nationen bewohnt und gebaut wird und

welche in einem Lande liegt, dessen Bewohner überhaupt in Hinsicht der Architektonik keinen eigenthümlichen gemeinsamen Charakter von Bedeutung aufzuweisen haben.

Dr. Wildner über den ungarischen Elementarunterricht.

Ist dieses Bild der physischen Kultur Ungarns leider nicht am anziehendsten, so ist es auch nicht das Bild der geistigen Kultur. Ich will hier nicht behaupten, daß Ungarn keine ausgezeichneten Männer hat, daß in einem gewissen Kreise nicht hinlängliche Gelehrsamkeit herrsche; ich gebe dieses Alles gern zu und kenne sehr viele Ungarn, die mit ihren gediegenen Kenntnissen einem jeden Staate Europas Ehre machen würden und daher am wissenschaftlichen Horizonte Ungarns als Sterne erster Größe glänzen. Allein ich glaube dennoch behaupten zu müssen, daß es theils an der Wurzel der geistigen Kultur Ungarns fehlt, und daß dieses Kränkeln der Wurzel auch den Baum der Erkenntniß nicht jene umfangsreichen Früchte tragen läßt, welche man von dem gediegenen Talente der Bewohner Ungarns mit allem Grunde erwarten könnte.

Unter dem Kränkeln der Wurzel verstehe ich den

Mangel der Ausdehnung des Elementar-Unterrichts, wie sie zum Wohle des Landes vorhanden sein sollte. Der Elementar-Unterricht bleibt die heiligste Aufgabe des Staates, er legt den Grund zur religiös-sittlichen Bildung des Volkes, dieser einzig festen Basis seines Fortschrittes; er macht es möglich, daß sich nützliche Kenntnisse in der Urproduktion schnell verbreiten, daß der unterste Stand schnell zur Erkenntniß seiner Pflichten komme, daher anhänglich an Fürst und Vaterland wird; er macht es ferner möglich, daß die in den unteren Volksklassen zerstreuten Talente eher geweckt, der Industrie und dem Handel leichter zugeführt werden, und daß selbst die höheren Wissenschaften mehr Pfleger finden.

Allein wie weit ist der Elementar-Unterricht — wenige Ausnahmen abgerechnet — zurück!

Schlagen wir bei einer Bevölkerung von eilf Millionen die schulfähigen Kinder gering nur auf 1,450,000 an und fragen wir, ob Schulen und Lehrer, wie sich's gehört, auch nur für ein Drittel dieser Anzahl vorhanden sind? Ist es nun nicht etwas die ganze Volkskultur weit Zurücksetzendes, die Industrie und den Handel auf wenigstens ein halbes Säkulum Beirrendes, wenn fast Eine Million junger Menschen ohne Elementar-Unterricht bleiben? Und wäre auch die Zahl nur 5 oder 600,000, ist nicht auch dies eine sehr schreckende Zahl? Kann es einem so großen Volke gleichgiltig sein, wenn eine solche Masse

unwissend, ohne Hilfsmittel eines besseren Strebens, ohne Kenntniß ihrer erhabenen Bestimmung aufwächst, wenn deren edle Kräfte der Urproduktion, der Industrie und dem Handel entgehen? Wie lange wird Ungarn noch bis zu dem Ziele haben, daß es im Ganzen 17,000 Volksschulen hat, wie die anderen österreichischen Länder zusammen? Oder sollte es etwa nach seiner großen Ausdehnung nicht eben so viele haben? So wie nun der Elementar-Unterricht weit zurück ist, so dürfte der Schluß nicht zu sehr gewagt sein, wenn man auch dem höheren Unterricht nicht jene Kraft zutraut, welche er entwickeln könnte; denn einerseits kann sich derselbe nicht alle Talente aus dem Volke zuführen, da die geziemende Ausdehnung des Elementar-Unterrichts fehlt, andererseits sind auch seine bisherigen Produkte nicht so umfangsreich, als sie es bei einer so großen Nation sein sollten; und selbst unter Jenen, welche der Nation leuchtend voranschimmern, haben mir Viele offen gestanden, daß nicht der Unterricht in Schulen, sondern nachträgliche bessere Quellen für ihre Ausbildung entscheidend waren. Zudem sind auch der höheren Bildungsanstalten zu wenige, denn während z. B. Böhmen, Mähren, Oesterreich, Steiermark und Tyrol zusammen fünf Universitäten zählen, ist in dem Ungarlande nur eine Universität, obschon sein Gebiet bedeutend größer ist als das dieser Länder zusammen. Wo sind ferner die Schulen für die Industrie, den Handel, für die

Kunst? Und gedeihen diese nicht rascher, entfalten sie nicht in dem Maaße frischere und schönere Blüthen, als ihre Subjekte mit richtigen Kenntnissen ausgestattet sind?

Die Literatur.

Die ungarische Literatur hat sich in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts zu heben angefangen, und seitdem ist sie mit schriftstellerischen Produkten so bereichert worden, daß sie die Zahl der in deutscher und slawischer Sprache in Ungarn erscheinenden Werke übertrifft*). Ihre Vorläufer waren zahlreiche Lieder und Gesänge, die in dem lebhaften Geiste der Magyaren viel Anklang fanden; ihr kräftiger Hebel wurde aber die eifrige Bearbeitung der ungarischen Sprache; denn seitdem diese mit neuen Worten versehen und zu einer höheren Ausbildung gebracht ist, haben sich auch die Erzeugnisse in der ungarischen Literatur vermehrt. Heutzutage, wo

*) In dem Zeitraume von 9 Jahren, 1817—1825, sind öffentlich angekündigt worden: 310 Artikel in ungarischer, 259 in lateinischer, 127 in deutscher und 11 in slowakischer Sprache. S. Herrn v. Csaplovics „Gemälde von Ungarn" I. 310. Schwartner's „Statistik" III.

jene Sprache, die einst zurückgesetzt und nur an den Schulen der Reformirten kultivirt wurde, immer mehr und mehr in das Geschäftsleben eindringt, stellt sich auch die Aussicht für die Literatur der Ungarn immer günstiger, nas freilich noch mehr der Fall wäre, würde die stidtische Bevölkerung des Reiches und die Aneiferung der Talente größer und die Mittheilung leichter sin. Lyrische Gedichte, theologische Schriften, dramatische Werke und Sprachlehren machen einen großen Theil dieser Literatur aus.

Die Literatur dei Slowaken in Ungarn beschränkte sich noch im siebenzehnten Jahrhunderte meistens nur auf einige Kirchen- und Gebetbücher, erst in dem achtzehnten urd neunzehnten Jahrhunderte wurden auch Geschichte, Geographie, Sprachlehre, Biographie und andere Zweige der Wissenschaften in die Bearbeitung gezogen. Die Ausbildung der Sprache machte nach und nach den Bezug böhmischer Werke, die hier anfänglich zur Aushilfe dienten, entbehrlich. (Springer.)

Journalistik des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer.

In Ungarn und seinen Nebenländern erscheinen gegenwärtig folgende Zeitungen und Zeitschriften in verschiedenen Sprachen.

A. In ungarischer oder magyarischer Sprache.

I. Politische Zeitungen:

1. »Hazai és Külföldi Tudósítások« (vaterländische und auswärtige Nachrichten), die älteste noch bestehende magyarische Zeitung, gegründet im Jahre 1806 von Stephan von Kulcsár in Pesth. Wird herausgegeben von der Wittwe Anna von Kulcsár, gebornen Perger, und mit vieler Umsicht und Sorgfalt von Ladislaus von Galvácsy redigirt. Der Styl ist korrekt und populär. Wird in der Trattner-Károlyischen Buchdruckerei gedruckt.

2. »Jelenkor« (die Gegenwart), herausgegeben und redigirt von Michael Helmezry, der diese Zeitung vor einigen Jahren gegründet hat, in Pesth, hatte bisher die meisten Pränumeranten. Der Styl, in welchem sie geschrieben wird, enthält die meisten magyarischen Neologismen. Druck und Papier war in

den letzten Jahren sehr unansehnlich und abschreckend, seit dem neuen Jahre wird aber diese Zeitung in der Trattner-Károlyischen Buchdruckerei geschmackvoll gedruckt.

3. »Hirnök« (der Bote), herausgegeben und redigirt von Joseph von Orosz in Preßburg, der diese neue Zeitung im Juli 1837 begann. Sie zeichnet sich durch ausgebreitete Korrespondenz in Ungarn, Siebenbürgen, Dalmatien und Wien, und Schnelligkeit ihrer Nachrichten aus, wetteifert an Eleganz des Drucks und des Papiers wie auch an Größe des Formats mit den schönsten englischen, französischen und italienischen Zeitungen. Im vorigen Jahre wurde sie in der Friedrich Wigand'schen, jetzt wird sie in der Anton Schmied'schen Buchdruckerei gedruckt. Sie hat bereits über 2000 Pränumeranten (was in Ungarn viel ist).

4. »Erdélyi Hiradó (der siebenbürgische Verkündiger), erscheint in Klausenburg (Kolozsvár). Herausgeber und Redakteur Méhes. Hat weit weniger Abnehmer als die in Ungarn erscheinenden magyarischen Zeitungen, welchen sie auch an äußerer Eleganz nachsteht.

5. »Erdélyi Hirlap« (Siebenbürgisches Zeitungsblatt), in Kronstadt (Braßó). Redakteur Köpe, Herausgeber und Verleger Gött. Hat unter den magyarischen Zeitungen die wenigsten Abnehmer.

II. Encyklopädische Zeitschriften:

1. »Tudománitár« (Wissenschaftliches Magazin), wird von der magyarischen Societät der Wissenschaften in Quartalheften herausgegeben und in der Universitäts-Buchdruckerei zu Ofen gedruckt. Die wissenschaftliche Abtheilung redigirt Lutzenbacher, die literarische Dr. Balogh.

2. »Athenäum«, im Jahre 1837 von Michael von Vörösmarty und Dr. Franz Schedel gegründet. Die Redaktion besorgen Vörösmarty, Dr. Schedel und Bajza; die Herausgeber sind Vörösmarty und Dr. Schedel. Das Athenäum ist eine szientifisch-belletristische Zeitschrift und enthält in mehreren wissenschaftlichen Fächern viel Gutes. Die Erzählungen und Novellen sind theils Originale, theils Uebersetzungen. Die Gedichte sind oft sehr ansprechend. Das Athenäum enthält auch eine Chronik des magyarischen Nationaltheaters zu Pesth, mit kurzen Kritiken von Vörösmarty und Dr. Schedel. Diese Zeitschrift wird in der Universitäts-Buchdruckerei zu Ofen gedruckt, und das Aeußere ist geschmackvoll.

3. »Tudományos Gyüjtemény« (Wissenschaftliche Sammlung), gegründet im Jahre 1817 von Georg von Fejér (jetzt Präfekt der Pesther Universitätsbibliothek). Wird von dem Advokaten Károlyi herausgegeben und jetzt auch von ihm redigirt, seit der vielseitig gelehrte magyarische Literat und Geschichtsforscher

Stephan von Horvát (Bibliotheks-Kustos der ungarischen Reichsbibliothek) die Redaktion niedergelegt hat. Man findet in diesem Magazine auch jetzt noch viel Gutes, es ist aber nicht mehr so interessant, wie es Anfangs unter der Redaktion Fejérs und zuletzt unter der Redaktion Horváts war. Wird in der Trattner-Károlyischen Buchdruckerei gedruckt. Die Zahl der Pränumeranten hat abgenommen.

4. »Hasznos Mulatságok« (Nützliche Unterhaltungen), eine Beilage der Hazai ét Külföldi Tudósitások, redigirt von Ladislaus von Gulvácsy. Die meisten Beiträge sind für das größere Lesepublikum berechnet, allein man findet darin auch oft interessante historische und philologische Untersuchungen, topographische, antiquarische und andere Aufsätze.

5. »Társalkodó« (der Gesellschafter), ein wissenschaftliches und Unterhaltungs-Beiblatt des Jelenkor, redigirt und herausgegeben von Helmeczy. Ueber vaterländische Industrie findet man darin von Zeit zu Zeit Aufsätze von dem Grafen Stephan Széchenyi, von dem Grafen Georg Andrásy und Anderen.

6. »Nenizet Társalkodó« (der National-Gesellschafter), Beiblatt des Erdélyi Hiradó, herausgegeben und redigirt von Méhes in Klausenburg. Ueber Siebenbürgen findet man oft schätzbare Aufsätze.

7. »Századunk« (Unser Jahrhundert), Beiblatt des Hirnök, herausgegeben und redigirt von Joseph

von Orosz. Enthält viel Interessantes und Gediegenes.

Für das Jahr 1838 wurde auch eine Fortsetzung des Szemlélö (Zuschauer) herausgegeben und redigirt von Michael Kovacsóczy in Kaschau, und von der Felsö Magyarországi Minerva (Oberungarische Minerva), herausgegeben von dem Buchhändler und Buchdrucker Ellinger und redigirt von Dulházy in Kaschau, die im vorigen Jahre ins Stocken geriethen, angekündigt, bisher ist aber von beiden schätzbaren encyklopädischen Zeitschriften Nichts erschienen, wahrscheinlich aus Mangel hinlänglicher Pränumeranten zur Deckung der Kosten. — Vom April 1838 an ist eine neue encyklopädische Zeitschrift unter dem Titel »Természet« (Natur), von dem Advokaten Kunosz redigirt, in Heckenast's Verlag in Pesth erschienen.

III. Literarische Blätter:

»Figyelmezö« (der Aufmerksame), kritisches Beiblatt des Athenäum, redigirt von Vörösmarty, Dr. Schedel und Bajza. Enthält Rezensionen und literarische Nachrichten. Ungeachtet Bajza Mitredakteur und Mitarbeiter ist, so herrscht in den Rezensionen doch kein so derber, die Grenzen des literarischen Anstandes überschreitender Ton, wie dies früher in den von Bajza herausgegebenen Kritikai lapok der Fall war. Da der Figyelmezö nicht, wie andere li-

terarische Blätter (Literaturzeitungen), Vertheidigungen der rezensirten Autoren, oder Antikritiken, aufnimmt (was billig wäre), so sehen die angegriffenen Schriftsteller sich genöthigt, in anderen Blättern, z. B. in dem Hasznos Mulatságok und in der Századunk, zu antworten. Hieher gehört auch die zweite von Dr. Balogh redigirte Abtheilung des Tudománytár. (Auch im Tudományos Gyüjtemény, im Századunk, Honmüvészti ꝛc. erscheinen Rezensionen und kurze Bücheranzeigen.)

Das literarische Beiblatt des Szemlelö, »literaturai lapok« betitelt, ist in diesem Jahre so wenig als der Szemlélö fortgesetzt worden, was zu bedauern ist.

IV. Juridische Zeitschrift:

»Themis«, redigirt von Ladislaus von Szalay, verlegt von dem Buchhändler Heckenast. Hat bisher meistens nur Uebersetzungen geliefert. Eine juridische Zeitschrift in magyarischer Sprache ist für Ungarn ein wahres Bedürfniß, und diesem Unternehmen ist daher das beste Gedeihen zu wünschen.

V. Theologische Zeitschriften:

1. »Egyházi Tár« (kirchliches Magazin). Herausgegeben und redigirt vom Benediktiner-Abte Isidor Guzmics in Bukonybél, gedruckt bei Beimel in Pesth. Enthält viel Treffliches.

2. »**Magyar Szion, egyházihír-és encyclopaedi ailap**«. (Ungarischer Sion, kirchliches Zeitungs- und encyklopädisches Blatt.) Erscheint seit dem neuen Jahre. Herausgeber und Redakteur ist Johann Gyarmathy, Präfekt im General-Seminar zu Pesth. Wird von dem Buchdrucker Beimel geschmackvoll gedruckt. Erscheint zwei Mal in der Woche. Die Donnerstags-Nummer enthält theologische Abhandlungen, kirchliche Nachrichten, Bücherrezensionen; die Sonntags-Nummer populäre Aufsätze zur Erbauung und religiösen Bildung, religiöse Gesänge 2c.

3. »**Aperti nevendék papság mun-Kálatai.**« (Arbeiten des jüngern Klerus in Pesth.) In zwanglosen Heften, gedruckt bei Beimel. Theils Uebersetzungen, theils Versuche in eigenen Arbeiten.

4. »**Erdélyi prédicátori Tár**« (Siebenbürgisches Prediger-Magazin.) Herausgegeben und redigirt von Salamon in Klausenburg.

VI. Oekonomische, industrielle und merkantilische Zeitschriften:

1. »**Gazdasági Tudósitások**« (Oekonomische Nachrichten). Herausgegeben von dem ungarischen landwirthschaftlichen Vereine, redigirt von Kacskovics. Diese Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften und enthält viel Treffliches.

2. »**Ismertetö honi's Külföldi gazdaságban és Kéreske dérben**« (Der Verkündiger in der einhei-

mischen und auswärtigen Landwirthschaft und im Handel). Herausgeber und Redakteur Martin Borsos. Wird in der Universitätsbuchdruckerei in Ofen gedruckt und erscheint wöchentlich zwei Mal. Enthält Originalaufsätze (aber sparsam) und Uebersetzungen. Oft werden lithographirte Zeichnungen beigelegt. Die Zahl der Pränumeranten ist noch gering.

3. »**Ismertetö az összmüvészet és polgári szorgalomban**« (Der Verkündiger in der Polytechnik und in der bürgerlichen Industrie). Ein Beiblatt der vorhergehenden ökonomisch = merkantilischen Zeitschrift. Herausgegeben und redigirt von Martin Borsos. Erscheint wöchentlich ein Mal sammt lithographirten Zeichnungen. Enthält Originalaufsätze (die meisten von dem Architekten Daniel Nowák in Ofen) und Uebersetzungen.

4. »**Magyarorszay szölötermesztését tárgyazó folyóirás**« (Zeitschrift für Ungarns Weinbau). Herausgeber und Redakteur Schams. Erscheint in zwanglosen Heften und kommt auch in deutscher Sprache heraus.

Die ökonomische und merkantilische Zeitschrift »**Kémlö**« (der Späher), herausgegeben und redigirt von Balla in Pesth, hat mit Ende Juni 1837 zu erscheinen aufgehört. In den **Hasznor Malathägok**, im **Társalkodó**, im **Századunk** und in der Klausenburger **Varárnapi Ujság** (Sonntagszeitung) kommen auch viele ökonomische und industrielle, und im **Hon-**

müvész (der heimische Künstler) technologische Aufsätze vor.

VII. Belletristische und unterhaltende Zeitschriften:

1. »Regélö« (der Erzähler) mit der Beilage »Honmüvész« (der heimische Künstler), herausgegeben und redigirt von Gabriel Mátray (früher Rothkrepf genannt), gedruckt in der Universitätsbuchdruckerei zu Ofen, mit illuminirten Modebildern. Druck und Papier sind elegant. Der Regélö theilt Original- und übersetzte Novellen und Erzählungen, ästhetische Aufsätze, Beiträge zur Ethnographie rc. mit. Der Honmüvész enthält Gedichte, Aufsätze über die bildenden Künste, Mittheilungen über Erfindungen auf dem Gebiete der Künste, Theaterkritiken, Nachrichten von Konzerten und Tanzunterhaltungen. Beide Zeitschriften werden von dem größeren Lesepublikum, namentlich vom schönen Geschlechte, gern gelesen.

2. »Rajzolatok« (Zeichnungen oder Skizzen). Herausgegeben und redigirt von Murkácsy in Pesth, im Aeußern elegant ausgestattet. Enthält Erzählungen und Novellen, Gedichte, humoristische und polemische Aufsätze. Der gewandte Redakteur polemisirt oft mit Heftigkeit und Derbheit gegen Bajza und seine literarischen Freunde aus der neuen Schule.

3. »Koszoní« (der Kranz), belletristische Beilage

des Tudományos Gyüjtemény. Herausgegeben und redigirt von Károlyi. Die Auswahl ist nicht streng; enthält Gedichte und Erzählungen.

VIII. Volksblatt:

»Vasárnapi ujság« (Sonntagszeitung). Herausgegeben von Méhes, redigirt von Brassai in Klausenburg. Erscheint alle Sonntage und kostet halbjährig nur 1 Fl. C.-M., um unter dem Volke mehr verbreitet zu werden. Enthält im populären Styl Belehrungen über Land- und Hauswirthschaft, Moralität, Bürgerpflichten ꝛc.

In Ungarn und Siebenbürgen erscheinen also jetzt 27 magyarische Zeitungen und Zeitschriften, die Beilagen derselben einzeln gezählt. (Sollte das im vorigen Jahre begonnene historische Magazin »Erdély Orszg törtenetei tàra« [Siebenbürgens historisches Magazin], herausgegeben von dem Grafen Joseph Kemény und von Stephan Kovács von Nagy Ajta, verlegt von Gabriel Barra in Klausenburg, fortgesetzt werden [was aber zu bezweifeln ist, da der Verleger starb], so würde die Zahl der magyarischen Zeitungen und Zeitschriften 28 betragen.)

B. In deutscher Sprache.

I. Politische Zeitungen:

1. »Vereinigte Ofener und Pesther Zeitung«. Herausgegeben von der Wittwe des verstorbenen be-

kannten Gelehrten Christoph Rößler, redigirt von Janisch, gedruckt in der Universitätsbuchdruckerei in Ofen; die Zeitung erscheint gegenwärtig in einem anständigeren äußeren Gewande als früher. Die Redaktion wird von Janisch, einem talentvollen Schriftsteller (Zögling der evangelischen Lyceen zu Preßburg und Oedenburg), mit viel Takt und Umsicht besorgt.

2. »Preßburger städtische Zeitung«. Herausgegeben von dem Buchhändler Schaiba, redigirt von A. Richter. Hat weit weniger Korrespondenten als früher, da sie von Karl Fr. Wigand herausgegeben und redigirt wurde, doch wird sie interessant durch Uebersetzungen von Originalartikeln der in Preßburg erscheinenden trefflichen magyarischen Zeitung Hirnök.

3. »Agramer politische Zeitung«. Herausgegeben von Staudnar, redigirt von Rosenau, wird jetzt mit Eleganz auf schönem weißen Papier in der Buchdruckerei des Dr. Gaj gedruckt und zeichnet sich vorzüglich durch die Nachrichten aus Agram und ganz Kroatien und der Militärgrenze und durch schnelle Korrespondenznachrichten aus der Türkei aus.

4. »Siebenbürger Bote«. Erscheint in Hermannstadt und ist, so wie der Klausenburger Erdélyi Hiradó, wegen der Nachrichten aus Siebenbürgen, aus der Moldau und Walachei schätzbar.

5. »Siebenbürger Wochenblatt«. Herausgegeben von Johann Gött, redigirt von Wilhelm Németh in

Kronstadt. Erscheint seit 1. Juli 1837 und zeichnet sich durch Korrespondenznachrichten aus Siebenbürgen, aus der Moldau und Walachei und aus Konstantinopel aus.

II. Wissenschaftliche Zeitschriften, Unterhaltungsblätter, industrielle Blätter.

1. »Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode, mit Modekupfern, Genrebildern, Porträten.« Herausgegeben von Franz Wiesen, redigirt von Samuel Rosenthal, gedruckt in der Ofener Universitätsbuchdruckerei. Erscheint sammt einem Beiblatt »Der Schmetterling.« Diese Zeitschrift enthält Novellen und Erzählungen (meistens aus dem Französischen und Englischen übersetzt), Gedichte, Theaterkritiken, literarische Anzeigen, Korrespondenznachrichten, Notizen (aus deutschen, französischen, italienischen und englischen Blättern). Hat wegen der Modenbilder und wegen ihrer Wohlfeilheit ein ziemlich starkes Lesepublikum.

2. »Pesther Handlungszeitung für Handel, Industrie, Gewerbe, Land- und Hauswirthschaft.« Herausgegeben von Franz Wiesen, redigirt von Rosenthal, gedruckt in der Universitätsbuchdruckerei in Ofen. Erscheint wöchentlich nur ein Mal und hat, ungeachtet sie nicht nur aus den deutschen merkantilischen, technologischen, industriellen und ökonomischen

Zeitschriften interessante Auszüge mittheilt, sondern auch schätzbare Originalaufsätze liefert, nur wenig Pränumeranten, welche kaum die Kosten des Druckes decken!

3. »Pesther Auktions- und Kundschaftsblatt«, herausgegeben von Weber und König, theilt auch die Namen der angekommenen Reisenden und monatlich eine Todtenliste mit.

4. »Gemeinnützige Blätter zur Belehrung und Unterhaltung«, Beiblatt der vereinigten Ofener und Pesther Zeitung, mit guter Auswahl redigirt von Janisch.

5. »Pannonia«, Beiblatt der Preßburger städtischen Zeitung, herausgegeben und redigirt von dem Buchhändler Schaiba; enthält meistens nur Erzählungen und ökonomische Aufsätze aus deutschen Blättern und ein Bunterlei unter dem Titel »Mosaik«, und theilt trotz des Namens Pannonia selten Etwas über Ungarn mit.

6. »Luna«, Beiblatt der Agramer politischen Zeitung, redigirt von Rosenau. Besteht meistens aus entlehnten Aufsätzen und nur aus einem Viertelbogen.

7. »Unterhaltungsblatt für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde«, Beilage des Siebenbürger Wochenblatts, herausgegeben von Johann Gött, redigirt von Wilhelm Németh in Kronstadt. Empfiehlt sich durch die Mittheilungen aus der siebenbürgischen Geschichte und Geographie.

8. »Transsylvania«, periodische Zeitschrift für Landeskunde, herausgegeben und redigirt von Joseph Benigni v. Mildenberg und Karl Neugeborn, verlegt von Thierry in Hermannstadt. Interessant.

9. »Zeitschrift für Ungarns Weinbau«, herausgegeben und redigirt von Schams in Pesth. Erscheint in zwanglosen Heften. Schätzbar.

Summa: 14 deutsche Zeitungen und Zeitschriften.

C. In serbischer Sprache:

1. „**Ljetopis**“ (Jahrbuch), eine encyklopädische Zeitschrift; herausgegeben und redigirt von Paulovics in Pesth. Interessant.

2. „**Srbska Nowina, ili Magazin za Chudozertwo, Knjizertwo i Modu**“ (serbische Zeitung oder serbisches Magazin für Kunst, Literatur und Mode). Mit Modebildern und Bildnissen (gestochen von Perlaska). Erscheint seit Anfang dieses Jahres. Herausgegeben von dem Advokaten Anton Arnoth und dem Kupferstecher Perlaska, redigirt von Arnoth, elegant gedruckt von Beimel in Pesth. Enthält Gedichte, Erzählungen, Biographien berühmter Serben, literarische Kritiken und Anzeigen, Tagesneuigkeiten (namentlich aus Ungarn, Slavonien, Serbien) u. s. w. Ein schätzbares Unternehmen, das zur Beförderung der Kultur der Serben Viel beitragen wird.

D. In illyrischer (slavonisch-kroatischer) Sprache:

1. „**Illirske narodne Nowine**“ (vaterländische illyrische Zeitung). Herausgeber und Redakteur **Dr.** Ludwig Gaj. Erscheint in seiner eigenen Buchdruckerei in Agram, wirkt mächtig zur Bildung der illyrischen Sprache und wird auch von Serben gelesen.

2. „**Danica illirska**“ (der illyrische Morgenstern). Herausgegeben und redigirt von **Dr.** Gaj in Agram. Ein schätzbares, wissenschaftliches Unterhaltungsblatt. Enthält lyrische Gedichte, Erzählungen, philologische Aufsätze, Kritiken. Die Haupttendenz des Herausgebers der „**Danica**“ und der illyrischen Zeitung ist die Beförderung der kroatischen Nationalität und Vaterlandsliebe, die nähere Verbindung mit den Slavoniern und Serben und eine grammatische Amalgamation der kroatischen, slavonischen, dalmatinischen und serbischen Sprache, die nur wenig abweichende Mundarten sind.

E. In slowakischer Sprache:

„**Hronka, podtatranská zábawnice**“ (Hronka, [Hronka ist das Diminutiv von Hron, der Granfluß] Unterhaltungen unter dem Tatra). Herausgegeben und redigirt vom Prediger Kuzmány, gedruckt in Neusohl. Erscheint seit 1836 und enthält viel Schätzbares.

F. In walachischer Sprache:

erscheint eine Zeitung in Kronstadt, die ich nicht näher kenne. Uebrigens wird von den Walachen in Siebenbürgen und Ungarn auch die in Bukarest in der Walachei erscheinende, gut redigirte walachische politische und wissenschaftliche Zeitung »Romania« gelesen.

G. In lateinischer Sprache:

„Ephemerides politico-statisticae", mit einem wissenschaftlichen Beiblatt „Alveare". Herausgeber und Redakteur Dr. Paul Kovács. Wird in der Belnay'schen Buchdruckerei in Preßburg gedruckt. Die lateinische Preßburger Zeitung erscheint schon seit einer langen Reihe von Jahren, hat aber seit einigen Jahren, seit dem großen Eifer für die magyarische Sprache und Literatur und der Vernachlässigung der lateinischen Sprache, sehr viele Pränumeranten verloren. Korrespondenznachrichten findet man darin nur sparsam. Das in Oktav erscheinende „Alveare" enthält Aufsätze sowohl in lateinischer als magyarischer Sprache, größerentheils Uebersetzungen. Die Haupttendenz des „Alveare" ist die Bekämpfung des sogenannten Liberalismus, zu welchem Ende der Redakteur auch viele polemische Artikel aus dem bekannten »Berliner politischen Wochenblatte« übersetzt. Originell sind darin unter Anderm die gleichfalls gegen den Liberalismus gerichteten politischen Dialoge.

In Ungarn und dessen Nebenländern erscheinen also gegenwärtig in magyarischer Sprache 27, in deutscher 14, in serbischer 2, in illyrischer 2, in slowakischer 1, in walachischer 1, in lateinischer Sprache 2 Zeitungen und Zeitschriften, zusammen 50 Zeitungen und Zeitschriften. Da in den übrigen Ländern des österreichischen Kaiserstaates gegenwärtig 95 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften erscheinen (salvo calculo), so verhalten sich die ungarischen Zeitungen und Zeitschriften zu den nicht ungarischen wie 50:95, und da Ungarn mit seinen Nebenländern 12 Millionen Einwohner hat, die übrigen Länder des österreichischen Kaiserstaates aber 32, so ist dieses Verhältniß für Ungarn sehr vortheilhaft. Die in magyarischer Sprache erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften verhalten sich aber zu den nichtmagyarischen wie 27:115, was auch kein übles Verhältniß ist. Dagegen muß man gestehen, daß die meisten ungarischen Zeitungen und Zeitschriften weit weniger Pränumeranten und Leser haben als die Wiener, Prager, Mailänder Zeitungen und Zeitschriften. Nur der »Jelenkor«, »Hirnök«, die »Hazai és Külföldi Tudósitások«, die »Vereinigte Ofener und Pesther Zeitung« mit ihren Beiblättern, das »Athenäum« und »Figyelmezó«, »Regélö« und »Honmüvész«, der »Spiegel« und die »Illirske narodne Nowine« erfreuen sich, meines Wissens, vieler Pränumeranten und sind mit einem bedeutenden Gewinn für die Herausgeber verbunden.

In Pesth erscheinen 22 Zeitungen und Zeitschriften (in Wien 27, in Mailand eben so viel), in Preßburg 6, in Ofen 5 (also in den zwei nur durch die Donau getrennten Schwesterstädten, Pesth und Ofen, so viel als in Wien und Mailand), in Kronstadt 5, in Klausenburg 4, in Agram 4, in Hermannstadt 2, in Neusohl 1, in Zara 1.

Die kurzen Urtheile über den Gehalt der in Ungarn und dessen Nebenländern erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften habe ich nach meinem besten Wissen und nach meiner Ueberzeugung, sine ira et studio, gefällt.

Dr. Rumy.

Nachtrag.

Den angeführten slawischen Zeitschriften muß noch beigefügt werden »die Tatranka«, herausgegeben von Georg Palkowic, Professor der slawischen Sprache und Literatur an dem evangelisch-lutherischen Lyceum zu Preßburg, einem verdienstvollen slawischen Literaten. Diese mir allerdings wohlbekannte schätzbare slawische Zeitschrift blieb in jenem Verzeichniß nur deswegen aus, weil ich damals nicht wußte, ob sie auch in diesem Jahre würde fortgesetzt werden, oder, wie die frühere slawische Zeitschrift des Herrn Professors Palkowic, »Tydenjk«, die zugleich eine

politische Zeitung war, aus Mangel hinreichender Unterstützung eingegangen sei; doch ein vor Kurzem erschienenes Heft der »Tatranka« setzt die Fortsetzung derselben außer Zweifel. Die vorzüglichsten Aufsätze dieses ersten diesjährigen Heftes sind: Offizielle Dokumente über die Entstehung des Lehrstuhls der slawischen Sprache und Literatur an dem evangelischen Lyceum Augsb. Konfession zu Preßburg; eine strenge Kritik des ersten Heftes der slawischen Zeitschrift »Hronka«, und eine Beurtheilung des böhmischen Lexikons von Jungmann; sämmtlich vom Herausgeber.

(Mittheilungen von Dr. Rumy.)

Alle diese zahlreichen Organe, welche sich noch in neuester Zeit vermehrt haben — wir nennen nur die wichtigste, die neue »Pesther deutsche Zeitung«, welche einen rühmlichen Nationalzweck verfolgt —, nützen dem Lande bei Weitem nicht so viel, als man bei der ziemlichen Preßfreiheit, welche in Ungarn herrscht, meinen sollte. Die Ursache davon ist, daß sie alle in einer weit härteren Sklaverei schmachten, als die strengste Censur mit sich bringt: in dem Punkte der Volksbefreiung unter der Tyrannei eines wüthenden, leidenschaftlichen, zu jeder Gewaltthat bereitwilligen und entschlossenen Parteigeistes der auf ihre Privilegien stolzen Edelleute.

Ungarn hat sich eine ganz neue Preßfreiheit gemacht! Es steht dem Journalisten frei, seine Meinung in politischen Angelegenheiten zu sagen.

Aber der Adel — welchen sein kanibalisches Vorrecht schützt — weiß ihn mit dem Prügel der äußersten Rohheit im Zaum zu halten; selten wagt es Einer, am wenigsten ein Nichtadeliger, für das Volk unbedingt, ohne ausweichende Künste, zu sprechen, denn ein Jeder weiß, daß er mit heiler Haut aus dem Kampfe mit dem Adel niemals hervorgehen kann. Dessenungeachtet haben es Einige gewagt, aber niemals ohne den Schutz eines edelmüthigen und aufgeklärten Theils der Aristokratie selbst.

Zeitpoesie — Egoismus der Literatur.

Das furchtbare Kriegsdrama, welches auf die klassische Dichterperiode folgte, wodurch Deutschland Göthe, Schiller, Wieland gewann, hat die plötzliche poetische Produktionskraft Deutschlands so gewaltsam unterbrochen, daß seiner Poesie fast Nichts geblieben ist, als eine bedeutende Nachgeburt. Allmälig hörten aber auch deren Wehen auf, und vom Jahre 1820 ungefähr an ist Deutschland mit wenigen Ausnahmen völlig unfruchtbar an solchen Dichtern geblieben, welche große Erfolge herbeiführen konnten. Das Gemüthsleben Europas, durch namenlose Leiden und blutige Ereignisse geschwächt und allmälig fast erschöpft; tau-

sendfache Wunden, dem Allgemeinen wie dem Einzelnen geschlagen, verhinderten eine neue Blüthenperiode des Geistes, der von nun an wohl manche Früchte brachte, aber seine so reich angelegte Blumenflur veröden ließ. Die Ursache der Verödung war nicht sowohl der Mangel an poetischer Produktionskraft in einer Zeit, welche so ernste Thaten zeugte, als die Unmöglichkeit eines poetischen Nachempfindens der Zeitgenossen, welche, über den Gräbern der gefallenen Geliebten trauernd, auf den Ruinen des alten deutschen Wohlstandes finster hinbrütend, für die zarten Empfindungen der Dichter kein Gefühl, keine Sympathie mehr übrig hatten. Die politischen Leidenschaften des Zeitalters, im empfindlichsten Zusammenhange mit den unabweisbaren Interessen des Gemein- und Familienwohls, verschlangen alle öffentliche Theilnahme und ließen der Dichtkunst nur in den Herzen der Glücklichen, welche die Zeit nicht berührte, einige wenige Freistätten des Mitgefühls, und somit keine Aussicht auf Lohn und Ruhm, ohne welche weder Poesie noch irgend eine andere Geistesbestrebung bestehen kann. Daher denn die wenigen nachgebornen Dichter sich meist nur, und zwar fast immer zum Nachtheil aller reineren Gefühle, auf politische Poesie verlegten — ein Unding so widernatürlicher Art, daß nur krankhafte Reizbarkeit der Gemüther daran Geschmack finden konnte.

Wirkte schon der Krieg mit seinem blutigen Ernst

niederschlagend auf die Poesie, so wirkte doch noch weit verderblicher auf sie der darauf folgende dreißigjährige Friede, ein Friede, welcher im Grunde nichts war als ein dreißigjähriger Krieg der politischen Leidenschaften auf dem unblutigen, aber dessenungeachtet an Gräueln und Freveln aller Art überfruchtbaren Schauplatze einer herabgewürdigten, feilen Presse, der schmuzigen Sklavin des Egoismus, des Handels, der Industrie und — der Verleumdung. Es ist nun die Frage: was steht für die Zukunft zu hoffen in Bezug auf die Poesie und ihr Glück? Wir sprechen ein großes Wort gelassen aus: Nichts. Ob Friede oder Krieg, ob dieses oder jenes politische Prinzip die Tagesherrschaft erringe, so ist doch selbst ohne allen Zweifel die Zukunft, welche uns bevorsteht, nur eine Fortsetzung des großen Zeitalters der Leidenschaften — in welchem keine Poesie gedeihen kann, als die der Leidenschaften. Wir leben in einem Zeitalter, wo jeder Zoll unseres Besitzes und unserer irdischen Glückseligkeit erkämpft und fortwährend vertheidigt werden muß, wo unsere im Kampf erhitzten und erschöpften Herzen keine Zeit finden, sich an den Blumen der Schöpfung zu erfreuen. Seien wir gerecht! Nicht die Menschheit nimmt daran Schuld — nur ihr Schicksal. Poesie ist nichts als geistiges Vergnügen; wer gönnt sich aber Vergnügen im Angesicht hereinbrechender Gefahr und Noth? Nichts ist so schlimm als Täuschung — daher sei es erkannt und ausge-

sprochen: Die Dichter haben noch lange kein Zeitalter zu hoffen, und wie einst Priester das Schwert umgürteten in Zeiten der Kriegesnoth, müssen sie die Werkzeuge der praktischen Nutzbarkeit nachweisen, um zu leben, zu gelten, zu nützen!

Die Verhältnisse des Journalwesens und überhaupt des öffentlichen Urtheils haben in neuerer Zeit in Deutschland, und somit auch in Oesterreich und Ungarn, eine Wendung genommen, welche ganz neue, bisher wohl geahnte, aber noch lange nicht zur allgemeinen Kenntniß gediehene Gefahren für Talente und Fähigkeiten jeder Art und Gattung mit sich bringen. Es ist Zeit, diese Gefahren näher zu beleuchten, theils um Alle, welche irgend eine öffentliche Stellung erstreben, zu warnen, theils aber Jenen, welche schon von ihnen umgarnt sind, Hilfe und Gerechtigkeit darzubieten. Der Egoismus des Zeitalters hat nämlich nicht nur das alltägliche Leben ergriffen, nicht nur jedweder Industrie sich bemächtigt, sondern auch im Gebiete der Kunst und Wissenschaft eine so verderbliche Oberherrschaft errungen, daß auch hier — wo noch die Freiheit und Gerechtigkeit des öffentlichen Urtheils ein Asyl zu haben schien — das Schicksal neu auftauchender Kräfte und Talente weit weniger von ihrem inneren Werthe als von glücklichen Zufäl-

ligkeiten und glücklichen Konstellationen, von leidiger Weltklugheit und Berechnung bedingt wird. Die meisten literarischen und Kunstautoritäten, Institute, Direktionen, Kritiker, Journalreferenten, Korrespondenten und Reporters, welche bereits durch Talent, Glück, Zufall oder Weltklugheit zu irgend einer Macht, einem Einfluß, einer Pension gelangt, behaupten nämlich ihre errungenen Vortheile unter dem einzig leitenden Einflusse des egoistischen Zeitgeistes mit einer Rücksichtslosigkeit, Schlauheit und offenbaren Gewaltthätigkeit, welche man sonst nur im Handel und Handwerk zu erleben gewohnt war, indeß in Kunst und Wissenschaft ein Geist der Urtheilsfreiheit für ewige Zeiten eingebürgert schien, welcher jeder jungen Kraft das Emporkommen erleichterte, während selbst siegreich durchgedrungene Notabilitäten, wenn ihre Kraft den Wirkungen der Zeit erlag, durch ihn selbst dem grausamen aber immerhin gerechten Loose der Vernichtung ihrer Bedeutung verfielen. Viele große Künstler, Schriftsteller und andere Notabilitäten sind bei ihren Lebzeiten diesem Loose verfallen, indeß die Rechte der Jugendkraft sich gegen die Verlebtheit geltend machten. Nicht nur in Deutschland zwar — man muß es gestehen — auch in Frankreich und England, jenen Ländern wo sich mit der Civilisation auch der Egoismus ausgebildet, ist es anders geworden, aber dort wenigstens ist noch Reaktion möglich, ist der Geist des Zunft-, Kliquen- und Ka-

meraderiewesens, des Erzfeindes aller Talente, längst an seiner öffentlich gewordenen Lächerlichkeit verschieden, kann mindestens eine Kraft, welche größer ist als viele der machthabenden Kräfte zusammengenommen, das Schlechte und Gemeine durch seine Gewalt vor sich niederwerfend, zu einem desto ruhmvolleren Siege, zu einer desto eklatanteren Anerkennung hinstürmen, indeß leider in Deutschland der leichtgläubige Ammenglaube des Publikums gegenüber den ihm imponirenden Autoritäten, welche, je nichtiger und werthloser sie sind, desto mehr sich breit machen, mit plumpem Huftritte die zarten Kinder der schönsten Talente unbeachtend und geringschätzig als gemeines Gras in den Boden drückt. Es wäre eine schreckhafte Statistik, wollte man die Zahl und Bedeutung der aus Mangel an öffentlicher Anerkennung in Deutschland zu Grunde gegangenen Talente numerisch darstellen — in Deutschland, wo es eine platte Unmöglichkeit ist, ohne Weltklugheit, Glück oder Gunst auch nur den geringsten Grad von Oeffentlichkeit zu erringen; aber welchem denkenden und fühlenden Beobachter unseres öffentlichen Lebens fielen nicht von selbst Namen der ersten Bedeutung bei, welche im Leben geringgeschätzt, gescholten, ja selbst unbekannt waren, erst ihrem Tode eine Art von posthumen Ruhm verdankten — einen prangenden Leichenstein für ein geopfertes Leben! Und solcher Leichensteine gibt es in Deutschland mehr, als Denkmäler selbst

in der Walhalla! Wer weiß, ob nicht der Zeitgeist selbst dieses Werk eines großen königlichen Gedankens dereinst an sich reißt, um vermittelst eines Komité die vorhandenen Ehrenplätze nach Gunst und Geld, Macht und Protektion schmählich zu verhandeln!

Dieser Zustand des geistigen Lebens ist auch in Ungarn eine charakteristische Erscheinung und hindert mächtig den geistigen Aufschwung und die Entwickelung der Nation.

Wie kann der Intelligenz in Ungarn und seinen Nachbarländern aufgeholfen werden?

Und doch — obgleich die Staatsweisheit und ihr System dies durchaus nie beabsichtigte, nie beabsichtigen konnte — wurde in dem öffentlichen Leben nahe liegender Staaten eine Reihe von traurigen, drohenden und jedes fühlende Herz erschütternden Erscheinungen sichtbar, wurde die Regierung von Uebeln heimgesucht, welche sonst nur im Gefolge einer wirklich planmäßigen Unterdrückung des Geistes zu erscheinen pflegen.

Mit wahrem Schrecken sehen der Freund des Staates, der treue Diener seines Monarchen, die treuesten Seelen des Vaterlandes, darunter Männer, welche in wichtigen und unwichtigen Aemtern die

Person des Monarchen umgeben; Männer, welche in Ehren grau geworden und niemals von den Ideen und Leidenschaften des Zeitalters berührt worden sind; Männer selbst, welche mit aller Steifheit der Ueberzeugungen des Alters an allen Formen, Gewohnheiten und Grundsätzen des Alten hängen — selbst wenn das Neue in der bezauberndsten und glückseligmachendsten Gestalt erschiene; — sehen, sage ich, diese über allen und jeden Verdacht der revolutionären Geistesrichtung erhabenen, treuen, unterthänigen und redlichen Diener den Staat von den Hilfsmitteln gutwilliger Intelligenz in einem hohen Grade entblößt, sehen sie, daß die fähigsten Männer des Staates größtentheils entweder unmächtig, ohne Ansehen und Einfluß, oder vom Egoismus in Ketten geschlagen sind, welche nur durch aus Freiheit geborne Liebe der Intelligenz gebrochen werden können.

Obwohl der Staat es nie wollte, daß die Fähigkeiten in Niedrigkeit und Elend verschmachteten, indeß sie dem Staate wichtige Dienste in Freiheit und Einfluß leisten könnten, melden sich bei den Polizeibehörden selbst zuweilen Menschen als obdach- und nahrungslos, welche vermöge ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse als Beamte, als Schriftsteller selbst nicht unbedeutende Stellungen einnehmen könnten.

Man hat gesehen, daß ein Mensch von Bildung und Verstand — ja von einigem Talent — in

zerrissenem Rock, mit zerrissener Fußbekleidung, auf bloßen Sohlen gehend, von zwei Polizeimännern mitten über die Hauptplätze einer von Wohlstand glänzenden Stadt als Vagabund eskortirt wurde! Mancher vom Glück Begünstigtere hat mit einem unbezwingbaren Gefühle von Schaam Männern Almosen verabreicht, welche sich kühn als ebenbürtige Geister neben die berufensten Talente des Vaterlandes stellen könnten, wenn sie ebenso glücklich als geistreich und gelehrt wären. Man hat sogar — schaudernd sagen wir es — Ursache, anzunehmen, daß die Armenspitäler, Arbeits- und Zuchthäuser von dem schrecklichen Schicksale der Intelligenz in ihrem Vaterlande mehr als hundert Zeugnisse geben, wohin unglückliche, verwahrloste, hilflose und verachtete Intelligenz führen kann, zugleich aber hat man unzählige Male Gelegenheit, an Beamten von bedeutender und einflußreicher Stellung eine Bildungslosigkeit und Unwissenheit zu beobachten, welche sie tief unter ihr Schicksal stellen. Tausende von Menschen, mit Fähigkeiten ausgerüstet, um durch eine nützliche Verwendung im Staate oder durch freie Thätigkeit außer demselben ihm große Dienste zu leisten, deren er so sehr bedarf, wissen nicht von einem Tag auf den andern, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen.

Tausende von Gelehrten jeden Faches, von Lehrern, fähigen Künstlern, Dichtern, Technikern, Hofmeistern, von fähigen Menschen jeder Art, welche zusammen

einen unbenutzten geistigen Fond bilden, womit man die Welt erobern — oder, um bescheidener zu sprechen, nach Kaunitzens großem Wort, in seinem eigenen, noch immer unverantwortlich verwahrlosten Inneren Länder erobern könnte, fristen sich fast einzig von der Gastfreundschaft und dem Mitleid ihrer Mitmenschen, welche so klug waren, Nichts oder doch sehr wenig zu lernen!

Und wunderbar! die große Kalamität, welche auf dem Schicksale der Geister ruht, der vom Staate nicht beabsichtigte — doch zufällig — ja gegen das Gesetz vorhandene Geistesdruck hat die geistigen Fähigkeiten auf eine fast furchtbare Höhe potenzirt.

Je mehr Märtyrer ihrer Intelligenz einem grausamen Loos verfallen, je eifriger — ja mit einer Art von Wahnsinn — ist alle Welt rastlos bemüht, sich geistig auszubilden; und in welchem unermeßlichen Grade steigert das Unglück die Fähigkeiten — dieser fortwährende Kampf um das armselige Dasein, diese Vertheidigung eines jeden Tages gegen ein grausames Verhängniß, dieser Streit mit rivalisirender, auch um das Dasein ringender Intelligenz; diese schauderhafte, selbstzerfleischende, verzweifelte, täglich sich erneuernde Schlacht der Intelligenz gegen Intelligenz — welche Bildung, Uebung aller Geisteskräfte, der List, Schlauheit, Entschlossenheit, Kabale, Intrigue, des Scharfsinns, der Wachsamkeit, der Selbstbeherrschung, der Verstellungskünste, des Gedächtnisses, der metaphy-

sischen Grübelei — zum Zweck der moralischen oder vielmehr philosophischen Entschuldigung aller noch so verwerflichen Mittel — sich zu erhalten, der Dialektik, Beredsamkeit und Kunst zu überzeugen!

Wenn Deutschland mit Einschluß Oesterreichs bestimmt wäre, dereinst der Welt eine andere Gestalt zu geben, es könnte diesen Beruf nicht besser darthun, als durch seine inwohnende Intelligenz. Und diese gewaltige Intelligenz, welche nur der Einheit des Geistes — einer moralischen Idee bedürfte, um allmächtig zu sein für wie gegen den Staat; diese Intelligenz, dergleichen kein Staat der Welt nachweisen könnte, hat man, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, sich zu einer fast jetzt schon unversöhnlichen, zum großen Theil gewissenlosen und völlig durch Elend demoralisirten Feindin erzogen!

Und mit dieser Intelligenz, in welcher Alles fertig ist, fertige Staatsmänner, Kameralisten, Finanzmänner, Generäle, Gesetzgeber, öffentliche Redner, Rechtskundige, Publizisten, Ingenieure, Architekten — Männer, welche Heere zum Siege führen, den Staat von seiner Finanznoth durch Reformpläne befreien, die Sümpfe des Landes austrocknen, Straßen bauen, Kolonien anlegen, die Industrie aneifern und belehren, den Landmann mit seinen Interessen bekannt machen, alle Hilfsquellen des Landes vermehren, die Staatseinkünfte verdoppeln, die Interessen des Staates mit Wort und Schrift vertheidigen, den Wucher aus-

rotten, Kreditbanken und Handelsgesellschaften errichten — kurz Alles könnte, was dem Staate nöthig und ersprießlich wäre, kann manche Regierung heute wie gestern ihre Schlachten verlieren; kämpft der Staat, trotz der natürlichen Reichthümer, welche ihn umgeben, trotz der offenen Schätze, auf welche er gebettet ist, trotz der Leichtigkeit, jeden Augenblick seine Einkünfte zu vermehren, gegen eine immerwährende Finanznoth; verhungert der böhmische Leinweber, bei einer Industrie, welcher er nur aus Dummheit treu bleibt; liegen ganze Länder fast unbebaut, ist die Literatur ein wahres Schimpfbild der Impotenz und Nichtswürdigkeit, sind die Journale ein völlig zweckloses Unkraut auf dem Boden der Geisteskultur; und bei so vielen Waffen der Intelligenz, solchen unrechtlichen Praktiken, womit man alle Janitscharen und Strelitzen, schleichenden Verräther des Staates — welche sich mitten in den Speichern des an Hilfsquellen unerschöpflichen Staates die Mauselöcher der Bestechlichkeit behaglich eingerichtet — ausrotten und züchtigen könnte, klagen unzählige, zum Theil unglückliche, verarmte, mißhandelte Unterthanen gütiger und gerechter Monarchen über Unrecht, Willkür, Druck und Erpressung!!!

Doch was soll der Staat thun, um die Intelligenz aus ihrer unglücklichen Unmacht, aus ihrer Schmach, ja aus ihrer gefährlichen stillen Verzweiflung zu retten? Diese Frage ist gerecht gegenüber

von Klagen und Beschuldigungen. Wer auf solche Fragen nicht zu antworten wüßte, der wäre wohl nimmer berufen, sie zu veranlassen.

Man spricht von bevorstehenden Censurreformen, von neuen Gesetzen und Vorschriften.

Sie werden die Intelligenz nicht befreien, und vielleicht wird der Staat alle Nachtheile eines veränderten Zustandes empfinden, ohne einen einzigen Vortheil zu genießen; die Industrie wird sich der Vortheile einzelner Freiheiten bemächtigen — das Talent wird nach wie vor verhungern.

Man wird mehr Freiheit haben, einen armen Komödianten zu hudeln — der Staat wird aber über die Gebrechen in seinem Innern im Dunkel bleiben; man wird mehr literarische Hahnenkämpfe, öffentliche Verhöhnungen, Beschimpfungen, Satyren und pasquillante Ausfälle erleben — die Feinde des Staates werden unangefochten bleiben; man wird überall Eugen Sue's Romane übersetzen dürfen und pikante satyrische Rebus erfinden, aber keinen Kanzleidiener seines Unrechts überweisen dürfen. Denn das Gesetz ist ein todter Buchstabe.

Man hat Beispiele von Censurgesetzen, welche so liberal wie das würtembergische und welche halbe Jahrhunderte hindurch nur höchst selten als nebelflüchtige Schemen in der Erinnerung gelehrter Gesetzmänner gespukt.

Am wenigsten wußten von diesem abgezehrten Schatten einer stillen Sage, welche in den Katakomben einer immensen Gesetzsammlung ruhte, die Buchhändler, Autoren, Journalisten. Die Censur sagte: l'état c'est moi — das Gesetz bin ich. Die Censoren sagten dasselbe. Die Kanzleidiener, welche die Diener der Zeitungen, die um irgend eine kleine Beschleunigung der Censur baten, eigenhändig und kraft ihrer Vollmacht zur Thüre hinauswarfen, wußten Nichts von jenem fabelhaften Censurgesetze.

Die Manuscripte wurden so lange auf der Censur behalten, bis die Autoren verdorben waren;

die Flugschriften, auf Momente berechnet, so lange, bis die Momente vorbei waren;

die Zeitungsartikel — **mit Ausnahmen** — so lange, bis sie veraltet waren;

die Ankündigungen unbeliebter Zeitungen so lange, bis die Pränumerationszeit vorbei war,

mit Ausnahmen.

Es wurden alle Resolutionen über neue literarische Unternehmungen, welche den Günstlingen der Censur gefährlich werden konnten, so lange hingehalten, bis sich die Unternehmer verblutet hatten.

Es wurde gegen jedes solches Beginnen die verderbliche Kriegskunst des Fabius Cunctator angewendet, die Feinde durch Zögerungen aufzureiben;

wurden den Zeitungen Beschränkungen der absurdesten Art über Format, Titel, Kunstblätter, Ausgabeorte, Pränumerationspreis, Plakarde und Ankündigungen auferlegt, welche sie hinderten, ihren Plan auszudehnen und mit diesem Journal in die Schranken zu treten;

wurden in der Regel Journalkonzessionen nur an solche Individuen verliehen, welche weder Handelsgeist noch literarische Fähigkeiten besaßen, indeß Hunderte von Gesuchen bedeutender Männer von hervorragendem Talente und industriellem Geiste entweder zurückgewiesen, oder durch oberwähnte Cunctatorpolitik vereitelt wurden;

wurden Tausende von Manuskripten, welche Nichts gegen den Staat, gegen die Religion, gegen die Moral enthielten, gestrichen, verstümmelt, durch langwierige Censur unnütz gemacht; wurde, mit Ausnahme einiger weniger, theils talentvoller, theils talentloser, gewissermaßen durch die Theaterdirektionen patentirter dramatischer Dichter, fast allen übrigen das Aufkommen unmöglich gemacht, indem man ihre Manuskripte theils gar nicht zur Censur annahm, theils sie ohne Grund, oder doch nur aus Scheingründen verwarf oder verstümmelte, und indem sich die Censur gegen ihren Beruf herausnahm, den Werth der Stücke zu beurtheilen.

Und zwar geschah dies Alles, obwohl in dem Gesetze solche Mißbräuche durch Nichts gerechtfertigt sind, und, wie die Censur immer

behauptet, doch kraft dieses Gesetzes und seiner humanen Vorschriften, welche auf diese Weise interpretirt wurden.

Denn das Gesetz ist ein todter Buchstabe.

Das Uebel liegt blos in dem Geiste der Vollstreckung, im Mechanismus der Ausübung, für welche wohl Gesetze von Werth sein werden, welche aber in Wesenheit den Zustand nicht verbessern können. Und zwar ist der Geist, in welchem die Gesetze vollzogen werden, kein politischer. Die sogenannte Aengstlichkeit der Censur ist eine Fabel. Die Censur war nicht ängstlich, Lobreden auf Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Heine, Börne, Herwegh drucken zu lassen. Sie war nicht ängstlich in Zulassung von Dichtungen mit der kühnsten politischen Tendenz. Sie war nicht ängstlich, pasquillante Seitenhiebe auf die Autorität des Staates zuzulassen.

Es ist hier nicht der Ort, den ganzen Umfang des Censurwesens zu erörtern — es genügt, zu sagen, daß die besten Gesetze hilflos sein werden, so lange der Geist der Bureaukratie nicht im Allgemeinen moralisch und politisch besser werden wird. Da aber dies nur durch Hilfe und Zwang der Intelligenz geschehen kann, so ist die Frage, wie die Intelligenz zu jener Macht befördert werden kann, welche sie gewiß zu einer treuen Dienerin des Staates machen wird.

Und zwar ist nicht die Rede von der Intelligenz der Presse allein — sie ist nur ein kleiner Bestandtheil der Frage. Das Schicksal der ganzen gebildeten Klasse der Bevölkerung ist kompromittirt. Obgleich das Schicksal dieser Klasse von Menschen auch in anderen Ländern traurig genug ist, als ein allgemeines Resultat einer fehlerhaften Organisation der gesellschaftlichen Verhältnisse und der allgemeinen europäischen Erziehungsmethode, so ist sie doch nirgends in einem so trostlosen, traurigen und hoffnungslosen Zustande wie in einem gewissen Theile Deutschlands. Die Archive der geheimen Kabinete sowie die Kammern der Mitglieder des Hofes geben zahllose Belege für diese Hilflosigkeit der gebildeten Klasse der Bevölkerung, welche durch langjährige Studien, durch Aufopferung einer halben Lebenszeit für den Zweck ihrer höheren Bildung Nichts gewonnen haben als ein jämmerliches Dasein. Doktoren der Medizin erbitten von der Barmherzigkeit ihres Monarchen Sustentationsbeiträge, Theologen und Juristen, mit den besten Zeugnissen versehen, bitten um Verwendung als Hofbediente, als Kammerheizer, Amtsdiener, Briefträger u. dergl. In den Aemtern fungiren als Kopisten und Diurnalisten Männer, welche vermöge ihrer Bildung zu den wichtigsten Staatsämtern geeignet wären. Und doch hat der Staat Noth an Fähigkeiten, an Beamten von ausgezeichnetem, hervorragendem Geiste, denn das

Anciennetätsprinzip hat alle wichtigen Stellen bereits vergeben — wohl zum kleinen Theil an sehr ausgezeichnete Männer —, doch zum größeren Theile an alterssieche, unfähige, willen- und charakterlose Maschinenmenschen, welche, wenn sie auch die Fähigkeit hätten, ihren Geschäften vorzustehen, doch weder Muth noch Eifer besitzen, das Gute kräftig zu wollen und die Interessen des Staates und des Vaterlandes zu vertheidigen gegen den verderblichen Nexus bureaukratischer Kameraderie, gegen Nepotismus und alle abgefeimten Künste des Mißbrauchs der Amtsgewalt.

Diese gebildete Klasse befindet sich zwar auch in England und Frankreich in schlimmen Verhältnissen, weil der Staat mehr geistige Fähigkeiten besitzt, als er verwenden kann — in den Ländern aber, welche wir meinen, weil der Staat daran Mangel leidet — ja, wie es scheint, daran Mangel leiden will. Dort arbeiten sich aber doch die größten Fähigkeiten durch — hier nicht. Dort gilt Talent, hier nur Glück und Klugheit, Geburt und Protektion. Dort arbeitet sich eine demoralisirte Intelligenz bis zu den höchsten Staatswürden empor, hier wird sie demoralisirt. Aber nicht in der größeren Freiheit der Intelligenz liegen die Gefahren, sondern in ihrer Demoralisation. Da nun der Staat auf keine Weise die Macht der Intelligenz

vernichten kann, so thut er nicht weise, sie durch Bedrückung zu demoralisiren. — Denn in Freiheit kann sie ihm doch nützen, im Drucke wird sie gezwungen zu schaden. Die geeignetsten Mittel, die Intelligenz dem Staate nützlich zu machen, sind folgende:

Allgemeine Gewerbsfreiheit. Sie hat Nachtheile, ja, sie wird traurige Erscheinungen mit sich führen, aber keine in dem Grade traurigen, wie die bereits vorhandenen; sie ist vielleicht für den Augenblick ein nothwendiges Uebel, aber es wird sich bald in Heil verwandeln. Es giebt kein anderes Mittel, den Staat vor der Gefahr zu retten, in welche ihn Millionen fähiger Menschen, welche müßig gehen, brotlos sind und demoralisirt, in Tagen der Gefahr, welche kommen werden, stürzen können; es giebt kein Mittel, so furchtbare Kräfte unschädlich zu machen, als ihre Beschäftigung, ihre Betheiligung an der Erhaltung des Staates.

Die größte Liberalität in Verleihung von Konzessionen jeder Art, ohne zu strenge Rücksicht auf Moralität. Denn, wenn der Staat dem entlassenen Verbrecher und schlecht prädizirten, nahrungslosen Mann alle Mittel abschneidet, auf redliche Weise sich zu ernähren, wie kann er hoffen, daß sich ihre Moralität jemals verbessere!

Aufhebung des Anciennetätsprinzips in der bureaukratischen Verfassung des Staates und

strenge, schwere Verantwortung den Bureauchefs auferlegende Vorschriften über die vorzugsweise Begünstigung fähiger Beamten, ohne Rücksicht auf Alter und Dienstzeit, und eifrige Aufmunterung, Belohnung und Berücksichtigung aller Bestrebungen der untergeordneten Beamten, sich dem Staate auch in einer über ihren Wirkungskreis hinaus sich erstreckenden Weise nützlich zu machen; Schutzverleihung und Verheißung an alle Jene, welche herrschende Mißbräuche dem Staatsoberhaupte oder seinen Ministern aufdecken.

Strenge Ueberwachung der Censurübung durch eine unabhängige Kommission, welche die Beschwerden der Parteien entgegennimmt;

und, da vorauszusehen ist, daß dies selbst nicht hinreichen wird:

Aufhebung des Verbots, Schriften jeder Art ohne das Imprimatur der inländischen Censur im Auslande drucken zu lassen, unter der Bedingung voller Namensschrift und strenger Verantwortlichkeit für den Inhalt derselben, wodurch allein gute Schriftsteller in den Stand gesetzt werden können, dem Staate, der Regierung, ja selbst dem herrschenden Systeme zu dienen. Denn liegt es wohl im Sinne des konservativen Systems, daß der Staat durch innere Auflösung, durch Demoralisation und Zerfallen seiner stärksten Stützen destruirt werde?!

Miß Pardoe und die Ungarn.

Es ist in unseren Zeiten der Emanzipation aller menschlichen Schwachheit, wo es fast kein Gebrechen, keine Infirmität des Verstandes und Herzens giebt, welche nicht irgend einen sophistischen Lobredner gefunden hätte, so Viel über Beruf und Fähigkeit des Weibes zu literarischen Erzeugnissen pro und contra debattirt und disputirt worden, daß diese Frage durch die Ereiferung von beiden Seiten eine Zeitfrage geworden ist. Je mehr nun Verkehrtheiten aller Art im geistigen Leben um sich greifen, je mehr Wunderkinder, Wunderdoktoren und Wunderdichterinnen aufstehen, Epoche machen und sykophantische Lobredner finden, je dringender ist es der gesunden Vernunft schwindelfreier Köpfe zu rathen, das windige Spinngewebe nichtiger Berühmtheiten, welches die Tempel der Kunst und Literatur verunziert, hinwegzukehren, um dem echt männlichen Geiste Suprematie und Würde zu retten. Jahrtausende sind vorübergegangen, ohne daß es den Menschen eingefallen wäre, die Weiber zur geistigen Herrschaft zuzulassen, ohne daß es ihrem Geschlechte selbst eingefallen wäre, darnach zu streben; in keinem Staate der alten und neuen Welt hat sich eine geistige Suprematie der Weiber geltend gemacht, niemals hat sich der weibliche Geist über die Sphäre der Leidenschaften erhoben;

ganze Geschichte der Menschheit aller Zeiten hat nirgends auch nur eine Spur von weiblicher Geistesthätigkeit hinterlassen, bis endlich das vorige Jahrhundert die Welt zuerst mit den Klatschereien der weiblichen Memoirenliteratur beglückte und bald darauf ein ganzes Heer von »Blaustrümpfen« auf den Markt der Literatur brachte. Ein bis zwei Jahrtausende der Vorzeit haben nur eine Sappho hervorgebracht, die noch dazu so bescheiden war, ihr Talent in den Wellen zu begraben, ein einziges Dezennium der Jetztzeit beglückte Deutschland allein mit einem Dutzend Sapphos, welche mehr Verse machten, als sechstausend frühere Jahre zusammengenommen in dieser Art weiblicher Arbeiten hervorbrachten. Und wirklich kamen zum großen Leidwesen aller denkenden Männer, welche in dieser geistigen Amazonenwirthschaft nur den Verfall der männlichen Kraft und Würde erblicken konnten, nur die Unfruchtbarkeit des Zeitalters an männlichen Gedanken symptomisirt sahen, so viele Werke und Werkchen, Gedichte und Komödien, Romane und Memoiren zum Vorschein, worin sattsam Mutterwitz, leidlicher Geschmack und reizende Geisteskoketterie enthalten waren, um in Zeiten eines weibischen Geschmacks und weibischer Denkweise als Wunderwerke des Geistes zu gelten. Diese Thatsache ist es, welche wir zuerst zu bekämpfen haben, und wir fangen damit an, völlig zu leugnen und in bestimmter Weise zu widersprechen, daß alle

diese berühmten Weiber, welche wir meinen, sich durch ihre Werke ein Recht erworben haben, geistig zu gelten und einen Beruf für sich in Anspruch zu nehmen, der ebenso wenig paßt für ihr geistiges Vermögen, wie ein Schwert für ihre physische Kraft.

Wir wollen uns kurz fassen! Unter allen schriftstellernden Weibern des Jahrhunderts sind die Stael, die Genlis, die Georgine Sand (wir wollen nicht sagen G e o r g e, um nicht die Cigarre in ihrem Munde zu sehen), die Bettina die berühmtesten. Jede von ihnen repräsentirt eine Gattung, und mit dem Urtheil über sie ist so ziemlich das Urtheil über Alle gesprochen; denn von den Memoiren schreibenden Weibern, von den Romanspinnerinnen vulgärer Gattung, den Theaterdichterinnen für die letzte Gallerie wird man uns hoffentlich erlassen zu sprechen. Was haben aber oben erwähnte gepriesene Frauen zu Tage gefördert? Madame Stael, von der Natur vernachlässigt, unfähig mit schönen Augen zu kokettiren, hat sich mit Glück auf die g e i s t i g e Koketterie verlegt. Einige geistreiche Bonmots sind das Einzige, was von ihr älter geworden ist als 25 Jahre, was sich durch Tradition hungriger Kalender bis auf heute erhalten hat; ihre Dichtungen mit ihrem Bombast, mit ihren hergebrachten, tausendfältig in den ältesten Zeiten abgeklatschten stereotypen Charakteren, hat der furchtbare, alles Nichtige verheerende Kehrbesen der Zeit so rein von der Erde gefegt, daß nur selten ein

Antiquar zu finden sein dürfte, der noch Etwas von ihnen für den Kuriositätenfreund aufgehoben hat. Die Genlis ist eine recht ehrbare, achtungswerthe Frau, sie ist, um von ihr so zu sprechen, wie die Stael von Napoleon, den sie einen Robespierre zu Pferd nannte, als Schriftstellerin doch Nichts als eine Gouvernante zu Pferde. Allbekannte gute Erziehungsgrundsätze, ermunternde sittliche Beispiele, gute Lehren für Alt und Jung aus der Rüstkammer der Fibelweisheit — sie sind ein achtbares pädagogisches Geschenk, aber wahrhaftig von wenig Bedeutung für die geistige Welt, da hier weder neue Ideen noch originelle schaffende Produktivität zu finden ist.

Madame Sand — ja diese steht höher als Beide an Talent und Fähigkeit, sie steht über vielen Männern, welche schwächer sind an Geist als ihr Geschlecht; ihre Romane sind wahrhafte Kunstwerke der Musivarbeit, aber im Grunde doch auch Nichts als weibliche Arbeit, mit Feinheit, Geschmack und Geschick auf Canevas übertragene Lebensbilder, charmante Liebesgeschichten voll pikanter Situationen und Lebenswahrheit, aber ohne alle poetische oder philosophische Intuition, geistreich und mit weiblichem Nachgefühl erzählte Chroniken der Liebesärgernisse dieser weibervollen Welt. Sie kennt ihr Geschlecht und schildert es gut mit allen seinen Schwachheiten, sie hat trotz einem vielwissenden Kammermädchen einen tiefen Blick in die Geheimnisse des heutigen Familienlebens

gethan — aber von Poesie hat sie nur geträumt, und ihre Philosophie hat sie aus der Encyklopädie genommen. Sie hat es zu keiner anderen Positivität gebracht als zum Cigarrenrauchen. Sie erzählt die galanten Abenteuer, Intriguen und Aergernisse der Salons wie eine geist- und gefühlvolle Kammerfrau von vieler Weltkenntniß, jener oberflächlichen Art, wie sie Weibern eigen ist. Die Leidenschaften, Motive und Interessen des Lebens sind ihr genau bekannt, insofern sie mit dem anderen Geschlechte zusammenhängen und sich darauf beziehen, sie versteht sich auch so viel auf Politik wie eine Pariser Zeitung — aber wo ist die höhere Welt- und Lebensanschauung, wo nur der tiefe, heilige Ernst der Weisheit, welche über den Dingen steht, wo überhaupt Alles das, was nur den männlichen Geist als sein ausschließendes angestammtes Prärogativ charakterisirt und ein Haupterforderniß der geistigen Bedeutung ist, das schaffende Leben und Walten weitverzweigter, tiefer Gedanken in Beziehung auf den höheren Lebenszweck und die höheren Lebensmotive der Menschheit?

Warum will man die Gesetze der Natur umkehren? Das Weib, in Bezug auf seine körperliche Natur, ist nur zum Empfangen, zur Reproduktion oder zur Vermittlung des Werdens geschaffen. Es ist blos das heilige Gefäß, worin die Natur die Keime ihres Lebens aufbewahrt und zur Reife bringt. Sollte der Geist des Weibes auf eine heterogene

Weise gebildet sein, sollte der Schöpfer, in dessen Kreaturen jeder Art sich eine harmonische Verhältnißmäßigkeit der Begabung zeigt, allein beim Weibe einen Mißgriff begangen und demselben einen kräftigen, zeugungsfähigen Geist verliehen haben zu einem schwachen Mutterleibe, der nur geschaffen ist aufzunehmen und zu gebären? Nimmermehr. Nie haben Weiber Gesetze gemacht, niemals Positives erdacht, niemals waren sie etwas Anderes als von äußeren Impulsen beherrschte Wesen ohne selbstständige, unabhängige Seelenkraft. Der Kreis, auf den sie die Natur verwies, ist das Haus, die Wirthschaftsstube, das Familienleben. Dort ist sie allein heimisch — überall sonst erscheint sie als Abnormität, als ein Wesen, welches seine Naturbestimmung verleugnet und dem Zufalle preisgegeben ist.

Allein Noth, Unglaube, Krankheit, physische und moralische Anarchie der Meinungen und Grundsätze, Gesetzlosigkeit der moralischen Zustände durch Uebervölkerung, Drang der Bedürfnisse, durch Ausartung der Begierden erzeugt, die heterogene Witterung des Jahrhunderts haben das männliche Geschlecht so verweichlicht, erschlafft, entmuthigt, blasirt und entmannt, daß es aus Trägheit, Schwäche und Infirmität darnach strebt, die schwere Bürde seiner Naturbestimmung von sich ab und theilweise auf das andere Geschlecht zu wälzen. Der Mann des Jahrhunderts, zu schwach seinen Beruf zu erfüllen, ladet

auf weibliche Schultern einen Theil der Lasten seiner Mission, um in gemächlicher Faulheit sein theures Ich zu pflegen. Daher die Neigung des Zeitalters, dem Weibe Rechte einzuräumen, welche Pflichten mit sich bringen, daher die Willfährigkeit des männlichen Geschlechtes, einen Theil seiner Domänen dem Weibe abzutreten, damit er der Mühe der Verwaltung und Obhut darüber enthoben sei.

Wer dem weiblichen Geiste Weihrauch streut — der ist ein Erzfeind des Geschlechtes; er ist geneigt, des Weibes Herz zu zertreten, um sich an ihren Gedanken zu erlustigen. Begreift endlich eure Schmach, euer Schicksal, emanzipationssüchtige Weiber: der Mann der Zeit, nachdem er eure Herzen längst dazu mißbraucht, eure Reize und Tugenden, will auch euren Geist zum Werkzeug seines schnödesten Vergnügens machen. Er bietet euch ein Spottrohr als Szepter der Selbsttäuschung für den euch entrissenen goldenen Zauberstab der Liebe. Er will euch ehren, anstatt euch zu lieben, er will euch arbeiten und herrschen lassen, um auf dem Faulbette seiner Begierden der Sorgfalt für euer Wohl enthoben zu sein. Er gewährt euch Freiheit, um euch zu verlassen, hilflos in die Wüste des Lebens zu stoßen, wo nur verwilderte, rohe, begierdenvolle Thierheit euch begegnet — seine Pflichten sind ihm zur Last, darum beschenkt er euch mit dem Recht und Beruf, eure zarte, liebliche, gottbeschützte und liebegesegnete

Schwachheit mit der schweren Bürde der Gedanken zu belasten.

Der Verfasser dieses Aufsatzes gehört nicht zu Jenen, welche das Weib tief unter dem Manne unter die subordinirten Geschöpfe des Weltalls zu rangiren geneigt sind. Er bekennt sich nur zu der Ansicht einer mathematischen Unterordnung des Weibes in der Reihenfolge der Dinge, einer zweiten Bestimmung, der eine erste vorausgehen müsse, ohne deshalb das weibliche Prinzip der Schöpfung geringer zu achten als das männliche. Was ist die männliche Zeugungskraft anders, als wieder ein Zweites in der Schöpfung, welchem das Erste der Schöpferkraft gewaltig vorangeht, und wer vermöchte zu beurtheilen, was in der Idee des Schöpfers mehr gelte, ob das auf ihn folgende Zweite oder Dritte der Lebensgenerirung? Was ist am Ende Alles, was menschlicher Geist vollbringt, als eine nothwendige, von göttlicher Urkraft bestimmte zweite Aktion zu unbekannten Zwecken und von unbekannter Bedeutung für das All? Allein keine Kraft soll aus ihrem Kreise treten. Wenn uns auch Alles unbekannt ist im großen Mysterium des Weltlebens, so ist doch dies nachweisbar, daß jede Kraftbewegung ewig unveränderliche Schranken vor sich hat. Blos gegen das Hinausstreben aus diesen Schranken, das nur zu Unnatur und Verderben führen kann, erheben wir unsere Stimme. Und ein solches Hinausstreben ist gewiß das Geltendmachen

weiblicher Gedankenbefangenheit in der Urtheilsfreiheit des Mannes, das Auftreten des Weibes in der Literatur, sofern sie nicht blos ein Spiel der Gedanken ist und einem höheren zeugenden Berufe lebt. Freilich wohl lebt unsere Literatur nicht diesem Berufe! Aber eine Krankheit — so allgemein und seuchenartig sie auch sei — stößt noch nicht die Gesetze der normalen Gesundheit um, und eine Infirmität des männlichen Geschlechts beweist noch nicht, daß weibliche Infirmität zur geistigen Herrschaft berufen sei.

Das Glück, welches die Weiber in der modernen Literatur machten, der bedeutende Rang, welchen eine Sand unter den Schriftstellerautoritäten einnimmt, zeugen nicht von ihrer höheren Befähigung, zeugen nur von dem tiefen und entwürdigten, selbst weibisch gewordenen Geiste unserer Zeit, nur von der Blasirtheit und durch geistige Unzucht herbeigeführten Impotenz des männlichen Geistes, dem schon der weibliche Mutterwitz imponirt, nur von dem Ruine mannhafter Sinnes- und Denkungsart, welche sich nicht erhebt über die Fragen des materiellen Daseins. Geld haben und nicht haben, Genuß von Bequemlichkeit, Luxus, Geschlechtsfreuden und Putz und äußeres Ansehen, Titel, Macht und Einfluß — das ist Alles, was den Egoismus interessirt, worüber sich jetzt kein Gedanke zu erheben wagt — und das ist gerade der Kreis, den auch weibliche Gedanken um-

fassen. Ueber das hinaus ist nach dem Zeitglauben — Wahnsinn: Wahnsinn der Vaterlandsliebe, des Gemeinsinns, der göttlichen Poesie und der Religion; Schwärmerei der überspannten Patrioten, Thoren und Weltbesserer, Fanatiker und Idioten — von heute auf morgen genießen und leben, lieben, erwerben, satt werden und sterben — das umfaßt des Weibes und der Zeit Geist. Allein, daß es so ist, markirt nur einen Uebelstand, kann aber keine Basis darbieten für ein neues Naturgesetz, das nur in der Verrücktheit des Zeitgeistes eine Begründung fand. Es ist traurig, daß die höheren Motive geistigen Lebens Nichts mehr gelten vor der tyrannischen Herrschaft der materiellen Interessen; traurig, daß diese Motive jetzt als fabelhafte Dinge erscheinen, aber nicht bewiesen ist es, niemals kann es bewiesen werden, daß sie wirklich fabelhafte Dinge sind diese Motive, welche die Gesammtheit so sichtbar zu Grunde richten!

Nicht die Feinde des weiblichen Geschlechtes sind es, welche gegen dessen Emanzipation sich auflehnen, sondern dessen wärmste, aufrichtigste Freunde. Nur wer das Weib achtet und liebt, wer es anbetet und verehrt, kann sein höchstes Glück darin finden, es zu bevormundschaften und die schwere Last des unbestrittenen Oberregiments auf sich zu nehmen. Diese Freunde des weiblichen Geschlechts können aber niemals zugeben, daß das Weib in ihre Prärogative greift. Um den Preis der Liebe wollen sie Gehor-

sam und Unterwerfung, wie sie ein guter Vater von seinen Kindern verlangt. Dafür, daß sie ihre eigene Wohlfahrt, ihr eigenes Behagen opfern für das Wohl ihrer Schutzbefohlenen, wollen sie nicht anerkennen, daß diese berechtigt seien, durch ihre Thorheit, ihre Leidenschaft, ihren Unverstand die heilsamsten Bemühungen für ihre Wohlfahrt selbstmörderisch zu zerstören.

Aber auch diese können durch Verzweiflung begeistert werden für die moderne Frauengröße, sie können bewundernd sogar ausrufen: »die Weiber hoch!« aber nur wenn sie hinzufügen: »pfui über die Männer!« Ja, die Weiber sind groß geworden, weil die Männer klein geworden; ja, den Weibern gebührt auch ein Regiment in der modernen Geisterwelt, wo nur weibische Ideen regieren. Mannhafte Gesinnung hat Feder und Schwert, beide Waffen des Geistes, vor dem siegenden Dalai Lama des Eigennutzes gestreckt — denn diese Waffen sind längst besudelt und beschimpft; nur eine Waffe blieb dem wahren Manne, der selbstdurchbohrende Dolch des stillen, zeitverachtenden Grams um die fallende Menschheit. Und es ist ein großes Zeichen der Zeiten: — da wo der Geist der Weiber zu regieren anfängt, beginnt ein furchtbarer Menschensturz, das weltentvölkernde Menschenverderben, das kein Ende nimmt, bis auf den Gebäuden des damaligen Geistes Gras und Moos gewachsen, die Blätter seiner Bücher in alle vier

Winde gestreut, seine letzten Spuren von der Erde verschwunden sind!

Diese Betrachtungen haben sich mir aufgedrungen, als ich das Werk der Miß Pardoe über Ungarn las.

Diese Miß Pardoe hat gewisse Eigenschaften mit allen ihren Kolleginnen gemein. Wir bemerken diese Eigenschaften sowohl an ihr als an Madame Hahn und an der Wienerin, welche nach Jerusalem pilgerte, und diese Eigenschaften sind gerade das Interessanteste, das Unterhaltendste an ihnen. Mit einer bewundernswürdigen Uebereinstimmung finden diese reisenden Blaustrümpfe überall sehr schöne Männer und häßliche Frauenzimmer — selbst in Italien und Cirkassien — sie sprechen von keinem Manne, ohne zugleich zu sagen: Herr N., ein schöner Mann, ein hübscher Mann, eine geistreiche Physiognomie, und beschreiben uns seine Augen, seine Haare und Zähne mit großer Umständlichkeit, ja Miß Pardoe geht sogar so weit, das A—leder der Bergstudenten in Schemnitz malerisch zu finden. Die fromme Wienerin aber macht alle Militärexerzitien mit und bewundert überall die schöne Mannschaft. Alle diese Schriftstellerinnen prahlen auf jeder Seite ihrer Schriften mit dem erstaunlichen Muthe, womit sie auf einem Kameel reiten, womit sie in die Gruben der Bergwerke einfahren, zu Pferde steigen, dessenungeachtet lassen sie uns immer merken, wie zart und

schwächlich sie gebaut sind, und wie blos ihr starker Geist den unerhörten Gefahren widerstehen konnte, welche dem Reisenden heutzutage drohen, der von Wien aus auf dem Dampfschiffe nach Konstantinopel, von dort auf bequemen Schiffen über das schwarze Meer und unter Bedeckung und von allen Konsulen aller Potentaten beschützt und berathen bis zum heiligen Grabe wandert. Was haben diese Aermsten auf solchem Zuge Alles auszustehen von unverschämten Tabakrauchern, »stinkenden Juden«, Flöhen und schlechten Matratzen, wie selten bekommen sie guten Kaffee, und wie selten finden sie ein gutes Nachtlager. Es ist zum Erbarmen, ihre Schicksale zu lesen: mit welcher Standhaftigkeit sie sich von ihrer Heimath trennen und sich mit einer vollen Börse in den Schutz der Vorsehung begeben, wie sie dann bei ihrer Rückkehr Gott danken, der sie aus so großen Gefahren wunderbarlich errettet hat! Und bei diesem Muthe, dieser Standhaftigkeit, wie allerliebst kindlich naiv können sie sein, wie zärtlich schreiben diese lieben Kinder an ihre »lieben, guten Mamachen« — und wie unschuldvoll kindisch ist ihre enorme Neugierde, »den Harem des Sultans« zu sehen und alle seine Geheimnisse zu erfahren. Freilich so wohl wird es nicht bald einer von ihnen, wie der schönen Lady Montague, welche, wie man sagt, von dem Sultan mit allen Ehren und Förmlichkeiten einer Favoritsultanin aufgenommen und in die aller-

tiefsten Mysterien des Harems eingeweiht worden ist. Aber man verzweifle nicht — vielleicht gelingt es doch einem europäischen Blaustrumpf, Gnade zu finden vor dem Beherrscher der Ungläubigen.

Miß Pardoe ist nun unter den weiblichen Touristen die geistreichste, selbstständigste, unterrichtetste, aber sie hat sich in Ungarn durch Hilfe ihrer weiblichen Schwachheiten von den sogenannten Literaten unverantwortlich düpiren lassen, Alles für baare Münze genommen, was man ihr aufband. Sie glaubte unter diesen liebenswürdigen Edelleuten, in England zu sein, sie hatte keine Ahnung, daß sie gegen das Volk anders sich benehmen, anders denken könnten als sie. Man hat ihr weiß gemacht, die liberale Aristokratie habe von der Regierung Freiheiten für das Volk begehrt und nicht erlangen können, allein man hat ihr nicht gesagt, unter welchen Bedingungen diese Freiheiten begehrt wurden, und ob die Regierung vernünftiger Weise auf ganz einseitige, unzulängliche, die Verwirrung nur vermehrende Maaßregeln habe eingehen können, wo der ganze Zustand unrechtlich, barbarisch und gewissenlos ist; man hat ihr nicht gesagt, daß sie durch diese Konzessionen Einkünfte hätte verlieren sollen, ohne daß dem Volke geholfen gewesen und der Adel ihr Ersatz geleistet hätte. Ohnehin kämpfend mit ewiger Armuth hätte die Regierung zu Gunsten des Bauers auf die letzten und einzigen Hilfs-

quellen Verzicht leisten sollen, der Adel aber hätte fortan seine Steuerfreiheit behauptet. — Nicht minder ist sie düpirt worden über den Zustand des öffentlichen Geistes, der politischen Bildung, der öffentlichen Meinung.

Ungarn und die ganze österreichische Monarchie ist noch weit entfernt von einer politischen Bildung des Volksverstandes. Die aufkeimenden politischen Ideen — meist nach einer oberflächlichen Kenntniß der ausländischen modernen Theorien gebildet — bieten in der That in ihrer Erscheinung ein possenhaftes barbarisches Schauspiel des Kampfes dar. Wie sich die rohesten Begriffe von Freiheit, Verfassung, Volksvertretung, Liberalismus und Absolutismus befehden und dabei, ohne es im Geringsten zu gewahren, in die abenteuerlichsten Inkonsequenzen verfallen und unter die Fahnen der Gegner gerathen, das beweist und erläutert der unsterbliche Vorfall auf dem Landtage, wo ein Deputirter in einem und demselben Antrage das Begehren stellte 1. um Preßfreiheit, 2. um Verbot einer gewissen Zeitung, welche — freilich wohl aus guten Gründen — der ungarischen Freiheit nicht hold ist. Nichts bezeichnet den tiefen barbarischen Zustand der politischen Begriffsbildung besser, als die in Ungarn und in den österreichischen Staaten herrschende wahrhaft abenteuerliche Unduldsamkeit in Bezug auf politische Meinungen, wo sie bei einem Manne vorkom-

men, der kein Amt und keinen Sold genießt. Während die großen erstaunlichen Politiker in diesen Staaten — Politiker, welche auf Gelehrsamkeit, Grundsätze und Charakter, besonders aber auf durchdringende Verstandes- und Urtheilsschärfe allen Anspruch machen, mit großem Respekt vor jedem Amtsdiener und Schöffen der Regierung, vor ihren öffentlich employirten Publizisten mit großem Respekt den Hut ziehen, verlangen sie von jedem armen Teufel von Schreiber in einem Zeitungsbureau, der für 40 Kreuzer Tagelohn Artikel exzerpirt, übersetzt und dichtet, daß er wenigstens ein Curtius, wo nicht ein Brutus sei. Natürlich haben diese armen Kreaturen, welche erstaunt den Himmel fragen, warum er die Geschicke des Vaterlandes gerade auf ihre Schultern geladen, immer großartige liberale Redefiguren bei der Hand, welche ausdrücken, wie sie immer bereit seien, die »Tyrannen« sammt und sonders von der Erde zu vertilgen und die Menschheit zu befreien — wenn sie auch in demselben Augenblicke herzlich froh wären, wenn ihnen Jemand für ein Lobgedicht auf den Kaiser von Marokko oder China eine gute Mahlzeit bezahlte.

Von alledem hatte nun Miß Pardoe Nichts beobachtet, und ihr Buch war um so mehr geeignet, die öffentliche Meinung in Deutschland zu düpiren, wie sie selbst düpirt worden, da es in der That — das Werk unterrichteter Ungarn ist — viele

Wahrheiten und nur eine falsche Schlußfolgerung enthält.

Die Jugend und das praktische Leben.

Eine Vorlesung von Saint Marc Girardin, zur Beherzigung in Ungarn.

Saint Marc Girardin, einer der gründlichsten Kenner der deutschen Sprache und Literatur, deren beste Werke er studirt und mit Einsicht und Geschmack beurtheilt, hat durch seine am 2. Dezbr. gehaltene Vorlesung in der Sorbonne sich neue Verehrer erworben. Die Vorlesung zeichnete sich noch besonders durch den dabei stattgefundenen stürmischen Andrang der Zuhörer aus. Der Zudrang war so groß, daß er der für ihn schmeichelhaften Nothwendigkeit nachgeben mußte, einen Theil seiner Zuhörer auf den Stufen seines Katheders Platz nehmen zu lassen.

»Saint Marc Girardin,« sagen seine kritischen Landsleute, »analysirt mit großem Scharfsinne die Werke des Geistes, aber seine Freimüthigkeit spricht zum Herzen. Neben ausgezeichneter Kritik giebt er nützlichen Unterricht. Die fortlaufende Verbindung der Literatur mit der Moral, die Lehre zur Seite der Analyse, die Geschichte, befruchtet durch einen geistvollen Vortrag der Wahrheit, die Einbildungskraft,

geführt von einem gesunden Sinne, das ist der Charakter seiner Vorlesungen.« Ohne dem Urtheile unserer deutschen Leser vorgreifen zu wollen, mögen sie aus der folgenden Probe, die wir ihnen aus der Vorlesung mittheilen, erkennen, wie weit diese Schilderung treffend oder unwahr sei. Er beginnt seinen Vortrag mit einer satyrischen Tirade gegen die Gesellschaft in dem westlichen Europa.

»Glauben Sie nicht, meine Herren,« sagte Girardin nach einigen einleitenden Worten, »daß ich die Mission eines Reformators zur Schau trage; diesen Ehrgeiz besitze ich nicht, er sagt meiner Schwäche nicht zu. Sie sehen, daß jene alten Maximen der Moral, die ich so gern in unsere literarischen Unterhaltungen mische, das Geschäft und die Pflicht der ganzen Welt geworden ist. Nicht mehr die Geistlichkeit allein, nicht mehr die Obrigkeit, nicht die Universität hat die Seelsorge der Menschen, sondern alle Welt befaßt sich damit.

Die Jugend hat bei ihrem Austritt aus der Schule keinen Aufseher, keinen Gewissenswächter, sie hört nirgends eine Vorlesung über Moral, sondern trägt nur Sorge für ihre literarische Erziehung; dafür sind Einrichtungen, Anstalten, Bestimmungen und Prüfungen, während sie ihre Moral hernimmt, wo sie sie bekommen kann, vom Zufall, aus einer Predigt, aus dem Munde eines Weltmannes, von einem Kameraden, der sich Weltmann nennt, aus einem

Journalaufsätze, oder endlich gar von der Bühne! Nächst diesen zur Rechten und Linken aufgegriffenen Prinzipien hat man auch Lehren aus der Erfahrung, Lehren, die oft nur das Bedauern eines unverbesserlichen Fehlers sind, oder der Verdruß, schlecht ohne Glück gewesen zu sein. Dies ist der Boden der Moral unserer Zeit. Die Gesellschaft beunruhigt sich wenig um die moralische Erziehung der jungen Leute; sie scheint zu sagen: »Mein Gott, sie richten sich ein; es ist ihre Sache, nicht die meinige, und wenn sie es zu Nichts bringen, so lasse ich sie sitzen.« Was die Gesellschaft thut, beschränkt sich darauf, daß sie den von ihr Verlassenen das Vergnügen läßt, im Namen ihres Genies und ihres verkannten Charakters gegen die Gesellschaft zu protestiren.

Sie haben nun meine Begriffe, oder vielmehr meine Entschuldigungen, wenn ich in den vergangenen Jahren unaufhörlich die Moral in die Vorträge der Literatur gemischt habe. Ihre Nachsicht hat mir diese Abschweifungen angenehm gemacht; die Jüngern unter Ihnen entschuldigten mich gern, weil sie glaubten, freilich mit Unrecht glaubten, daß sich bisweilen eine kleine Zugabe von Satyre einmischte, und das menschliche Herz ist für die Aufnahme der Moral geeigneter, sobald sie in solcher Begleitung erscheint; die Aelteren unter Ihnen entschuldigten aber deshalb meine Abschweifungen, weil sie darin ein wenig Erfahrung zu sehen glaubten. Dies Jahr wird der Gegenstand

unserer Unterhaltung weniger diese Art von Gespräch gestatten, wir werden mehr Gelehrsamkeit als Moral, mehr Geschichte als literarische Kritik haben. Inzwischen entsage ich doch keineswegs den Gewohnheiten der Vertraulichkeit, die Sie mir gestatten; ich werde sogar, wenn Sie es erlauben, heute einige kurze Betrachtungen über einen Gegenstand anstellen, den meine Gedanken oft umfaßten, einen Gegenstand, den ich täglich mehr mit Unparteilichkeit und Freiheit behandeln kann, ich meine die Vortheile der Jugend und besonders die für das Studium. Da die Angelegenheiten der Jugend auf einem Boden sind, dessen Sprache ich seit einiger Zeit nicht mehr spreche, so werden Sie nicht erstaunen, wenn ich manchmal das passendste Wort nicht finde, oder gar manchmal zu den Vorzügen der Jugend Etwas rechne, was sonst ein Fehler heißen würde: z. B. ein vorzügliches Gut für die Jugend, besonders zum Studiren, ist nach meiner Meinung jener Neulingszustand, jene originelle Unerfahrenheit, ich wollte sagen: jene Unwissenheit, die sie bei jeder Sache mitbringt. Diese Unwissenheit erzeugt den Feuereifer des Jünglings. Der Jüngling sieht, wenn er die Schule verläßt, eine neue Welt vor sich. Welche unbekannte Gedanken und Dinge, welche neue Wissenschaften zu lernen, welcher Eifer und lobenswerthe Leidenschaft, Alles begreifen und wissen zu wollen! Sie sehen, die Unwissenheit des Jünglings ist eine schöne Sache, nur muß er des

Guten nicht zu viel thun wollen. Man muß nämlich nicht in dieser kindlichen Ignoranz verbleiben wollen. Noch weniger aber darf man zu früh glauben, aus ihr herausgetreten zu sein. Das Letztere ist leider häufig in unserer Zeit, daher giebt es so viele Erfinder, daher findet man häufig in den Büchern angehender Schriftsteller Phrasen wie die folgende: Niemand wußte bis jetzt, daß —; meine Vorgänger sahen nicht 2c. —; durch meine Bemühungen wird ein neues Licht auf die alte und neue Geschichte geworfen. Freilich, Leute, die Nichts wissen, erfinden bei jedem Schritte Etwas, und das beste Mittel, selbst Entdeckungen zu machen, ist, wenn man nicht studirt, was Andere gethan und gesagt haben.

Jene Unwissenheit ist eine Eigenschaft des Geistes; ich will jetzt von einer Eigenschaft des Charakters sprechen: ich meine jenes Selbstgefühl der Jugend, welches man unrichtiger Weise Anmaßung nennt. Ach, was ist natürlicher, als jener glückliche und naive Egoismus! Zu 20 Jahren fühlt man sich so kräftig und wohl leben! Das von Gott in unsere Seele gehauchte Lebensprinzip hat so viele Frische! Die geistigen Säfte kochen so feurig! Um diese Zeit haben wir jene Mitgift von Gedanken noch ungeschmälert, die unser Viatikum für eine lange Reise sein soll, die wir aber oft mit einem Zuge leeren, den leichtsinnigen Soldaten gleich, welche die ihnen auf acht Tage gereichten Lebensmittel den ersten Tag

aufzehren und die übrigen sieben Tage hungern. Im 20. Jahre, wo man so voll Selbstgefühl ist, wo wir keine Pflichten, keinen Beruf weiter haben, als unsere Seelenkraft zu entwickeln, also uns blos mit uns selbst zu beschäftigen, was Wunder, daß wir da Alles auf unser Selbst zurückführen? Die Jugend hat anstatt der Menschenkenntniß, wodurch man in einem Vergleiche mit Anderen den richtigen Maßstab für sich selbst findet, nur Hoffnung; diese vergleicht aber niemals. Nun ist es freilich gut, in der Hoffnung viel vom Leben zu fordern, damit man doch einen genügenden Theil erhält; wer zu wenig hofft, erlangt gar Nichts; ich tadle daher die Hoffnungen der Jugend nicht, nur darf sie auch hier keinen Mißbrauch üben. Weil sie ihre Hitze für Kraft hält, ist sie ehrgeizig und stolz; weil sie noch nicht gegen Hindernisse gekämpft, weil sie den Gegner noch nicht ins Auge gefaßt, ist es ganz natürlich, daß sie nur Achtung für ihre Gewalt hat und Widerstand und Schwierigkeit für eine Lüge hält.

Der Ehrgeiz und das herabsehende Wesen der Jugend ist aber nicht gerade ein Uebel unserer Zeit, es war früher eben so. Jetzt wird nur die Jugend von allen Seiten zum Ehrgeize getrieben, statt daß man ihn leiten und beaufsichtigen sollte; Institutionen mit ihren Preiskronen, und Publizisten mit ihren Redensarten stacheln die Jugend, daß sie Alles erreichen könne, daß es keine Vorrechte mehr für Ehrenstellen

gäbe. Mein Gott ja! Es ist wahr, Jedermann kann auf jede Stellung Anspruch machen, aber jede Stellung ist schon von Anderen eingenommen! Privilegirte giebt es dabei nicht, aber der Weg ist von Jedermann besetzt, von einer betriebsamen, bedürftigen Gesellschaft, die vertheilt und eingenistet dasitzt, wie im Bienenkorb auch das kleinste Zellchen besetzt ist und für neue Ankömmlinge Nichts übrig bleibt. Wir sind doch ein seltsames Völkchen: in jedem Hause tönen Einem bittre Klagen über die Eitelkeit und den Ehrgeiz der jetzigen Welt entgegen, und sobald diese Klagenden in die Oeffentlichkeit kommen, sobald sie zur Jugend sprechen, da hört man Nichts als Aufreizung des jugendlichen Ehrgeizes von ihnen, man sagt den Jünglingen, daß eine unabsehbare Laufbahn sich vor ihnen aufthue u. dgl. Aber ich frage beunruhigt: »Was habt Ihr denn dieser aufgereizten Jugend so viel zu geben? Nichts habt Ihr für sie als ein Bischen Kundschaft für den Advokaten und Mediziner, die sich täglich wegen ungeheurer Konkurrenz vermindert, und Ihr sprecht von einer unermeßlichen Laufbahn!«

Man klagt, die Jugend im westlichen Europa träume nur von Umwälzungsplänen; aber welche Schuld hat sie? Von allen Seiten hört sie den Zuruf: »Kommt! Ihr allein seid unsere Hoffnung, kommt! Alles steht offen, Alles ist frei!« Sie läuft herbei und — findet Alles besetzt.

Seltsamer Kontrast zwischen unserer Sprache und

Handlungsweise! Beim Sprechen vertheilt die Gesellschaft ihre Preise demjenigen, der am schönsten spricht; man glaubt hier, daß der Geist über Alles verfüge; dagegen ist sie im praktischen Leben die größte Feindin der Redensarten, sie verachtet dasjenige, was sie so eben bewundert und belohnt hat; sie ist Dichterin, wenn sie spricht; nackte Prosa, wenn sie handelt. Was soll die Jugend bei diesem immerwährenden Widerspruch thun?

Sie, die noch keine Profession, noch keine Thätigkeit hat, wodurch sie die Heuchelei der Gesellschaft kennen lernt, muß sich mehr hingezogen fühlen zur sprechenden als zur handelnden Gesellschaft, und dann ist es kein Wunder, daß man von dem gesäeten Winde keine Stille, von der gesäeten Eitelkeit keine Bescheidenheit erntet.

Vor zehn Jahren hatte ich eine Unterredung mit einem meiner Schüler in der Rhetorik, der damals eben den Preis erhielt. Wir sprachen von einem zu wählenden Beruf, wobei der junge Mann ein Selbstvertrauen durchblicken ließ, was wohl zu entschuldigen ist, wenn man gestern seinen Namen unter Beifall und Paukenschall hat krönen hören. »Lieber Freund,« sagte ich ihm nach einiger Zeit, »wollen Sie von mir einen Rath hören, der mehr werth ist als alles Griechisch und Latein, das Sie bei mir gelernt haben? Sie treten jetzt in die Welt; glauben Sie, von dieser wie ein bevorzugtes Kind aufgenommen zu werden,

weil Sie den Ehrenpreis gewonnen haben? Glauben Sie, der Geist allein bestimmt den Werth der Personen? Nein, es ist vielmehr der Charakter. Die Welt kümmert sich wenig darum, ob Sie eine schöne Phrase zu machen verstehen; sie fragt, ob Sie sich einen Beruf schaffen können. Die Gesellschaft lebt von der regelmäßigen Bewegung des Geschäftes und des Berufes, nicht von Phrasen, obgleich der Schein bisweilen dafür spricht. Um ein Gewerbe oder eine Stelle auszufüllen, bedarf es allerdings des Talents und des Verstandes, aber dies reicht nicht aus: die Hauptsache ist Arbeit und Fleiß. Sich eine Stellung zu schaffen, liebt die Gesellschaft am meisten, weil man darin ihr am nützlichsten ist. Dieses Verdienst erhält sie, während andere Verdienste sie nur angenehm unterhalten. Ich bin jetzt 20 Jahre Professor und habe immer das Schicksal meiner Schüler beobachtet. Unter den zehn Primanern waren vier oder fünf glücklich, weil sie mit ihrem Talente aus der Schule guten Sinn und sichere Eigenschaften verbanden; die übrigen warfen sich in den Haufen der mittelmäßigen Schriftsteller. Diese, wenn sie den glücklicheren Kameraden sahen, wie er ein tüchtiger Beamter, Offizier, Arzt, Kaufmann und Fabrikant geworden, schrieen sie gleich, daß der Mensch in der Schule geistlos gewesen, viel tiefer als sie gestanden und jetzt ungerechterweise einen besseren Zustand als sie habe. Aber ihre Klage ist grundlos. Jene minder Begabten haben beim Ver-

lassen der Schule eingesehen, daß sie jetzt den nützlichen Wirkungskreis suchen müssen; sie fragten bei der Gesellschaft an; diese braucht solche Menschen und gab günstigen Bescheid. Die Gekrönten aber, stolz auf ihre erlangten Preise, begnügten sich mit einer mäßigen Eitelkeit und werden von der Gesellschaft als unnütze Menschen behandelt. Wenn Sie mich fragen, wie mein Rath aufgenommen worden ist, so muß ich sagen, daß er mit mittelmäßiger Gunst aufgenommen wurde. Mein Laureatus hat keine Stellung im bürgerlichen Leben, er treibt Literatur.

Was auch unsere Publizisten sagen mögen, unsere Zeit hat ihrer Jugend nichts Anderes als frühere Zeiten der ihrigen zu geben: Arbeit und Ausdauer. Ich habe Ihnen nichts Neues gesagt, und dennoch erwarte ich von meinen Worten, wenn sie Eindruck gemacht haben, einen großen Nutzen für Sie, einen großen Trost für mich. Der Nutzen für Sie wäre, wenn Sie keine zu großen Ansprüche ferner machen und folglich keine großen Täuschungen zu erwarten haben. Wenn Sie zu zwanzig Jahren weniger Ehrgeiz und Hochmuth nähren, werden Sie zu fünfundzwanzig weniger Entmuthigung und Ueberdruß haben.«

Das Gericht der Zeit.

Ein allegorisches Programm für 1846.

Auf hohem Throne, in nassen Schneewolken, saß der alte Gott der Zeit, mürrisch und trübe wie der Januarhimmel. Auf sein Geheiß erschienen schüchtern vor seinem Richterstuhle die gerathenen und ungerathenen Kinder, so aus seinen Lenden und aus seinem Haupte entsprossen, und deren er sich nicht sonderlich zu freuen schien. Seine Stirn war gerunzelt und aus seinem Haupte rauchte ein finsterer Humor, dessen Gewölk sich blitzschwanger über die armen Sünder verbreitete, welche im Bewußtsein ihrer Schuld den Blick niederschlugen und sich überaus demüthig geberdeten. Zwei hohe Gestalten jedoch sah man stolz aufgerichtet dem Auge des Richters entgegentreten, das bei deren Anblick den Ausdruck der Achtung und Zuneigung annahm. Die eine, ein schönes gepanzertes Weib in dem alten Kostüme der Minerva, die Weisheit, führte an der Hand ein Wesen mit der gebieterischen Miene einer Semiramis, das Haupt bekrönt, in der Rechten den Szepter, in der Linken einen goldenen Zügel führend, die Politik. Sie traten als älteste Kinder des Richters und ewige Klägerinnen gegen die Thorheiten und Laster ihrer Geschwister dem Richter zur Seite. Als Angeklagte stellten sich vor die Schranken die sieben Töchter des

Jahrhunderts, sämmtlich hinkend wie jedes Gleichniß: die Philosophie, die Sittlichkeit, die Literatur, die Kunst, die Industrie, die Kultur und die Mode. Wie sie kostümirt und gekleidet waren, das erlaßt mir zu beschreiben; gewiß ist es, daß sie sämmtlich ungebührlich viele Blöße zeigten, und daß der alte Chronos bei deren Anblick nicht wenig skandalisirte.

»Tretet hervor, ihr ungerathenen Töchter!« rief Chronos, »und verantwortet euch gegen die Klagen, welche eure ältere Schwester gegen euch vorbringt. Sprich, Klägerin, weß beschuldigst du diese verdorbenen Kinder, welche einst die Freude der Welt waren und der Menschheit die köstlichsten Genüsse bereiteten?«

»Vor Allem beschuldige ich sie,« antwortete Minerva, »daß sie sich alle meiner Herrschaft und Leitung zu entwinden suchen, um am Gängelbande der Thorheit verbotenen Freuden nachzugehen. Laß sie eine nach der andern hervortreten, und ich will einer Jeden sagen, was sie verschuldet an mir, an dir und an der Menschheit.«

Die Philosophie kommt auf den Wink des Zeitgottes mit sardonischem Lächeln hervor.

»Die alte heidnische Sündenmutter,« rief ihr Minerva entgegen, »beschuldige ich eines unnatürlichen Umgangs mit dem Wahnwitze, in dessen begriffverwirrendes Geschäft du eingegriffen. Du hast Worte erfunden ohne Sinn, Schlüsse ohne Zusammenhang, Systeme gebaut in die Luft und am Ende doch das

Greifbare vergöttert. Indem du den Alles beherrschenden Himmel zu leugnen suchtest, erfülltest du die Welt mit Abgöttern, die nichts Uebermenschliches an sich hatten als ihre abnorme Eitelkeit, ihre Anmaßung und regelwidrige Narrheit. Du hast das Gedankenverderbniß aufs höchste gesteigert, indem du mit gleißender Gebehrde versuchtest, den Geist der Lüge mit der Wahrheit zu versöhnen, die unnahbare Gottheit mit dem menschlichen Irrwahne in ein ihre Majestät lästerndes Bündniß zu vereinigen, indem du unter dem Vorwande der Humanität und Duldsamkeit alle Religionen, philosophischen Systeme und Meinungen in ein gemeinsames Buhlhaus zusammen sperrtest, damit sich ein Jeder an dem ergötze, woran er Lust und Glauben hat, um sich demnächst anderer Begierde hinzugeben. So hast du unter freventlicher Humanitäts-Heuchelei alle Altäre beschimpft und der menschlichen Ueberzeugung eine Harlekinsjacke angezwängt, in der sie nur Bocksſprünge der Thorheit, nicht aber den ernsten Schritt der Forschung unternehmen kann.«

»Was hast du zu deiner Rechtfertigung zu sagen?« herrschte Chronos die gleißnerische Thorin an. »Die Lehre von der Ichheit beweist,« hub die Geschmähte stammelnd an, »daß der Spiritualismus gemäß dem Sensualismus, nicht minder wie der Nordamerikanismus — —«

Ein allgemeines Gelächter übertäubte ihr sinn-

loses Geschwätz, und Chronos richtete sich auf zu folgendem Richterspruche:

»Dieweil du Verblendete aller der Verbrechen schuldig befunden wirst, deren man dich wiederholt vor diesen Schranken gezeiht, so sei dein Schicksal in diesem künftigen Jahre: von der gesammten Menschheit verachtet zu werden, und zwar so lange, bis du den ehrbaren Krückenstab deiner angebornen Lahmheit, den dir der Glaube lieh, den du in vermessenem Tollsinne von dir geworfen, wieder gefunden hast. Man nenne deinen Namen nur, um die Ueberzeugungen des Lasters, das Siechthum der Geister, um die Narrheit eines Gedankenlosen zu bezeichnen. Anstatt wie ehedem eine Lehrerin der Menschen zu sein, sollst du nun in den Vorzimmern und Küchen, in den Appartements der Grisetten und der französischen Komödiantendichter die moralische Toilette aller Jener besorgen, welche im Sumpfe der Leidenschaften einen vollständigen Bankerott der Grundsätze erlitten haben. Gehe hin und erfülle dein Schicksal!«

Ein Schatten wankte hierauf unsicheren Schrittes gegen den Thron des Zeitgottes einher. Er schauderte bei ihrem Anblicke zusammen. Das keusche, kräftige Weib war zusammengeschwunden zu einem neblichen Gespenste von unsicheren Umrissen — die Folge des Umgangs mit ihrer Schwester, der neuen Philosophie.

»Man klagt dich an,« sprach die Weisheitsgöttin

im Tone tiefer Trauer, »daß du Namen und Masken umhersendest, indeß du, tief verborgen in einsamen Hütten, die großen Lagerstätten der dein bedürftigen Menschheit fliehst. Unter deinem Namen wandelt dagegen eine sündhafte Gleißnerin umher, die sogenannte Decenz, der Anstand, das **savoir vivre** der großen Welt, welches man als Kokarde zum Schutze der Ehre auf den Hut steckt, oder als elegante Schleife um den Arm bindet. Sittlichkeit heißt die Ziererei der Frauen, wenn sie den Arm eines Mannes ausschlagen, Sittlichkeit die blasse Gefühlskälte, welche bei Berührungen der sinnlichen Natur an die Stelle der jungfräulichen Schamröthe, die Natur verleugnend, tritt. Sittlichkeit heißt man den vermessenen Stolz eines verderbten Gemüthes, der keiner Schwachheit Zeichen von sich giebt, indeß die Nacht das Geheimniß seiner Laster deckt. Das höchste Gebot der Sittlichkeit, die Liebe, ist im Verfalle, eine Beute egoistischer Klugheit, eigennütziger Berechnung. Der schlaue Bösewicht, der im Gewande äußerlicher Ehrenhaftigkeit die Ehre seines Nächsten mit verläumderischer Rede zerfleischt, der Wucherer, der den Wohlstand der Familien zerrüttet, der intriguante Neider, der alle Werkzeuge der Kabale in Bewegung setzt, den Besseren zu stürzen, ist sich der herzzerfressenden Unsittlichkeit nicht bewußt, die seine Seele vergiftet; die unnatürliche Mutter, die das eigene Kind in eitler Sorge um des eignen Leibes Reizfülle erkaufter Mutterliebe

überläßt, der gemächliche Familienvater, der den eigenen Sohn aus Bequemlichkeit in eine Erziehungsfabrik vermiethet — Keiner weiß von seiner Unsittlichkeit.«

Die Klägerin schwieg, der Richter aber sprach: »Gehe hin in die Obhut des alten Glaubens, auf daß er dein Siechthum heile und dich zum Heile der Zukunft der verlassenen Menschheit zurückführe. Gehe hin und bringe der Menschheit das Gewissen zurück, die Wächterin ihrer Begierden zwar, doch auch die Wächterin ihres Glückes, ohne deren Obhut ihre Genüsse nicht gesichert sind. Lehre sie den thörichten Weisheitsaffen, Weltklugheit genannt, verachten und ihre verderblichen Täuschungen durchschauen, lehre sie ihren Verführungen widerstehen, welche sie bewegten, nach Dingen und Genüssen zu haschen und sich selbst dabei zu verlieren. Zwischen ihren Bestrebungen und dem Glücke laß sie den reißenden Strom erblicken, dessen goldschimmernde Wellen sie unrettbar verschlingen. Lockende Sirenen winken an ihren Ufern den vom Scheine Bethörten, reißen sie hinunter in den Strom der sinnlichen Schwelgerei, um sie zuerst in die ekelhafte Umarmung des Ueberdrusses, der Abspannung und dann in die des Todes zu führen. Führe sie hin dicht zu dem täuschenden Wollustlager des Reichthums und laß sie in der reizenden Erscheinung einer goldgeschmückten Venus den kalten, geschminkten, von Lampenschimmer, süßli-

chen Düften und nervenreizenden Aromen belebten Leichnam des Lebens schaudernd erkennen.«

Und der Himmel öffnete sich und ein Strahl des ewigen Lichtes fiel belebend auf die welke Gestalt der Sittlichkeit; ihr stockender Athem wurde frei, ihr Blick lebendig, ihre Brust hob sich unter den alten Regungen der Liebe, die Natur stützte ihren schwachen Schritt, und die hohlwangige, tätowirte und puppenhafte Lebenskünstlichkeit sank in ihrer hölzernen Gliederung mit all dem bunten Tande, der sie bedeckte, zusammen. Wie eine neugeborne Göttin schwebte die verjüngte Sittlichkeit auf den Wolken herab auf die Erde — man erwarte sie zur Stunde.

Als sie aus dem Gesichtskreise des Richters entschwunden war, erschien die Literatur vor den Schranken.

Sie trug ihre Anklage auf der frechen welkgerunzelten Stirn, wo Gedankenleerheit sich breit machte, an ihrem aus bunten Lappen zusammengeflickten Kleide, an ihrem heiseren Jargon voll Fremdwörterklang, an ihrer ganzen liederlichen Geberdung.

»Feile Magd des Eigennutzes,« apostrophirte sie der Zeitgott, »in welchem Aufzuge erscheinst du vor mir! Der Himmel hat dir ein Gebiet anvertraut, das, von den Genien der sanftesten Empfindungen und reinsten Freuden bewohnt, von der Sonne der Liebe erwärmt und erleuchtet, paradiesische Freuden, für die Sterblichen unsterbliche Genüsse bewahrte.

Was ist aus jenem Eden geworden, seitdem du, welche, mich schmähend, sich Literatur des neuen Jahrhunderts nennt, darin verderblich waltest! Eine Wildniß, wo Unkraut jeden edlen Samen erstickt, eine Wüste, wo sich Barbaren raufen, gleich wilden Thieren, um ein Stück mißgönntes Brot. Wahrheit und Liebe haben sich vor dir geflüchtet, gemeine Bajadere, welche, anstatt von süßen Lippen den Sang der Liebe, das Wort der Wahrheit fließen zu lassen, durch gliederverrenkende Attituden die entnervten Sinne der Welt reizt für einen schändlichen Sold, den man ihr vor die Füße wirft. Du fragst nicht mehr darnach, was wahr und schön sei — du wägst blos, was dein Dienst erträgt. Deine getreuen Vasallen vereinigen sich nicht mehr wie sonst zu dem herrlichen Wettlaufe nach dem Tempel der Wahrheit, nach dem Parnaß der Schönheit: sie kommen wilden Sprunges mit den Empfindungen eines Kampfstieres auf die Jedermann geöffnete Arena, um in ekelhaften Fechterspielen sich die Eingeweide aus den Leibern zu reißen und zum Lohne für den Sieg, der immer vorherrschender Thorheit wird, elenden Beifall der Menge und einen Brocken Speise hinzunehmen.«

»In toller Vermessenheit haben sie auch die Theologie auf ihren Tummelplatz gerissen. Eine theologische Literatur ist aus kläglichen Zerwürfnissen entstanden, welche die sonderbarsten Erscheinungen darbietet. Ein englischer Journalist, ein treuer Anhänger

alter Vernunft, sagt über sie: Dunkelheit umringt sie. Die daraus erschallenden Stimmen scheinen vom Thurm zu Babel herzurühren. Riesige Schatten durchschweben sie in allen Richtungen. Nur mit Entsetzen nähert man sich einem so furchtbaren Chaos und glaubt, jene kimbrische Gegend zu berühren, wo Prometheus ewig vom Zorne des Königs der Götter gefesselt in finster schmerzlicher Nacht seufzt. Man versenke den Blick in diese schreckliche Sphäre. Wolken rollen über Wolken. Von Zeit zu Zeit durchzucken irrende Lichtstrahlen den dunkeln Grund mit ihren sprechenden Zeichen. Man späht nach dem Sinne ihrer kabbalistischen Zeichen, aber man findet ihn nicht. Man verwünscht endlich einen Boden, der kein erquickendes Grün, einen Himmel, der kein reines Blau hat. Solche Trostlosigkeit ist dein Werk, Literatur des Jahrhunderts, die mit diabolischer Selbstverhöhnung sich selbst ein tiefes Grab der Vergessenheit zu graben bemüht ist, woraus keine Auferstehung jemals zu hoffen. Gleich jenen Todtengräberkäfern haben deine Jünger kein anderes Lebensgeschäft als die Bestattung eines der Verwesung verfallenen Leichnams, worin sie eilfertig die Eier zu einer neuen Brut des Ungeziefers legen, um schnell darin ihr Eintagsleben ruhmlos zu beschließen.«

»Die Wissenschaft, deine Gefährtin, ist nur der Packesel der menschlichen Gewerbe, die Taglöhnerin des Eigennutzes und der Faulheit; die Dichtkunst,

deine leichtfertige Gesellin, in ihrem Panzerkleide von Materialismus, einer Schildkröte nicht unähnlich, kriecht faul und niedrig gesinnt auf der Erde. Ihre höchste Kraft kündet sie in einem mißtönigen Geschrei des Geizes, der Hab- und Herrschgier, Freiheitssinn genannt; anstatt der Liebesklagen, deren sie spottet, vernimmt man das Girren der Eitelkeit; anstatt der Psalmen und Gebete jener höchsten Poesie, die uns zu Himmelsvertrauten erhebt, vernimmt man das Gestöhn der Gespensterseherei, Justinus Kerner'sche Spuktöne, welche unheimlich knarren, knistern, rauschen, rascheln, oder das fade Gewinsel der »gemüthlichen« Stillingschen Gefühlsamkeiten, welche die Gottheit zur Kinderwärterin nervenkranker Frömmelseelen herabwürdigen. O Literatur, ungerathenes Kind der Zeit, wie bitter schmähst du deine Mutter! Während sie vorzeitig altert, bist du selbst nur eine Ruine aus alter Zeit. Alles was an dir gut und ehrwürdig, sind Reminiszenzen aus ihr; Alles was an dir neu, ist morsches Stück- und Flickwerk, ein Schindeldach auf den Marmorsäulen eines Tempels, feuchtes Moos und Unkraut auf dem Schutte einer Römerstadt!«

»Dichtkunst, gottlose Himmelstochter! Statt wie sonst der Tugend, der Reinheit des Herzens und Klarheit des Geistes zugethan zu sein, buhlst du nun mit der kahlhäuptigen Entnervung, erfüllst mit geckenhaftem Aberwitz das Gehirn würdeloser Lebensver-

brauchtheit. Stachelige Knittelverse strömen von deinem geifernden Munde, und aus deiner verwelkten Brust dringen Liebesseufzer der letzten Begehrlichkeit eingeschrumpfter Herzen. Der Liebesgott, dem du dienst und gehorchst, ist nicht mehr jener muntere, rosenlippige Knabe, der so süße Wunden schlug, sondern ein grobbeiniger Satir mit gespaltenen Bocksfüßen, mit einer Perücke auf dem gehörnten Schädel und einer Roßpeitsche in der Hand. Sein zärtliches Gewinsel ist eine klägliche Reminiszenz des Gewesenseins, sein heuchelndes Faunlied ist der Sterbegesang einer im Ekel verschmachteten Lebensempfindung. Der Spott, der Todfeind der zärtlichen Göttin — ist der unzertrennliche Gefährte, die lederne Peitsche das Geschoß des modernen Unholdes, der seinen ganzen Dichternachwuchs und ihren wilden Ritt ins Blaue begleitet. Der ganze erotische Liederaufzug der neuern Zeit ist nichts als eine wilde Jagd in tiefer Gemüthsnacht mit grinsenden Fratzenbildern, greulichen Empfindungsgespenstern, begleitet von widrigem Gekläffe der niedrigen Begier und dem Peitschenknall der Gemeinheit.«

»Was sage ich von deinen Erzeugnissen in Drama, Lustspiel und Posse! Arm an Erfindung entreißt deine Frechheit der Geschichte ihre denkwürdigsten Episoden, verunstaltet sie bis ins Grausenhafte, gießt Blut und Schrecken über sie, um sie als moderne Tragödie auf goldener Schüssel, ein greuliches

Medusenhaupt, auf die ästhetische Tafel zu stellen. Die gewaltigen Bewegungshebel sittlicher Empfindungen hast du verlernt zu handhaben, dagegen mit glühenden Zangen die Seelen gemartert. Dein unschuldigstes Beginnen ist das Umkleiden einer mageren Geschichte mit einer nichtssagenden Diktion, das Dramatisiren der müßig umherwandelnden Zeitbegriffe zur Triumphfeier einer lahmen Tendenz. Deine Lustspiele sind entweder ermüdende Kavalkaden eines dürren sandspeienden Witzes, der den gesunden Verstand zu Tode reitet, oder nichtsbedeutende Vaudevilletändeleien einer hysterischen Lustigkeit, die keinen andern Vater hat als den Leichtsinn, und keine andere Mutter als die Gedankenlosigkeit.«

»Wie gedenk' ich mit Gleichmuth gar der heutigen Posse! Ist sie etwas Besseres als eine Affen- und Hundekomödie mit stehenden Masken aus alter Zeit, mit eingelernten, tausendmal wiederholten Sprüngen und abgehetzten Hanswurstspäßen, so ist sie dieses Bessere nur höchst ausnahmsweise. Tausend und aber tausend Mal sieht es die Welt, wie Azor den Kantor macht, wie Monsieur Spitz tanzt und Signor Affe den Stecken eines Sprichwortes reitet im altehrwürdigen Mohrenkostüm, mit der rothen Jacke und dem stolzen Federhut. Täglich neue Vorstellungen, täglich alte Künste, worüber die unschuldigen Kinder aus vollem Herzen lachen, und die Eltern — wenn sie nicht gähnen — weinen möchten. Jede

bessere — nicht zu sprechen von sittlicher — Idee ist von hier entflohen und hat Nichts hinterlassen als eine staubige Rumpelkammer von alten Leierkastenliedern, nichtssagenden Kouplets, Zauberapparaten und Kutscherspäßen.« —

»Genug der Anklagen,« rief Herr Chronos, »entweiche aus dem Wohnorte der Götter, ausgeartetes Zeitkind, Literatur, und dein Loos sei schmählich, bis das Elend dein Wesen reinigt, deine tiefste Erniedrigung dich zum Bewußtsein deiner verfehlten edlen Bestimmung gebracht hat. In so lange sei dein Name eine Schmach, deine Existenz ein leerer Irrwahn. Die gesteigerte Thätigkeit der Presse, ehedem eine Ursache deines Aufschwunges, sei nun die unwiderstehliche Gewalt, die dich in den Staub ziehen soll. Man streue deine Erzeugnisse in alle vier Winde, gebe sie allen Elementen lachend preis. Der Journalismus, früher der Götterbote des Apoll, sei fortan nur der Merkur des Handels, der Gewerbe, der keuchende Bote des gemeinen Lebens. Ekel und Ueberdruß erfülle deine begeistertsten Freunde von ehedem bei Ergreifung eines Buches; die Langeweile, die Abspannung, Fadaise, die verlorne Zeit seien die Rachegeister, welche dich auf allen Wegen begleiten und dich überall verhaßt machen sollen. Die Eitelkeit und die freche Anmaßung seien deine Führerinnen, die Geringschätzung folge dir auf dem Fuße. Dein Umgang sei, so lange deine Strafe dauert, ein

Schimpf für deine Freunde, und der Haß, der feile Eigennutz, der wiehernde Egoismus seien allein Freunde und Gebieter deines Daseins. Gehe hin und reinige dich.«

Ein anderes Geschwisterpaar erschien nun vor dem erzürnten Vater — die Industrie und Kultur. Sie rühmten sich ihrer Verdienste um die Menschheit, aber die unerbittliche Klägerin wußte auch gegen sie Beschwerden vorzubringen. Die tyrannische Alleinherrschaft, die Verdrängung der Moralität zu Gunsten eines tollen Jagens nach todten Geldziffern und einer mörderischen Konkurrenz; der wahnsinnige Aktienschwindel, Bankbruch, Treulosigkeit, Vernachlässigung der Landeskultur, Undankbarkeit gegen den Himmel und die Erde, endlich die reine Zwecklosigkeit ihrer stürmischen Fortschritte bei dem materialistischen Sinne ihres Wirkens, da Nichts für sie zu gewinnen als — das Leben, wurden ihnen mit strafender Strenge zum Vorwurfe gemacht. Sie wurden nach kurzem Verhör angewiesen, in Zukunft die Schranken ihres niedrigen Lebens wahrzunehmen, und in eine bedingte Acht gethan, welche sie aus der angemaßten Herrscherhöhe auf den gemeinen Boden des Alltagslebens verbannte.

Zwei freundliche Erscheinungen machten den Beschluß des mitternächtlichen Sylvesterabendgerichts — es waren die Mode und die Kunst, welche sich bescheiden hinter ihr verborgen hielt. Ein freundlicher

Blick des Zeitgottes empfing die heitre Thörin Mode, und selbst die ernste Minerva vermochte bei ihrem Anblicke ein wohlgefälliges Lächeln nicht zu unterdrücken. Das Gericht der Götter fand ihre Tracht geschmackvoll, ihre Bewegung anmuthig, ihre ungewohnte Vernünftigkeit und ihre Huldigungen gegen die Schönheit anmuthig und bezaubernd. Sie aber lehnte die Lobsprüche bescheiden ab und rechnete sie dem Verdienste der Kunst zu.

Diese gedachte mit Würde, aber nicht ohne Betrübniß ihrer schönen, ruhmwürdigen Bestrebungen unter dem Schutze kunstsinniger Weisheit. Sie klagte die Menschen an, daß sie in roher Begier nach Geld und Macht ihre Fortschritte kaum bemerkten, daß sie kalt und fühllos bei ihren schönsten Werken vorbeigingen. Nur der freundlichen Mode wollte sie einige glänzende Erfolge und Triumphe verdanken. Nur eines Fehlgriffs gedachte die Weisheit gegen die Kunst, nämlich daß sie in Vergötterung der Farben und Formen in glühender Schilderei der Leidenschaft und des Gefühls, doch ihrer göttlichen Bestimmung, die schlummernden Engel überirdischer Empfindungen zu wecken, fern geblieben sei. Aber die Ermahnung milderte mütterliche Liebe und Besorgniß. Chronos aber führte sein liebstes Kind der Weisheit und ihrer weltregierenden Begleiterin zu und vertraute ihnen die Herrschaft des neuen Jahres.

»Sorgt dafür«, sprach er, »daß meine Urtheils-

sprüche in strenge Erfüllung gehen, die Kunst aber sei der himmlische Herold, der an eurer Hand die Schutzgeister der Menschheit in ihr ödes Leben zurückführe.«

Solches hat sich begeben in der letzten Nacht, und der Himmel gebe, daß alles Ueble, das dieser Bericht aus den Wolken enthält, zur Lüge, alles Gute aber zur ewig dauernden Wahrheit werde!

Was steht in diesem Dezennium zu wünschen und zu hoffen?

Es ist in früheren Schriften durchgeführt worden, wie ein neues Gesetz der Liebe die ersten und heiligsten Staatszwecke bestimmen und sowohl Volk wie Regierungen, welche beide sich seiner Herrschaft entziehen, beherrschen müsse. Die Wiedergeburt der Liebe ist uns durch die Natur und die Fortschritte der Ereignisse verkündet; denn angelangt auf dem äußersten Pole des Horizontes der Fortschrittsbewegung, giebt es für unsere Zeiten keinen Ausweg als den Stillstand und die Rückkehr zu den alten Heiligthümern und Schutzgottheiten der Menschheit, welche sie allein bewahren und erretten können vor Untergang und Entartung. Der gemeine Verstand minder raffinirter

Seelennaturen hat nicht so ganz Unrecht, wenn er im Anblick unserer erstaunlichen Erfindungen, unserer Ueberwüchsigkeit im Denken und Handeln an den Weltuntergang denkt. Es giebt außer einigen gewagten Schritten wirklich keine Vorwärtsbewegung als die — zum Ende. Da aber der traurigen Chimäre des Alluntergangs nicht nur die heiteren Hoffnungen der Menschenbrust, nicht nur der Sonnenschein, der uns alljährlich wiederkehrt, nicht nur die tausend und tausend Blumenfelder, der Berge Grün und der Gewässer belebtes Rauschen widersprechen, sondern auch die heiligen Ueberzeugungen der religiösen Gesinnung, da die Welt am Ende der Tage nicht im hochzeitlichen Schmucke, sondern im Trauerkleide der Verwüstung, in den Todtengewändern nächtlichen Grauens erscheinen müßte, so kann kein gottvertrauendes Gemüth so verzagt und hoffnungsleer sein, daß es nicht auf jene Verkündigung der Welterlösung durch die Liebe seinen festen Glauben setzen könnte.

Da es jedoch nur zu gewiß ist, daß uns starke Zweifel begegnen dürften gegenüber der Behauptung: es gebe keinen wesentlichen Fortschritt mehr, so verlohnt es der Mühe wohl, jenem glanzverhüllten Geiste der Zerstörung, dem sogenannten Geiste des Fortschrittes, die Maske abzureißen und die nackten Moderbeine und die Sense des grauenvollen Gespenstes warnend schauen zu lassen.

Der menschliche Geist ist gleich einem fruchtbaren Acker. Anfangs war dieser Acker wüst und unbebaut: Unkraut und nährende Saat, kahles Gestrüpp und reizende Blumen wuchsen darauf — wie der Zufall, eine Windswelle, welche hierhin dorthin verschiedenen Saamen trug — es wollte. Allmälig ward dieser Acker mit Fleiß bebaut, sein Erträgniß ward gesteigert, sein wildes Aussehen kultivirt, eingezäunt und verziert mit geregelten Blumenbeeten. Aber der Raum, seine natürlichen Hilfsquellen an Säften blieben dieselben; ihr konntet sie erschöpfen, aber nicht vermehren. Der Regen fällt nicht reichlicher vom Himmel als ehedem, der Sonnenschein hat nicht größere Wärme als vordem. Das Aeußerste hat der Acker geleistet; ihr müßt ihn brach liegen, ruhen lassen, damit er sich zu neuen Anstrengungen erhole. Und dies Bedürfniß der Ruhe hat sich sattsam in unserm geistigen Leben kund gethan.

Man häuft Erfindungen auf Erfindungen und hofft Wunder über Wunder. Alle Fabrikate werden täglich raffinirter, alle Gewerbe komplizirter, der Ackersmann hat sich zum gelehrten Landwirth, der Handwerker zum Künstler, der Schreiber zum Gelehrten aufgeschwungen. Die Massen sollen nun der allgemeinen Entwickelung unaufhörlich folgen, die sonst so behaglich ruhigen Geister sollen sich übermäßig anstrengen, um zu gewinnen, was sie als ein Geschenk der Natur zu betrachten gewohnt sind —

das Leben. Sie folgen euch nach, ihr großen Weltlehrer, genialen Erfinder, gewaltigen Finanziers, aber nur langsam, nicht ohne Verdruß, und endlich nicht ohne ihr mühevolles, ruheloses Dasein zu verwünschen. Was ihr den Massen zumuthet, ist bereits über ihre Natur, über ihre Kräfte. Sie stehen still, murren, berathschlagen, sie verlangen höhern Sold, weniger Arbeit und werden euch bald Gesetze vorschreiben. Ehe ihr es euch versehet, werdet ihr am Ende eurer Berechnungen angelangt sein, eure Unternehmungen werden an Erschöpfung der menschlichen Kräfte scheitern. Die Eltern werden ihre Kinder nicht in die Fabriken senden, wo vorzeitige Geistes- und Körperanstrengungen sie verkrüppeln. Sie werden euch als Mörder und Unmenschen verfolgen, eure Maschinen zerstören, eure Erfindungen verfluchen. Je komplizirter, sinnreicher ein Werk, desto mehr Geisteskraft wird dazu gehören, es zu beherrschen, zu lenken. Die menschliche Fassungskraft wird zurückbeben vor den Mühen des Behaltens aller dieser Theile, Vorrichtungen, Verbindungen, sie wird am Ende verzweifelnd die Hände in den Schooß legen und sich mit einfacheren Dingen beschäftigen.

Bereits zeigen sich allerseits Symptome, welche auf jenes Zeitalter der Erschöpfung hindeuten. Alltäglich sind die Klagen über erschwertes Leben, erschwerten Verdienst, vermehrte Arbeit, vermehrte Geistesanstrengung. Glücklich preisen die Alten die entschwun-

denen Zeiten, da es ein Leichtes war, zu leben, da die Kräfte noch nicht von der Last der Mühen, Pflichten, Verantwortlichkeiten erdrückt wurden. Sie beklagen ihre Kinder, welche ihr kleines Gehirn schon mit Dingen anfüllen müssen, welche sonst Gelehrsamkeit waren, sie bewundern die Fortschritte der Zeit, aber beklagen nicht mit Unrecht das beschwerliche Schicksal ihrer Enkel. Geist, Wissen, Talent — so geachtet und fruchtbar sie sonst waren, so gesunken im Preise sind sie jetzt. Um sich zu übertreffen, müssen sie in ewigem Wettkampf leben; um den Anforderungen der Welt Genüge zu leisten, sich unaufhörlich steigern. Es ist wahr, die Kräfte sind vermehrt und gesteigert, aber nicht die natürlichen Fonds derselben, nicht die Möglichkeit, sie auszuüben. Einerseits wird es bald an Fähigkeiten fehlen, welche die Steigerung aushalten, die ihnen stärkere Naturen durch ihr Beispiel auferlegen, andererseits giebt es eine Unzahl mittelmäßiger Potenzen in Kunst, Wissenschaft und Handwerk, welche unbenützt in gemeinem Wirken verkümmern müssen. Und so sehen wir tagtäglich Taglöhner die Erde aufwühlen mit dem alten ureinfachen Werkzeug der Mühe, dem Spaten, welche sonst Schulkanzeln besetzt haben würden; aber auch großartige Maschinenwerke, Fabriksunternehmungen u. s. w., welchen es trotz dem an Fähigkeiten mangelt, sich ins Werk zu setzen zu dem beabsichtigten Nutzen. Und so zeigt sich die Steigerung der Bil-

dung und Kenntniß einerseits als zwecklos, andererseits deren noch höhere Potenzirung als unmöglich.

Hier der Mangel an tüchtigen Werkführern und Gehülfen bei jeglicher großartigen Erzeugung, ein Mangel, woran viele der bestberechneten Unternehmungen zu Grunde gehen; dort der Ueberfluß an mittelmäßigen Kräften, welche entweder müßig gehen und verderben, oder von der niedrigsten Handarbeit leben müssen. Wofür also arbeitet das System des Fortschrittes? Fehlt es an außerordentlichen Fähigkeiten? Ja wohl, aber dieses System vermehrt sie nicht, denn außerordentliche Verrichtungen erfordern nebst außerordentlicher Kraft auch außerordentlichen Willen. Alles dies wird immer selten bleiben, und wenn die Bildung sich bis in die Küchen und Dreschscheuern erstreckt haben wird. Fehlt es an mittelmäßigen Kräften? Nein, es ist ein kläglicher Ueberfluß davon vorhanden. Wer kann es wollen, daß die Unzahl unserer belesenen Soubretten, unserer kannegießernden Garçons, unserer disputirenden Ouvriers noch vermehrt werde? Schon sind sie die Geißel aller Werkmeister, aller Fabriksinhaber, aller der Beklagenswerthen, welche Leute im Sold haben müssen, damit sie von ihnen tyrannisirt werden. Gegenüber diesem Ueberflusse aber zeigt sich ein erschreckender Mangel an einer Menschengattung, auf deren Heranbildung die neuern Weltbesserungssysteme niemals gedacht

haben, der Mangel an guten, treuen Dienern, an verläßlichen Charakteren, an gut gewillten und gut prädizirten Individuen. Die größten, verdienstvollsten Werke der heutigen Menschheit scheitern an diesem Mangel, der allen Fabriksherren und Dienstgebern das Dasein verbittert; die mittelmäßigen Fähigkeiten sind so häufig wie das Laub, das der Herbstwind von den Bäumen schüttelt, aber ein redliches Wollen, Verläßlichkeit und Treue sind Juwelen, die nur selten einem Glücklichen von der Zufallsgöttin in die sehnsüchtigen Arme geführt werden.

Was aber die Civilisation, jene gleißnerische Heuchlerin betrifft, so ist sie auf dem Punkte, wo die Toilette des Anstandes, der nun ihr einziger, rühmlicher Zweck ist, in nichtssagende Koketterie und sündhafte Täuschung ausartet. Sie ist nur noch eine Civilisation der Manieren, während die Barbarei der Handlungen durch den um sich greifenden Egoismus täglich wilder und zerfleischender um sich greift. Die Fortschritte der Gesittung haben bereits ihren Wendepunkt überschritten und streben nach jener raffinirten Barbarei, welche zur Auflösung der Gesellschaft zielt. Die Gesetzbücher der civilisirten Welt sind gereinigt von den entsetzlichen Strafen, welche sie ehedem über verirrte Menschenkinder verhängten, und die Gesellschaft ist übereingekommen, gewisse Handlungen als abscheulich zu verdammen, welche ehedem von der öffentlichen Meinung nicht streng

verdammt worden sind. Der Mord, der Straßenraub, die Brandstiftung sind aus der civilisirten Welt sammt den wilden Thieren fast ausgerottet; das ist, sagt man, die Folge der allgemeinen Aufklärung und Bildung; allein das Verbrechen selbst, seine Quantität nämlich, hat jene gleißnerische Civilisation nicht ausrotten können, und neben der statistischen Thatsache, daß in den westeuropäischen Ländern die größte Anzahl von Verbrechen von Personen aus der gebildeten Mittelklasse verübt wird, zeigt sich die furchtbare Gewißheit, daß das Verbrechen nur seine Form und seinen Namen verändert, sich verfeinert habe, um desto schrecklicher zu wüthen. Die öffentliche Sicherheit ist in jenen überaus civilisirten Gegenden so groß, daß ihr sicher mit offener Geldkiste von einer Meeresküste zur andern reisen könnt, aber inmitten der Hauptresidenz neueuropäischer Civilisation ist euer Eigenthum feinen Betrügern, Aktienschwindlern, Wucherern und Mäklern preisgegeben, gegen welche ihr allen Aufwand von Verstand und Charakter bedürfet, wenn ihr euch vor ihnen retten wollt. Die neue Civilisation hat kostbare Erfindungen gemacht, damit das Geld in der eigenen Hand, vor dem eigenen Willen nicht sicher sei; eine verzeihliche Schwachheit, ein gutmüthiges Vertrauen, eine noble Unvorsichtigkeit reichen hin, um den vermöglichsten Mann in wenigen Tagen zu ruiniren und obendrein ihm selbst die Schuld zu geben, daß er sich habe von den civi-

lisirten Dieben des Jahrhunderts bestehlen lassen; der Straßenraub hat nicht aufgehört, aber er hat sich civilisirt und in die eleganten Kleider eines Wucherers gesteckt: er setzt euch so gut wie ein echter Ritter von der Heerstraße die Pistole auf die wehrlose Brust und fordert von euch mit den höflichsten Manieren von der Welt **la bourse ou la vie!** Der Mord ist ein verschrieenes, blutiges Verbrechen; aber die Civilisation des Jahrhunderts hat tausend Gestalten des Mords erfunden für die eine des offenen Todtschlags. Tausende zu Grund gerichtete, beschimpfte, zu Tod gequälte Opfer der Kabale, der schamlosesten Verleumdung, der Verführung, der Intrigue, sterben dahin in Elend und Verzweiflung, ohne daß ihre Mörder von Anderen genannt werden, als von den Gefallenen, deren Sterbeseufzer ungehört von den Menschen zum Himmel um Rache rufen. Die Gesellschaft ist in diesem Zeitalter der Civilisation mehr als jemals von dem Verbrechen bedrängt, aber es hat seine Namen verändert. Seine modernen Titel sind: Kabale, Wucher, Verleumdung, Schwindelei, Sodomie, Meineid.

Blutige Kriege und Revolutionen mußten ausgekämpft werden, ehe uns die hier dargestellte Ueberzeugung geworden, daß kein wesentlicher Fortschritt mehr möglich sei. War es daher in den dunkeln Zeiten der Vergangenheit mancher Staaten und Welttheile Staatszweck, die lockeren Bande der Gesellschaft

mehr und mehr zu befestigen, die Assoziation in Städten und Körperschaften zu befördern, die Gesetzbücher von barbarischen Vorurtheilen zu reinigen, der Einzelwillkür Schranken zu setzen, die Geistesbildung zu erhöhen, weil alle diese Bestrebungen zur Vermehrung der Macht und der Glückseligkeit der Völker beitrugen, so müssen jetzt — da sich die gesellschaftlichen Organisationen bereits heillos verwickeln, da die Assoziationen große Gefahren für die öffentliche Sicherheit mit sich bringen, die Gesetzbücher allmälig unter ewiger Verbesserung alle moralischen Grundlagen verlieren und nur die Nothwendigkeit zur Basis haben, da die Geistesverfeinerung nur noch auf Kosten unseres physischen Wohlbefindens erhöht werden kann — allmälig neue Staatszwecke an die Stelle der alten treten. Es will damit nicht gesagt werden, daß die Gesellschaft schon so vollkommen sei, daß sie keiner ferneren Ausbildung bedürfe, sondern nur, daß diese Ausbildung nun anders betrieben werden müsse.

Die Bedürfnisse des vierten Dezenniums, wonach sich die neuen Staatszwecke gestalten sollen, sind folgende: 1. Einfachere Staats- und Regierungsformen. Alle jene konstitutionellen Kunstgebilde der neueren Erfindung haben den gefährlichen Fehler, daß sie keine gleichmäßige gerechte Repräsentation darbieten und auf eine höhere Intelligenz, auf eine größere Eintracht berechnet sind, als sie in allen Zei-

ten der Menschheit eigen waren. Um daß vollkommene Regierungen innerhalb dieser Formen sich effektuiren könnten, müßte jeder Einzelne ein tugendhafter Mensch, ein eminenter Verstand sein, der dem allgemeinen Regierungsgeschäfte, das dem Volke übertragen ist, gewachsen wäre. Dem ist aber nicht so, denn schon bei den einzelnen Körperschaften und Repräsentationen zeigt es sich, daß sie nur ihr Privatinteresse im Auge behalten, daß sie alle anderen Körperschaften zu beeinträchtigen suchen, und daß sie oft beschränkt genug an inwohnender Intelligenz sind, um das eigene Interesse zu verkennen. Daraus entsteht gegenseitige Befehdung, Parteisucht, ewiger parlamentarischer und Wahlzwiespalt, und am Ende des Kampfes geschieht gerade das, was die Gesellschaft durch jene komplizirten Formen vermeiden wollte: die mächtigere Partei siegt, die schwächere unterliegt, wenn sie gleich das Gute wollte, und die Gesellschaft verfällt der Despotie mächtiger Aristokratien. Oder sind die Assoziationen reicher Grundbesitzer, reicher Kaufleute und Fabriksherren, andererseits die vielköpfigen Assoziationen der Arbeiter und Landleute etwas Anderes als Hebel des Despotismus, der um so furchtbarer ist, je kürzer und prekärer sein Dasein ist? Eine kurze Herrschaft geht immer darauf aus, das Gemeinwohl zu plündern; eine gesicherte Herrschaft aber hat das Interesse, sich durch die Liebe dauerhaft zu befestigen.

Die Gesellschaft muß daher nach einfachen Formen streben.

Ein zweites Bedürfniß des Dezenniums ist es, der steigenden Uebervölkerung Auswege zu eröffnen, und dies ist nicht nur ein physisches Bedürfniß, sondern mehr noch ein moralisches. Der Mensch ist im kleineren Gesellschaftskreise, in einer behaglicheren Existenz besser, sittlicher, seine angestammte edle Natur entfaltet sich herrlicher und schöner in der Einsamkeit des patriarchalischen Lebens. Wo es ihm nicht an Raum und Besitz gebricht, wo er sein tägliches Brot nicht erst durch Kämpfe gewinnen muß, wo er nicht Gefahr läuft des Seinigen beraubt zu werden, da wird er stets fern bleiben von allen die öffentliche Ruhe und Sicherheit in Gefahr bringenden Gedanken, da wird er nicht meistern und kritteln an den Verfügungen seines Herrn, da wird er lieber im Frieden gehorchen als im blutigen Streite befehlen. Mit Freuden wird er dem Himmel seine stillen Opfer bringen, und sein Gesetz wird ihm heilig und unantastbar sein. Alle Streitigkeiten der Parteien, alle Prinzipienkämpfe und Verschwörungen der Einzelnen gegen die Gesellschaft würden sich allmälig auflösen, könnte der Raum erweitert werden. Aber von selbst entsagt nicht leicht Einer seiner gesellschaftlichen Stellung, wie mühsam und gefährlich sie auch sei, um zur patriarchalischen Einfalt zurückzukehren, denn die Mehrheit und Verfeinerung der Genüsse sind ihm

unentbehrlich geworden. Die Staatsregierungen können daher nur allmälig mit weiser Vorsicht darauf hinwirken, daß sich der furchtbare Knäuel der auf einzelne Punkte sich zusammendrängenden Population langsam entwirre und so Allen die mühselige krüppelhafte Existenz erleichtere.

Auf die Befriedigung dieses Bedürfnisses kann leicht hingearbeitet werden, und die an Uebervölkerung leidenden Staaten haben ein sicheres Mittel, den hereinbrechenden furchtbaren Uebeln im Gefolge der Uebervölkerung — als da sind Auflösung der Familienbande, öffentliche Unzufriedenheit, Wucher, Zunahme aller Laster und Verbrechen, Siechthum — für mehrere Menschenalter zu begegnen, ehe sich die Natur durch gewaltsame schreckliche Ausbrüche hilft, als da sind Krieg, Revolutionen, Seuche und Völkerwanderungen. Sie haben nur darnach zu trachten — anstatt der nie aufhörenden Stimulation der Nationalkraft durch verderbliche Centralisation Vorschub zu leisten, die in ihren Hauptstädten herrschende industrielle Kultur, welche aus der so nothwendigen Vermehrung der Nahrungsquellen entsteht, gleichmäßig über alle Gegenden des Landes zu verbreiten, damit in der Ferne jeder Bürger und Unterthan ihrer Wohlthaten theilhaftig werde. Man sorge dafür, daß allenthalben die Industrie auf die gleiche Höhe erhoben werde, was von selbst niemals geschieht; man sorge dafür, daß jeder kleine Ort, oder doch

jeder große alle seine Bedürfnisse selbst erzeuge, anstatt sie aus der entfernten Residenz zu holen, und der brotlose Provinziale wird nicht mit seinem elenden Bündel nach der Hauptstadt wandern, wo er goldene Berge sucht und, wenn er die Armuth und das Elend findet, die Zahl ihrer Malkontenten vermehrt. Er wird daheim ein sicheres Loos ungewissen Hoffnungen vorziehen.

Aus diesem Bedürfnisse ergeben sich dann von selbst die neuen Nationalzwecke des Jahrhunderts. Da die civilisirtesten Nationen der Erde in ihrer eigenen Mitte einen schrecklichen Feind zu bekämpfen haben, gegen welchen die Aufrufung der Kräfte nicht hilft, so müssen sie von selbst allen ehrgeizigen und habsüchtigen Projekten nach außen bleibend entsagen. Die Ruhe der anderen Nationen wird daher nicht gefährdet sein, und wenn dies jemals durch einen unglücklichen Zufall geschehen sollte, so werden sie einen leichten Sieg haben. Die Staats- und Nationalzwecke des Zeitalters werden daher, sowie das Verhältniß der Staaten zu einander, durchaus verändert sein, wenn anders keine Nation ihre eigenen Interessen verkennt.

Was hat aber das Zeitalter von dem Nationalgeiste zu wünschen und zu hoffen, der im Gegensatze steht zu anderen Nationalitäten, welche so eifrig bemüht sind ihren eigenthümlichen Typus zu verwischen und jenen des Weltbürgersinnes anzunehmen! Es lassen

sich viele sehr vorlaute Stimmen vernehmen, welche gefährliche Losungsworte im Munde führen, ganz geeignet, Leichtgläubige zu erschrecken. Zersplitterte Völkerstämme schienen sich im Geiste zu vereinigen aus allen Gegenden der Welt, um alle übrigen durch vereinte Macht zu unterjochen; gespenstige, längst vergessene Völkernamen sind aus den Gräbern der Zeit aufgestiegen, um ihre barbarische Existenz dem erschrockenen Weltall zu verkünden. Das sind die Früchte Eurer die Nationalität aufrufenden Beredsamkeit! riefen die Zaghaften den Feinden des Kosmopolitismus zu, seht, welche furchtbaren Gewalten ihr heraufbeschworen habt! Wohlan, was sehen wir? Einige harmlose Lieder klingen melancholisch aus den Grüften untergegangener Nationen herauf, und die Enkel lauschen mit löblichem Wohlgefallen dem romantischen Heldengesang ihrer Stammväter, als da sind Romanzen, Balladen, Liebeslieder voll Anmuth, Kraft und Poesie. Sie verbreiten Wehmuth und Rührung in den Gemüthern der übriggebliebenen Stammverwandten, aber diese leben friedlich und zufrieden inmitten neugeborner Nationalitäten. Sind sie nicht in ihrem Vaterlande? sind sie nicht von derselben Abstammung wie ihre Brüder, die eine andere Sprache sprechen? waren nicht ihre Mütter Töchter des neuen Vaterlandes? ist ihr Blut nicht vermischt mit dem der Nationalität, welche auf ihrem Boden Platz nahm? Wo ist jener gefährliche Nationalgeist, wel-

cher einst die Sklavenketten römischer Herrschaft zerbrach? wo die Macht an Zahl, Eintracht, Gesinnungsstärke? Nirgends wohl als im erhitzten Gehirn einiger Schwärmer, die von den Ihrigen selbst verspottet werden. Was da vor Jahrhunderten, ja vor einem Jahrtausend gewesen ist, kann nur Dichter begeistern, aber nicht Brüder gegen Brüder bewaffnen. Dem Alterthümler aber kann man immer die harmlose Freude vergönnen, den alten Syllabismus untergegangener Sprachen in Büchern aufzubewahren, welche Niemand liest, die Dichtungen der Ureltern zu sammeln und durch Uebersetzungen zum Gemeingute der Weltliteratur zu machen.

Welche Grenze hat aber der Nationalgeist in jenen Ländern einzuhalten, wo verschiedene Nationen in fast gleicher Anzahl beisammen wohnen, wo sich die Nationalitäten vermischen und ihre Bildungsstufe doch verschieden ist? Aus ihren kleinen Eitelkeitskämpfen, aus ihrer halsstarrigen Sprachverwirrung, aus ihren Befehdungen und Vorrangsstreitigkeiten — was steht in diesem Jahrzehent zu fürchten, zu hoffen und zu wünschen? Den streitigen Parteien ist durch Rathschläge nicht zu helfen, denn die Nationaleitelkeit, welche da am stärksten ist, wo die Vernunft am schwächsten, unterscheidet sich von dem Nationalstolze dadurch, daß sie alle Belehrung verschmäht, der Wahrheit eigensinnig ihre Ohren verschließt und auf alle Vorstellungen und Deduktionen nur mit einem Re-

frain antwortet, der eine Absurdität ist. Man kann nicht rathen, sondern nur vorhersagen und die Klugen einladen, das zu bedenken, was unvermeidlich ist. Zu fürchten ist von jenen Kämpfen Nichts; denn nach einem alten Naturgesetz wird diejenige Nationalität ohne Kampf die Oberhand gewinnen, welche die meisten Anhaltepunkte der Interessen besitzt, der Anzahl und Bildung nach die mächtigste ist. Zu hoffen ist, daß die einflußreichen Angehörigen einer jeden Nation dem Gange der Dinge nicht vorgreifen werden, zu wünschen ist aber Vieles und mehr noch, als in Kurzem gesagt werden kann. Wenn die Wortführer einer Nation, welche ihrer Anzahl nach kaum ein Drittheil der Gesammtbevölkerung eines Landes ausmacht, nach der unbedingten Oberherrschaft und nach Ausrottung aller anderen Nationalitäten, welche dasselbe Recht haben sich geltend zu machen, streben, so ist zu wünschen, daß sie untersuchen mögen, ob ihre Bildung und Kultur auf einer Stufe stehe, daß sie auch diese Oberherrschaft durchsetzen und behaupten können; ob ihre Gesetze von der Art sind, um Allen unter ihnen Recht und Besitz zu gewähren; ob ihre Nationalgrundsätze den Prinzipien der Vernunft entsprechend seien, oder ob sie die Ueberzeugung der ganzen civilisirten Welt gegen sich haben; ob ihre Sprache hinlänglich ausgebildet sei, um als Geschäfts- und Konversationssprache durchweg zu Allem angewandt zu werden; ob diese Sprache so allgemein kun-

dig sei, daß alle Geschäftsverbindungen der Nationen, welche mit ihr Verbindungen zu unterhalten geneigt sind, ihre Sprache zu erlernen Lust haben. Wenn alles dies wäre, dann erst wäre jene Nation noch immer nicht berechtigt, eine andere willkürlich zu unterdrücken, sondern sie müßte dem Gange der Dinge ihren Lauf lassen und abwarten, bis ihr die Zeit und Umstände jene Oberherrschaft von selbst gewährten.

Wenn aber eine Nation tief unter der Bildungsstufe eines Brudervolkes steht; wenn sie Gesetzen gehorcht, welche dem größten Theile ihrer eigenen Mitglieder das Recht entzieht, sich zur Nation zu zählen; wenn sie ihnen keine gesetzgeregelte Freiheit gestattet; wenn sie ihre eigene Bildung nur durch fremde Bücher erhält; wenn sie ihre edleren Bedürfnisse nur von jenem Brudervolke erhält und daher zu allen Handels- und Geschäftsverbindungen jener Sprache bedarf, welche sie ausrotten will, so entzieht sie sich ihre eigene Nationalfreiheit und Macht, schmälert ihren eigenen Wohlstand, falls sie nach jener chimärischen Oberherrschaft ringt, und macht sich zum Gespötte Derjenigen, welche sie durch ihre eigenen Bedürfnisse beherrschen können.

Ihre barbarische Hilflosigkeit, ihre Unwissenheit und beschränkte Intelligenz macht sie dann zur Sklavin, und sie wird der Selbstständigkeit, welche sie nicht hat theilen wollen, am Ende sicher verlustig,

aus purer Furcht beherrscht zu werden. Der Nationalgeist hat daher seine Grenzen da, wo er reelle Vortheile für eine Chimäre aufzuopfern im Begriffe steht; und eine so edle, große, ruhmvoll über Jahrtausende hinaus leuchtende Erscheinung es ist, wenn eine Nation mit begeisternder Einheit gegen einen unersättlichen Eroberer das Schwert ergreift, um den heimischen Herd, die heimische Sitte zu bewahren, so lächerlich ist das kleinliche Spektakel, wenn die Nationaleitelkeit einer Handvoll von Anhängern blinder Götzendienerei den Tand ihrer puerilen Einbildungen überall zur Schau trägt und die kostbaren Wohlthaten der Kultur, welche ihr von fremder Hand geboten werden, die Vernunft und den Wohlstand wie eine elende Lockspeise zu Boden wirft und mit stolzem Hufe zertritt.

Anhang.

Die

Sitten des Adels in Ungarn

oder die

Ueberschwemmung von Pesth.

Sittengemälde.

Das Fundamental-Uebel.

Wer dem ungarischen Adel jene barbarische Unwissenheit und Steifheit der Meinungen und Vorurtheile, welche gewöhnlich in unkultivirten Ländern herrschen, zumuthen würde, wäre in einem argen Irrthume. Der bessere Adel erhält in der Regel eine gute Erziehung, er ist unterrichtet, er ist sogar

zum Theil gelehrt, und auf die ungarische Beredsamkeit hat er Ursache stolz zu sein. Allein in dieser zum Theil höchst raffinirten Bildung, in dieser Gelehrsamkeit, in dieser dialektischen Kunst liegt noch eine Barbarei der Gesinnungen, von welcher man sich keine Vorstellungen machen kann, wenn man mit einem jener liebenswürdigen, feinen, in ihren Manieren durchaus französisch sich geberdenden Kavaliere umgeht, welche unter so vieler Artigkeit und Leutseligkeit einen barbarischen Hochmuth verbergen, der keine Grenzen kennt und vor keiner noch so wilden Willkür zurückbebt. Man könnte sagen, ihre Thaten sind Thätlichkeiten. Während sie die modernsten liberalen Phrasen im Munde führen, während sie von Fortschritt, Humanität und Menschenrechten faseln, sind sie im Stande, ihren Domestiken wegen der geringsten Fahrlässigkeit mit Brutalitäten zu überhäufen, ihn bis zur Erschöpfung zu schlagen, ihn schlimmer zu behandeln als einen Jagdhund. Und, mit Schmerz muß man es sagen, in ihrem Liberalismus, in ihrem parlamentarischen Eifer für Freiheit und Recht offenbart sich ein ganz neues, ehedem in Ungarn nie gekanntes Nationallaster — die schändlichste Heuchelei. Es herrscht in Bezug auf diese Anomalie in Ungarn dasselbe Verhältniß wie in den Vereinigten Staaten. Hier wie dort wird von Freiheit gefabelt und die Menschenwürde in schmählicher Knechtschaft unterdrückt; hier

wie dort giebt es eine Klasse außer dem Gesetze — nur mit dem Unterschiede, daß in Amerika eine Minderzahl, in Ungarn fast die ganze Nation außer dem Gesetze steht.

Zwei große Fehler im Charakter der Aristokratie hindern die Wohlfahrt Ungarns — ich spreche nicht von den zahlreichen herrlichen Ausnahmen von der Regel — Hochmuth und leichtfertige Sitten.

Wo ist ein Beispiel in der Geschichte, daß der unbändige, vernunftlose, alle Vorzüge des Fremden, des Anderen, außer uns, verachtende, seine eigenen Fähigkeiten und Kräfte blödsinnig überschätzende Hochmuth jemals zur Herrschaft, Unabhängigkeit, Freiheit gelangt wäre! Die großen Eroberer — wodurch errangen sie Macht, als durch die Achtung fremder Kräfte, welche sie beschützten?

Hochmuth ist das allgemeinste Nationallaster der Ungarn. Diese Verachtung des Fremden, diese Geringschätzung fremder Kultur und Bildung, dieses stolze Prahlen mit ungarischem Charakter, Reichthum, mit Freiheit und Geburtsvorzügen jeder Art ist am besten geeignet, die Freiheit, die Nationaltugenden, den Reichthum des Landes, die Privilegien des Adels *in eine* Fabel zu verwandeln.

Gerade diese sich brüstende, selbstvergötternde, immer enthusiastische, prügelfertige, Schmähungen gegen das Fremde — besonders alles Oesterreichische — ausstoßende Nationaleitelkeit muß dahin führen, die Na-

tion zu unterjochen. Wäre die Regierung im bösesten Sinne des Wortes machiavellistisch gegen Ungarn gesinnt, so dürfte sie nichts Klügeres zu thun haben, als diese Nationaleitelkeit durch ein furchtsam scheinendes Nachgeben und Gewährenlassen — also durch eine freiwillige, absichtliche Ausübung derselben Politik, welche bis jetzt eine abgedrungene ist, auf eine Höhe zu treiben, wie sie der maßlose fanatische Dünkel der Muhamedaner erreicht hat, welche eben dadurch das Gefühl aller Gefahren und ihrer Hilflosigkeit verloren und sich dem schmachvollen Schicksal preisgegeben haben, das sie zum Gespötte der Welt macht.

Hat Ungarn keine Augen, keine Ohren, keine Gefühlsorgane? Sieht, hört, fühlt es nicht die faktische Geringschätzung des civilisirten Europa, welches von seinen Händeln, von seinem Nationalleben, seinen Kämpfen gegen die Regierung keine Notiz nehmen will, weil es in diesem Kampfe so viele barbarische Anmaßungen der sogenannten Nation gegen die Menschenwürde beobachtet? Genießt Ungarn nicht unbedeutender als Spanien, Polen und Italien — nur den geringsten Grad jener europäischen Theilnahme, welche diesen Nationen geworden ist?

Der Hochmuth der ungarischen Nation ist ein Erbtheil aus den Zeiten Attila's. Diese rohe Herrschsucht, diese Lust an Gewaltthaten, diese Unduldsamkeit gegen Widerspruch und Selbstständigkeit, welche der

ungarische Edelmann seinen Untergebenen gegenüber an den Tag legt — in ihm gehen alle Nationaltugenden auf. Selbst jene moderne Leutseligkeit, jene freundliche Herablassung ist nur eine andere Art der Aeußerung dieses Hochmuths, denn sie ist in dem bevorrechteten Zustand des Adels nur eine Gnade, deren Empfang demüthigt und verletzt.

Man lehrt dem Volke nicht umsonst, wie man eine in Händen habende ungerechte Gewalt mißbraucht. Es dürften Zeiten kommen, wo das Volk seine Macht fühlt und das Verhältniß umkehrt. Zittert der Adel nicht vor dieser Zeit, welche kommen muß? Welche Verkehrtheit! Die Nation — das ist der Adel — begünstigt die Freiheit der Presse, die Aufklärung, und hofft doch seine Prärogative zu erhalten. Das Volk soll denken lernen; und obwohl seine Vernunft ihm sagen wird: diese Vorrechte sind thöricht und ungerecht, so hofft man doch, daß es seine barbarische Dressur beibehalten wird.

Von den Neigungen der Aristokratie zur brutalsten Ausschweifung, ein Beispiel für Viele.

Graf * vereinigte in sich alle guten und bösen Eigenschaften eines ungezähmten wilden und edlen Charakters. Auf seinem Schlosse J . . . an der ung . . . Grenze verübte er eben so viele ungerechte Gewalt-

thätigkeit als willkürliche Gerechtigkeit. Tausend Anekdoten sind von ihm im Munde des Volkes. Ein Salomonisches Urtheil von ihm verdient wenigstens eben so viele Anerkennung als das des größten Judenkönigs. Als einst auf dem Jahrmarkt eines seiner Dörfer sich viele verstellte Krüppel und Kranke zu Bettelei und Diebstahl einfanden, ließ er sie an einen breiten Graben führen und jenseits desselben Branntwein und Braten zu ihrer Bewirthung aufstellen, mit dem Versprechen, daß diejenigen daran Antheil nehmen sollten, welche über denselben springen würden. Das Versprechen wirkte Wunder. Lahme und Gichtbrüchige wurden plötzlich gelenkig und langten nach einem wackeren Sprunge jenseits des Grabens an. Aber hier wartete ihrer eine ganz unverhoffte Belohnung. Sie wurden unbarmherzig auf die Bank niedergelegt und durch 25 Prügel von ihren Gebrechen vollends geheilt. Jene wirklich Gebrechlichen hingegen, welche den Sprung nicht wagten oder in den Graben gefallen waren, wurden an der bereitstehenden Tafel großmüthig bewirthet und ernteten den Lohn, welcher die glücklichen Springer entlarvt hatte.

Ein anderes Mal ließ Graf * einen Bauer zu sich bescheiden, der sich mit Recht über einen Pfarrer beklagte, der ihm die Bestattung der Leiche seiner Gattin verweigerte, weil er die Taxe an den Pfarrer nicht bezahlen konnte. Der Graf gab ihm das Geld, und das Begräbniß wurde angeordnet. Allein, als

man den Sarg in die Grube senken wollte, ließ der Graf den Pfarrer greifen, in den Sarg legen und in die Grube senken, wo man ihn zur Hälfte verschüttete und erst nach ausgestandener Todesqual ausgrub.

Allein nicht immer waren des Grafen Willkürlichkeiten von so gerechter Art. Auf den Straßen entblößte er oft gewaltsam ehrbare Jungfrauen und ließ sie mit Gewalt entführen, um sie zu nothzüchtigen. Einmal kam ihm das Gelüste, die Posteriora eines sehr schönen Mädchens, das vor seinem Palast vorbeiging, zu sehen. Ohne Umstände ging er hinab, hob dem Mädchen unter dem Gelächter seiner Freunde den Rock auf und ließ sie dann wieder frei.

Seinem Vetter, dem Erzbischof L..., spielte er mehrere böse Streiche. Da er wußte, daß der ehrwürdige Herr Abends auf unrechten Wegen ging, verkleidete er sich als Laternenjunge und bot ihm Abends auf der Straße seine Dienste an. Als dieser sie nun mürrisch wegwies, gab er sich zu erkennen und bat seinen Vetter, sich nicht zu geniren.

Ein anderes Mal borgte er dessen Equipage, ließ vor dem Hause einer Kupplerin halten, ging durch ein Durchhaus und versammelte seine guten Freunde, um ihnen zu zeigen, wie der Erzbischof im Begriff sei, einen sehr verdächtigen Besuch zu machen.

Wenn der Graf guten Freunden ein Plaisir machen wollte, fragte er sie, welche von den vorbei-

gehenden Frauen sie zu genießen wünschten. Die Gewählten wurden dann von seinen Kosaken ergriffen und von den Freunden des Grafen genothzüchtigt.

Als endlich wegen dieser Exzesse der Graf in Untersuchung kam und von den Kreissoldaten verhaftet werden sollte, schickte er dieselben gebunden zurück. Doch unterlag er endlich der Gewalt und wurde zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt. Im Gefängniß legte er seine Untugenden ab und genas von der Lustseuche, die er 15 Jahre hatte. Endlich wurde er durch Franz I. freigelassen und ehelichte ein junges Mädchen, mit der er dann ein sehr eingezogenes Leben führte.

Wir haben versucht, in folgender Erzählung die Demoralisation des Adels der Wahrheit treu zu schildern.

Leider ist die Schilderung dieser Stimmungen und Grundsätze des ungarischen Adels keine Dichtung. Die armen und ungebildeten Edelleute, unter Bauern aufgewachsen, zum Theil selbst Bauern, sie sind keines edleren, höheren Aufschwungs ihrer Gedanken fähig, als eben desjenigen, welchen ihnen der Stolz auf ihre Privilegien verleiht. Die gebildeten aber leiden der Mehrzahl nach an den Seelenkrankheiten des Jahrhunderts: an Gesinnungslosigkeit und Egoismus, materialistischer Weltanschauung, welche

von allen Pflichten dispensirt, an Verweichlichung und Entkräftung des Willens durch Wollust und Ausschweifungen, Schwelgerei und gedankenloses Wohlleben. Die lärmende Heftigkeit der Debatten, die rastlose Agilität und Thätigkeit des Nationalgeistes ist nicht das Resultat, die Wirkung eines naturkräftigen Geistes, sondern die Lebensthätigkeit gereizter Nervenschwäche der Gemüther; denn wie kann Bürgertugend, wie kann ein heller Verstandesblick aufkommen und gedeihen unter Epikuräern, welche zwei Drittheile ihrer Lebenszeit in den Armen der Wollust, Tausende von unglücklichen Mädchen dem Verderben opfernd, beim Weinglase und auf Wettrennen zubringen, um einige Stunden nebenher den Geschäften des Staates ohne Nachdenken zu widmen, ohne sich durch Studien des Weltlebens darauf vorzubereiten. Natürlich suchen sie dann den Abgang gründlicher Kenntnisse durch wildes Parteigeschrei zu verbergen, natürlich besteht dann ihre ganze Weisheit in Wahrung ihrer Parteiinteressen und ihr ganzes Bauwerk an positiven Schöpfungen in schwachsinnigen Nachahmungen unwesentlicher Aeußerlichkeiten und Formen fremdländischer Kultur und in industriellen Unternehmungen, welche keine Bedeutung haben für ihre Konstitution — in einer rein materiellen Regierungsthätigkeit. Und auf solchem Wege glaubt die Nation ihre Unabhängigkeit zu bewahren, indem sie die Volksvertretung vertheilt zwischen einem geistig

impotenten, unwissenden und einem verweichlichten wollüstigen Adel, welcher die Politik mit demselben Geiste der Vergnügungssucht wie seine Wettrennen und Parforcejagden betreibt und sich aller übrigen großen und herrlichen Kräfte der Nation entäußert!

»Daher der unruhige Eifer, der seit einigen Jahren bemerkt wird, Alles und Alles zu ändern, mit Einem Schlage das Versäumte nachzuholen; daher die höchst verderbliche Hast, fast Nichts stehen zu lassen und über die Trümmer des bisher Bestandenen zur Siegespalme des Fortschrittes beinahe wahnwitzig hinanzustürmen; daher die ungemeine, selbst viele Opfer kostende Bereitwilligkeit, die Industrie und den Handel von so vielen Beschränkungen zu befreien; daher das schnell um sich greifende Zeitungswesen, daher die mit solcher Energie betriebene Regulirung des Unterthansverhältnisses; daher das feurige Dringen auf Eisenbahnen, Flußregulirungen, Straßenbauten, Aenderung des Elementarunterrichtes; daher endlich auch die bis zum letzten, im Jahre 1839 begonnenen Reichstage und selbst noch während der Hälfte seiner Dauer bestandene und sich damals noch immer mehrende heftige Abneigung gegen die Regierung, da die, welche immer und immer um ihre Privilegien sich fürchten, den Wahn verbreiteten und erhielten, die Regierung stemme sich jedem Fortschritte entgegen, wolle die billigsten Anforderungen des Landes zurückweisen, kein Recht herstellen, keiner vernünftigen Politik Gehör

geben, unbedingt am Alten halten — obschon der Hinblick auf die anderen Länder so einfach eines Besseren hätte überweisen können; — daher endlich der stürmische Enthusiasmus, mit welchem der letzte Reichstag aus Preßburg schied, da er sich überzeugt hatte, daß die Regierung herzlich gern allen billigen Anforderungen entgegenkomme und den Fortschritt vermitteln wolle; daher seit der Zeit das Schwinden des früheren Mißtrauens und das Auftauchen des Vertrauens, dieses festesten Bandes am Triumphwagen des vernunftgemäßen Fortschrittes.«

Möge dieses Gemälde den Segen Ungarn bringen, daß der Adel erkenne, wie ohne Tugend keine Nationalgröße möglich sei!

Wir meinen nicht die Tugend der Keuschheitszeloten, sondern eine nach strengen Grundsätzen und Menschenliebe geregelte Bürgertugend.

Ein Tagewerk der Kavaliere.

Lachend küßt ihr die liebende Jungfrau, scherzend reißt ihr den Gürtel entzwei, aber der Racheengel des Verhängnisses schreibt mit Abscheu in das Schuldbuch eures Gewissens — einen Mord.

Die drei elegantesten und schmuckſten Reiter der Hauptstadt Pesth ritten auf schnellfüßigen Arabern

durch die Stadt hinaus ins Freie. Es waren die beiden Grafen Drahow, deren Familie vor Zeiten aus Polen hier einwanderte und ungeheure Güter ankaufte, dann der ungarische Magnat Graf Rohan Szent Michaly, ein blühender junger Mann, der Abgott der Damen wie sein Freund Hugo Drahow, dabei lustig wie ein Leipziger Student und liederlich wie ein Pariser Roué. Hinter ihnen trabten drei elegant gekleidete Jokei's in englischem Kostume, womit jedoch ihre gewaltigen nationalen Schnurrbärte gewaltig kontrastirten. Die drei Kavaliere hatten eine höchst wichtige Unternehmung vor, nämlich auf der Puszte von Schorokschar zu erproben, welches Pferd das schnellere sei, der Abdel Kader des Grafen Szent Michaly, oder die Stute Hermine, des Grafen Hugo Lieblingspferd, welchem er den Namen eines Fräuleins seiner Bekanntschaft beigelegt — wodurch er die Dame nicht wenig zu ehren meinte, denn Hermine, das Pferd, war das ausgezeichnetste Thier seiner weltberühmten Race. Denn das geliebte Fräulein hatte einen Teint, so herrlich fast wie die Isabellenfarbe des Pferdes, Zähne so klein und weiß verhältnißmäßig wie die theure Stute, einen Gliederbau so elegant, ätherisch wie sie, und einen Haarwuchs, so fein, zart, üppig wallend wie die Mähne der vierfüßigen Hermine. Demnach war das Fräulein der Meinung des Grafen nach das vollkommenste weibliche Wesen der Schöpfung und Graf

Hugo würde für ihren Besitz — wie er sich ihn eben dachte im Geiste eines Pascha's von drei Roßschweifen — denselben Preis gegeben haben wie für das arabische Pferd, welches ihm 6000 Stück vollwichtige Dukaten gekostet, obgleich es bereits auf einem der Vorderfüße etwas strupirt war und die hämischen Neider des Grafen wissen wollten, die arabische Abkunft dieses Pferdes sei nicht über jeden Zweifel erhaben. Ein erbitterter Pferdehändler, welcher dem Grafen Nichts verkaufen konnte, wollte sogar wissen, daß die fragliche arabische Stute auf einem siebenbürgischen Gestüte geboren und erzogen, dann aber von einem Kunstreiter für 100 Gulden nach seinem wahren Werthe bezahlt worden sei. Graf Hugo lachte über alle diese Verleumdungen, denn er hatte 6000 Dukaten für das Pferd bezahlt, genug, um zu beweisen, daß er einer der reichsten Kavaliere des Landes sei, und er hatte doppelten Gewinn für diese einfache Summe, erstens die Sensation, welche der Kauf des Pferdes erregt hatte, und das noch größere Aufsehen, welches es machen würde, wenn er dieses kostbare Pferd in drei Monaten, bis wohin es auf dem zweiten Fuße strupirt sein würde, seinem Reitknechte schenken werde. — So werden von den ungarischen Kavalieren fabelhafte Summen für den Ankauf ausländischer Pferde verschwendet, während die inländische ursprünglich edle Race gänzlich zu Grunde geht und zwar in demselben Zeitalter,

wo sich Schutzvereine gegen ausländische Industrie gestalten, zu Gunsten einer inländischen, welche zur Zeit noch zu den unmöglichen Dingen gehört. Das Pferd — das edelste Thier der Schöpfung, welches Schicksal hat es in unserem Zeitalter, welches nicht sehr entfernt sein dürfte von jenem des *letzten Pferdes*! So würden wir seufzend ausrufen und in thierfreundlichen Ergießungen im Sinne der Vereine gegen die Thierquälerei unserem gepreßten Herzen Luft machen, wenn es nicht *glücklicherweise* sich in unserer Geschichte wie in der Geschichte unserer Zeit um das weit dringender gefährdete Wohl edlerer Wesen handelte! Wir meinen das *weibliche Menschengeschlecht*, jene unglücklichen Geschöpfe, welche wir schlimmer als unsere Pferde behandeln, obgleich es doch *vielleicht* in der Rangordnung der Natur über denselben stehen dürfte! Nur furchtsam und bescheiden wagen wir es, der *öffentlichen Meinung* in dieser Streitfrage diese Vermuthung entgegenzustellen, denn wir halten uns nicht für unfehlbar und wagen es nicht zu leugnen, daß das Weib geboren sei, um der *Mehrzahl* nach von uns in Armuth, Schmach und Elend gestoßen zu werden. Wir wagen es nicht, der neben dieser in Handlungen der niedrigsten ausschweifendsten Art sich darthuenden Ueberzeugung herrschenden wunderbaren *Emanzipationsideen*verbreitung zu widerstreiten, denn wir verstehen ja den sinnigen und

logisch gerechten Zusammenhang derselben mit der oben erwähnten Ueberzeugung, denn emanzipiren muß man ein Geschlecht, welchem man freien Lauf lassen will gleich den wilden Thieren — damit sie sich selber ernähren, kleiden und unter Baumblättern und Felsenhöhlen ihr Obdach suchen!

Die reitenden Kavaliere, wenigstens zwei davon, Graf Hugo und Rohan, waren echte Söhne des Jahrhunderts. Sie machten vor den Fenstern der ihnen bekannten Damen ihre Lançaden, Kapriolen und Bocksprünge, sie warfen ihnen lachend Kußhände hinauf und freuten sich dann mehr als über die für ihre Bravour errungenen Grußwinke über die noble Haltung und den edlen Anstand ihrer Pferde, indessen sie über jene der begrüßten Damen ziemlich geringschätzige Scherze machten. So gelangten sie lachend und spottend ins Freie, indeß Graf Ferdinand, ernst und gleichgiltig vor sich hinblickend, in gleichmäßigem Trott militärisch einherritt und die Späße seiner Gefährten nicht zu hören schien. Im Freien angelangt hielten Graf Hugo und Rohan ihre Pferde an und ließen sie in Schritt gehen, um sich unter muthwilligen Bonmots und sarkastischen Bemerkungen die **Chronique scandaleuse** des Tages zu erzählen.

»Nun, **mauvais sujet,**« hub Hugo zu Graf Rohan gewendet an, »was giebt es Neues in der ga-

lanten Welt? Hast Du keine neuen Eroberungen gemacht?«

Ein ungarischer Fluch war die Antwort auf diese Frage, während welcher die beiden Reiter sich ihre Cigarren anbrannten — wir würden diesen Fluch gern ins Deutsche übersetzen, wäre derselbe nicht von so barbarisch-schmutziger Bedeutung, daß kein deutscher Stallknecht es wagen würde, ihn in den Mund zu nehmen. »Kein Tag ohne Eroberungen,« fuhr er fort, »so lange es noch in Pesth ein hübsches Mädchen giebt, mache ich täglich meine Streifjagd und kehre keinen Tag nach Hause ohne eine Beute.«

»Nun, nun,« sagte Hugo, »Du wirst es auch satt kriegen.«

»Nicht so bald, Bruder Liederlich, wie Du, denn ich theile mir die Sache ein und habe nie mehr als eine Intrigue auf ein Mal. So z. B. habe ich fast 14 Tage mit meiner schönen Bäckerstochter in der Semplinerstraße hausgehalten. Ein köstliches Ding fürwahr, Lippen wie Kirschen, einen elastischen Kuß und ein Temperament so feuriger Vollbluthitze, wie sie mein Abdel Kader besitzt. Ich habe köstliche Stunden ihr zu danken. Ich wäre ihr noch drei Wochen treu geblieben, wenn das alberne Mädchen nicht zu sentimental geworden wäre. Sie dachte im Ernste daran, weil sie reicher Eltern Kind ist, ich

werde sie zur Gräfin machen. Sie ließ sich einen englischen Sprachmeister kommen, einen Tanzmeister und eine Art von Anstandslehrer, einen drolligen Kauz, den armen Baron Sturdza, der ihr adelige Sitten lehren sollte, Alles mir zu Liebe. Als ich diese Vorbereitungen sah, gab ich ihr den Abschied; denn meine Mama, die eine sehr gescheidte, aufgeklärte Frau ist, sagt mir immer: liebe und tändle, so viel Du willst, nur mache keine dummen Streiche.«

»Nun und was hast Du jetzt für neue Amouren?« fragte Graf Hugo. »Giebt's nichts Neues auf dem Platze?«

»Ich sage Dir, Mädchen die Hülle und Fülle, blond, schwarz, zart und üppig, Jungfrauen und Weiber wie Sand am Meere, und Alles zu haben. Da ist die Baronesse Revaly, ein Teufelsweib, selbst noch jung und schön, schlank, schwarze Augen, kokett wie eine Phryne, verschmitzt wie der Satan. Sie ist jetzt die erste Gelegenheitsmacherin in Pesth. Um zu ihren Zirkeln Zutritt zu erhalten, hat man Nichts zu thun als eine Börse mit Dukaten mitzunehmen. Sie hält eine kleine Bank und betrügt die Spieler auf eine so allerliebst schamlose Weise, daß man nicht weiß, wie man sein Geld verliert. Dafür aber versammelt sie einen wahren Blumenkranz hübscher Mädchen um sich, junge alberne Dinger aus wohlhabenden Bürgershäusern zum Theil, die sich geehrt fühlen in ihre Zirkel zu kommen und mit ho-

hem Adel zu konversiren. Da giebt es allerliebste Kabinetchen mit Fortepianos und Lektüre, wohin man sich schwärmend zurückziehen kann. Die Dame vom Hause hat ein Falkenauge, und so wie sie bemerkt, daß man an eine ihrer Angeln angebissen, weiß sie es sehr geschickt anzufangen, daß man in die Nähe der Auserwählten gelangt. Schmeicheleien, Cadeaux und das Fürwort der Dame führen zum Ziele, denn die Mädchen brauchen Alle Putz und Schmuck und haben sämmtlich geizige Eltern. Ich habe dort mich sehr gut amüsirt und eine ganze Schachtel voll Haarlocken, Billetdoux und Gürtel erobert.«

»Wo wohnt die Baronesse?« fragte Graf Hugo hingeworfen.

»Hier ist ihre Adresse. Willst Du heute Abend bei ihr soupiren? Sie wird glücklich sein, den Grafen Drahow bei sich zu sehen. Sie hat mir einen Kuß versprochen, wenn ich Dich ihr zuführe. Aber vergiß die Dukaten nicht.«

»Doch daß ich Dir weiter erzähle. Da ist mein Jäger ein wahrer Asmodi. Der Kerl schreibt und expedirt in meinem Namen Liebesbriefe in alle Stadtviertel, steckt sich hinter die Hausmeister, Dienstboten, Tanten und Gouvernanten, freilich auf starke Unkosten meines Geldbeutels, und so habe ich täglich ein anderes Rendezvous, oft zwei an einem Tage, und zwar von adeligen und Bürgermädchen, Advokatentöchtern und jungen Frauen, und zwar mitunter aus

so anständigen Häusern, daß mir angst und bange wird. Er ist übrigens ein Bundesgenosse der Baronesse Revaly, die ihn ihren lieben schönen Charles nennt und stets alle Hände voll für ihn zu thun hat. Ich sage Dir, es giebt kein schönes Mädchen in Pesth, welches er Dir nicht zuführt.«

»Nun ich möchte ihn wohl auf eine starke Probe stellen,« sagte Graf Hugo.

»Nach Belieben — ich wette, er bringt sie Dir, welche Du meinst. Es gilt 100 Dukaten, wenn es nur keine von der **haute volée** ist; denn obwohl diese oft am leichtesten zu gewinnen sind, so will ich mich doch nicht meliren mit einer solchen Intrigue — es könnte Dir sonst leicht nach einer Schwester oder Base von mir gelüsten, und ich stehe nicht für die Tugend einer Aebtissin.«

»Topp, es gilt!« sagte Hugo, »wäre es auch nur zum Spaß. — — Hast Du aber nicht auch bedacht,« setzte er plötzlich ernst hinzu, »durch welche Mittel diese Erfolge herbeigeführt werden, durch welche Teufelskünste der Verführung, Lüge und Täuschung. Befindet sich das weibliche Geschlecht unserer Stadt wirklich auf einer so tiefen Stufe der Moralität, sollte man da nicht in Sack und Asche gehen und trauern über den Verfall und das Verderben der Nation? Kann die Ehre der Nation dort gedeihen sammt allen Bürgertugenden der Vaterlandsliebe,

Enthaltsamkeit, des Heldensinnes und der Treue, wo Gatten ihre Weiber verhandeln mit der Ehre ihres Hauses, Mütter ihre Töchter preisgeben, Brüder die Schande ihrer Töchter ertragen! Sind aber die Weiber nicht schon völlig verdorben, erschrickst Du nicht vor der Verantwortung für das Schicksal so vieler Schändlichkeiten, welche verübt werden müssen, um Deinem Vergnügen stets neue Opfer zu bringen? Erröthest Du nicht beim Anblick der Väter und Mütter, welche getäuscht und betrogen werden, der Gatten, welche durch Dich verunehrt werden; zitterst Du nicht bei dem Gedanken an die heimlichen Thränen, an die Verzweiflung, an die Scham und die zerrissenen Herzen der Jungfrauen, welche sich von Dir wahrhaft geliebt wähnten und ihrer wahren innigen Leidenschaft für Dich zum Ofer fielen? Welches Recht haben wir, durch die grausame Macht unseres Geldes, unseres Ansehens und unserer Lügen so zahllose Familien zu verderben, über die künftigen Schicksale der Opfer launenhafter Minuten zu schalten und in die Herzen der armen hilflosen Geschöpfe den Jammer der Menschenverachtung zu senken? Wie viele Keime künftiger Lebensfreuden werden von uns zerstört, wie viele glückliche Ehen zerrüttet, wie viele Waisen und armer Leute Töchter der Schande preisgegeben, welche oft, um Pflichten der Kindesliebe zu erfüllen oder um das eigene Dasein zu fristen, sich unseren verschwenderischen Lüsten preisgeben, um dann

auf immer desto gewisser der Schmach und dem Elende zu verfallen!«

»Bruder, das war gut gesprochen!« rief Graf Ferdinand, welcher bisher schweigend zugehört, aus und drückte dessen Hand; »wollte Gott, diese Worte kämen aus Deiner Seele.«

Graf Szent Michaly aber lachte über die Maaßen, spornte sein Pferd und sprengte davon, indem er ausrief: »Adieu, Du Schalksnarr, wenn Du Deinen Bruder aufsitzen lassen willst, so thue es ihm allein an. Mich foppst Du nicht mit Deiner Kapuzinade!«

Graf Hugo aber verfiel beim Anblick seines gerührten Bruders in ein konvulsivisches Lachen, von welchem er sich nicht erholen konnte, bis Hermine, in gewaltigen Sätzen dem Abdel Kader nacheilend, endlich auf der Rennbahn anhielt. Hier angelangt saßen die Reiter ab, und indem sich Graf Hugo und Rohan ins Gesicht sahen, dann wieder auf den mißmuthigen Grafen Ferdinand hinblickten, brachen sie neuerdings in ein unauslöschliches Gelächter aus — in welches endlich Graf Ferdinand unter offenbarem Widerstreben, von der Heiterkeit der Szene zwischen den beiden ersten Roué's des Königreiches hingerissen, unwillkürlich mit einstimmte.

Die Rennbahn.

Auf der Rennbahn folgte nun eine der interessantesten bewegten und durch die pikantesten Kontraste

höchst eigenthümlichen Szenen. Eine große Menge eleganter Equipagen kam angefahren, unter ihnen ein zweispänniges englisches Coupé mit einem reitenden Jokei, die Equipage der Baronesse Revaly, welche, in Jugend, Schönheit und den neuesten Pariser Moden prangend, nachlässig in die Kissen des Wagens gelehnt und mit liebenswürdiger Nachlässigkeit die Kavaliere begrüßend, ihre goldene Lorgnette nie vom Auge entfernte. Neben den Equipagen oder ihnen voraneilend ritten die Elegants der noblen Welt von Pesth, die Erstgebornen der berühmtesten Adelsgeschlechter, meistens ausgezeichnet schöne Männer mit orientalischen Physiognomien, gesalbtem Haar und von stolzer edler Haltung. Vielen, sehr Vielen darunter hatte ein sogenanntes Geschwindleben, worunter man nachsichtigerweise alle Arten von Ausschweifungen versteht, das Gepräge frühzeitigen Alters aufgeprägt, und so sah man denn unter ihnen dreißigjährige Greise mit tiefen Furchen im Gesichte, erloschenen Augen und kahlem Scheitel, schlottrigen Beinen und schwerathmender Brust, welche nur mühsam den Reiterstolz auf jungen feurigen Rossen behaupteten. Ihnen folgte ein Troß drei- und vierspänniger Landwagen von der verschiedensten Form, in welchen Pferdemäkler, Bauern und Juden saßen, viele Reiter auf elenden, halbverhungerten Pferdekrüppeln, welche mit nichts Anderem bekleidet waren als mit einem mit Speck, Staub und Schmuz

glasirten Leinwandhemde und desgleichen Gatja (Beinkleid), nackten Füßen und Armen und Schnurrbärten, welche beinahe für kleine Kleidungsstücke gelten konnten. Die ununterbrochenen greulich komischen Flüche der Kutscher, womit sie die Pferde antrieben, das Knallen der langen Peitschen, Gewieher der Pferde, Hundegebell und tausend durch einander schreiende Menschenstimmen gewährten ein Schauspiel voll Leben und Heiterkeit. Unter dem Pöbel, der sich vielköpfig herandrängte, gewahrte man besonders viele jener unglücklichen Geschöpfe, woran Pesth reicher ist als jede andere Stadt, und welche bei allen öffentlichen Spektakeln sich mit schamlosen Geberden, Worten und Gesten für geringen Preis ausbieten. Hier herrscht wohl die größte denkbare Redefreiheit, denn was die Sprache nur Unkeusches, Unfläthiges und Gotteslästerliches besitzt — und daran ist die Landessprache überreich — wird mit unglaublicher Volubilität und mit Unbefangenheit den Lüften übergeben. Gott und Teufel, Hölle und Himmel, ewige Verdammung der Seelen von Müttern, Vätern, Kindern und Pferden, dann die groteskesten Namen aller sieben Todsünden, alle Scheußlichkeiten, deren der menschliche Gedanke in Sodom und Gomorrha fähig war, werden hier von einem vandalischen Humor in einen Strom von »unaussprechlichen« Redensarten ausgelassen, wovon ein einziges Wort hingereicht haben würde, im Jahre 1745 noch einen Halspro-

zeß nach der peinlichen Gerichtsordnung vom Jahre 1740 nach sich zu ziehen.

Bald war die große Frage des Tages entschieden — Hermine gewann den Preis und Niemand bezweifelte nach solchem Siege mehr ihre arabische Abkunft. Man beglückwünschte ihren Besitzer in so zärtlichen Ausdrücken, als handle es sich um die Vorzüge eines geliebten Kindes, und allmälig schickten sich die Herrschaften an, die Arena zu verlassen. Madame Nevaly winkte abfahrend den Grafen St. Michaly zu sich, der, ihr zärtlich die Hand küssend, ihr ziemlich freie Schmeicheleien zum Morgengruße bot.

»Graf Rohan«, sagte sie scherzend, »küssen Sie mir auch die andere Hand, denn ich habe mich um Sie sehr verdient gemacht. Die 6000 Dukaten, welche Sie benöthigen, liegen für Sie bereit und zwar zu 6 Prozent. Der Jude Aaron wird Ihnen das Geld geben; er wollte lange nicht daran, doch gab er mir nach, unter der Bedingung, daß Sie ihm ein Pferd abkaufen. Das ist nun Ihre Sache, ich verstehe Nichts davon.«

»Sie sind ein wahrer Engel, so dienstwillig und uneigennützig, daß ich mich fast schämen muß, immerwährend Ihres Beistandes zu bedürfen.«

»Nicht ganz uneigennützig — ich verlange als Preis für meine Mühe, daß Sie mir den liebenswürdigen Graf Hugo Drahow, Ihren Freund, heute noch zur Soiree bringen. Sagen Sie ihm, er wird

dort Etwas finden, was ihm lieber ist als sein Augapfel, und ich würde, wenn er artig wäre, ihm ein süßes Geheimniß offenbaren. Adieu!«

Und indem sie dem Grafen noch einen süßen Blick zuwarf, fuhr sie davon.

Auf jedes Wettrennen folgt in der Regel ein kleiner Pferdemarkt — so auch heute. Viele Pferde von jedem Schlag und jeder Race wurden vorgeführt, ihre Eigenschaften hervorgehoben, ihre Kräfte auf die Probe gestellt. Ein Dutzend Personen von jener scham- und gewissenlosen Klasse, welche sich Pferdehändler nennt, umringte die Kavaliere, welche sich, so stolz sie sich sonst von Leuten unter ihrem Range absondern, dennoch, wenn es sich um Pferde handelt, mit dem gemeinsten Stallknecht in die vertraulichste Konversation einlassen. Aus der Mitte dieser Menschen trat nun ein Mann hervor, der durch seine Persönlichkeit imponirt haben würde, wäre sie nicht in das Kleid der Pariahs des Landes, der Juden, gekleidet und von dem Ausdruck kriechender Ehrfurcht niedergebeugt worden. Es war eine herkulische Gestalt im schwarzen Judentalar, mit langem schwarzem Bart, blitzenden schlauen Augen und perlengleichen Zähnen, welche gegen den dunkeln Bart abstachen. Er trug eine große Fuhrmannspeitsche in der Hand und näherte sich mit vielen Verbeugungen, doch ziemlich zuversichtlich, dem Grafen St. Michaly,

welchem er ohne Weiteres Miene machte die Hand zu küssen.

»Gräfliche Gnaden werden verzeihen, die Frau Baronin sagte mir, daß Sie ein Pferd brauchen«, redete Aaron den Grafen an, der ihn sogleich bei Seite zog.

»Nicht so sehr ein Pferd als Geld, mein lieber Aaron!« antwortete der Graf.

»Aber mein Engländer ist ein Kapitalpferd — echte Race, die Mutter eine Engländerin, der Vater ein Araber, makelfrei, fünfjährig — ein edles Thier«, sagte der Jude ausweichend.

»Gut, ich kaufe Ihr Pferd — aber ich brauche Geld — was kostet das Pferd?«

Ohne ein Wort zu sagen, brachte Aaron das Pferd. Ein Nichtkenner würde sich allerdings durch den äußern Schein haben bestechen lassen — allein es war estropirt auf 3 Beinen, hatte einen Ansatz zum Dampf, war zwölf und ein halbes Jahr alt und liebte es besonders in den Mond zu sehen, wobei es dann gewöhnlich seines Reiters in seiner schwärmerischen Laune vergaß und mit ihm in Schritt über Steinhaufen und Chausseegräben promenirte. Mit Ausnahme dieser kleinen Eigenheiten war es ein vollkommenes Thier, elegant croupirt und von ausnehmend schöner Taille.

Das Pferd war bereits unter den Pferdehändlern hinlänglich bekannt, aber die Spitzbuben waren

alle mit Aaron einverstanden und von ihm bestochen, lobten daher das Pferd mit einem Eifer, welcher jedem minder geübten Pferdekenner hätte verdächtig sein müssen. Mit einem Blick entdeckte er alle sichtbaren Fehler, und einige kahle Stellen an den Beinen und am Halse verriethen ihm auch, daß das Pferd öfters Schaden genommen bei seinen nächtlichen Promenaden. Ohne sich jedoch in eine Kritik einzulassen, fragte er um den Preis des Pferdes.

»1500 Dukaten«, sagte Aaron, »ein Spottgeld für so ein Thier — es giebt kein zweites 100 Meilen im Umkreise. Und wenn Sie Geld brauchen«, raunte der Jude dem Grafen ins Ohr, »so bekommen Sie 1500 Dukaten baar gegen 5 Prozent Interessen auf 3 Monate.«

Ohne sich lange zu besinnen begab sich der Graf mit Aaron in eine Hütte, die Wechsel wurden geschrieben, das Geld ausbezahlt, der Handel war abgemacht.

Die anwesenden Kavaliere hatten sich nicht in den Handel gemischt, weil sie wohl wußten, daß es sich hier nur um eine leichtsinnige Schuldenmacherei handle. Als Michaly wieder erschien, belustigte man sich mit dem armen Thiere auf die muthwilligste Weise. Man jagte es mit Peitschen so lange umher, unter dem Gelächter aller Anwesenden, bis es athemlos in jenes Keuchen verfiel, welches die am Dampf kranken Pferde an sich haben, und trieb allerlei Schabernak.

Graf Michaly aber trieb den Scherz auf den höchsten Gipfel, indem er den anwesenden Pferdemäklern erklärte, er setze das Pferd als Preis aus für denjenigen von ihnen, der im Wettrennen, umgekehrt auf dem Pferde sitzend mit dem Schweife des Pferdes in der Hand, der Erste das Ziel erreichen würde; der lustige Vorschlag ward mit Jubel aufgenommen und Aaron war der Erste, der sich auf einer elenden Schindmähre in die vorgeschriebene Positur setzte. Und nun begann ein höchst ergötzlicher Wettlauf, wobei die Reiter sehr oft das Gleichgewicht verloren. Aaron selbst spielte eine höchst komische Figur mit dem langen Talar zu Pferde, am Schweife sich anklammernd und das Pferd mit der Peitsche vorwärts treibend. Das Thier, ohne Leitung sich selbst überlassen, schlug jedoch eine sehr unerwünschte Richtung ein und rannte, über Stock und Stein setzend, in einen nahgelegenen Stall, wo es seinen Reiter in den Mist warf und sich dann ruhig zur Krippe stellte. Den Preis aber gewann unter den ungeschickten Reitern, welche sämmtlich früher oder später unter jubelndem Gelächter vom Pferde fielen, ein Kunstreiter-Harlekin mit einem auf derlei Possen abgerichteten Pferde ohne Noth und Mühe. Nachdem man von der Heiterkeit dieser Szenen sich erholt hatte, setzten sich die Kavaliere zu Pferde und ritten nach Hause.

Unter solchen Schwänken richtet sich der ungarische Adel mit dem sträflichsten Leichtsinn zu Grunde.

Der Jude.

Unter tiefen Bücklingen trat Aaron in das duftende Boudoir der Baronin. Diese entfernte bei seinem Anblick sogleich ihre Zofen und gab strengen Befehl, Niemanden, wer es auch sei, einzulassen oder anzumelden. Süß lächelnd beobachtete der Jude diese Vorbereitungen zu einer langen Unterredung, setzte seine lieblichsten Geberden in Bewegung, seine lange kolossale Gestalt in eine galante Positur und begann nun nach seiner Art der Dame die Cour zu machen. Und in der That ruhte der Blick der schönen Dame zuweilen mit sichtlichem Wohlgefallen sinnend auf der Gestalt des schönen Mannes, der nur durch seine Manieren verunstaltet wurde, als bedauerte sie, daß so viele schöne Gaben hier verschwendet seien. Der Mann gefiel ihr aber fast noch mehr wegen dieser Seele, wegen seiner lauernden Klugheit, dieser berechnenden Sprungfertigkeit eines Tigers, dieser Verwegenheit, wenn es großen Gewinn galt, dieser Vorsicht einer Katze, Eigenschaften, welche sie selbst in sehr hohem Grade besaß und daher an Anderen zu schätzen wußte, obgleich sie die Personen wenig liebte, welche ihr so ähnlich waren. Nur wußte die Baronin alle diese ihr eigenen Seeleneigenschaften durch die anmuthigsten Verstellungskünste und mit vielem Zartgefühl für die sogenannten Dehors so geschickt zu

verbergen oder zu umkleiden, daß sie dem Uneingeweihten als vollkommene Tugenden erschienen.

»Euer Gnaden«, begann der Jude galant einzulenken, »Euer Gnaden, es ist sehr grausam von Ihnen, daß Sie mich lassen so ganz allein mit Ihnen — ich bin doch auch ein Mensch — ich hab' doch auch Fleisch und Blut und ein empfindsames Herz —«

»Setzen Sie sich, Herr Aaron!« unterbrach ihn die Baronin, indem sie sich in den Divan warf, dem Juden aber ein einsames Fauteuil anwies, das mitten in der Stube stand wie ein Armensünderstuhl.

Nachdem Aaron einen bedauernden Blick auf den kostbaren Seidenstoff warf, auf welchen er sich mit seinem groben, nicht eben ganz reinen Kittel setzen sollte, setzte er sich. Die Baronin amusirte sich im Stillen eine gute Weile mit der Betrachtung des Inquisiten, der verlegen auf die Seite sah und insgeheim die schalkhafte Laune der Frau verwünschte, welche sichtlich einen boshaften Streich gegen ihn aussann. Die Baronin wußte, daß es diesem Manne nie um Galanterie zu thun gewesen, daß Geiz und Habsucht frühzeitig in diesem Herzen alle zarteren Regungen ausgerottet und es für das Glück der Liebe unempfänglich gemacht hatten, aber es belustigte sie doch, die Elektrizität dieses Herzens zu messen und zu erfahren, welchen Preis wohl der Jude auf den Werth ihrer Reize zu legen im Stande wäre. Dieser Gedanke war so toll und pikant in der Situation

eines Geldhandels, daß sie sich das Vergnügen nicht versagen konnte, Herrn Aaron, von dem sie wußte, daß er ihr vergelten würde, durch die indiskretesten Fragen ins Gedränge zu bringen.

»Hören Sie, Herr Aaron«, sagte sie unmäßig lachend, »da Sie anfangen mir die Cour zu machen, so möchte ich doch wohl wissen, welchen Werth Sie auf meine Person legten.«

»Frau Baronin — Sie sind ein Schatz«, sagte der Jude, »ein kostbarer Schatz, ein Juwel.«

»Nichts da mit diesen Redensarten«, fuhr die Baronin fort, »verstehen Sie mich recht, ich wünschte zu wissen, was Sie für mich zu thun im Stande wären!«

»Alles, englische Baronin«, schrie der Jude, »ich gehe für Sie ins Feuer, ich gehe für Sie ins Wasser, ich laufe für Sie bis ans Ende der Welt, und wenn ich schon liege in Abrahams Schooß, so werde ich, wenn Sie mich rufen, aufstehen und mich Ihnen zu Füßen legen, wie ein treuer Hund!«

»Das ist Etwas«, sagte die Baronin, »obwohl nur Redensarten, es schmeichelt mir aber sogar, daß Sie solche hervorzubringen im Stande sind. Allein es ist etwas Anderes, was ich wissen will — nämlich wie hoch Sie meine Gunst anschlagen würden.«

Jetzt erst verstand der Jude die leichtfertige Frage und ward dadurch nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. »Teufelsweib«, murmelte er zwischen den

Zähnen, »doch mich sollst Du nicht narren.« Dann setzte er laut hinzu: »Ihre Gunst, schöne Frau, die ist werth mehr als eine Million, denn wenn Sie wollen, so kann der Aaron verdienen durch Ihre Konnexionen mehr als eine Million.« —

»Aha, Sie weichen mir aus«, fiel ihm die Baronin in die Rede, »daraus wird Nichts. Ich sehe schon, ich muß mit Ihnen deutlicher sprechen, damit Sie bestimmt antworten; also aufgemerkt, Herr Aaron, was würden Sie für mich bezahlen, wenn Sie mich so kaufen könnten, wie der Sultan seine Cirkassierinnen?«

Das war deutlich, und es war nun höchst komisch, den Eindruck dieser direkten Gewissensfrage auf Aaron zu sehen. Eine lange Pause trat ein, während welcher die Baronin, sich weidend an den Grimassen und dem Nachdenken des Juden, vor Vergnügen strahlte. Obwohl nämlich Aaron wußte, daß man ihn zum Besten hatte, so war er doch zu sehr Geschäftsmann, um eine so wichtige Frage: wieviel würdest Du zahlen? leichtfertig zu beantworten; denn nannte er einen hohen Preis, um zu schmeicheln, wer stand ihm dafür, daß man ihn nicht etwa beim Wort nehmen würde? Und sein kaufmännisch Wort galt ihm so viel als sein Leben, denn klüger als alle seine gemeinen Stammesgenossen erkannte er wohl, daß diesem festen Worte Reichthümer inwohnen, die nicht zu berechnen sind. Er fing daher an, im Stillen nach-

zurechnen, mit sich leise zu sprechen, wie er es gewöhnlich that, wenn er ein Geschäft mit sich selbst berieth, warf einen Blick auf die Baronin, betrachtete sie noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen und schätzte sie ab. Aber indem er sich heimlich den Preis nannte, den sie in seinen Augen werth war, fühlte er wohl, daß er es nicht wagen dürfte ihn auszusprechen. Er antwortete ihr also nicht ohne große Besorgniß, die Frau zu beleidigen, welche sich in allen seinen Mienen aussprach, und fortwährend zugleich in Angst, Etwas zu sagen, was ihn verbindlich machen könnte.

»Gottes Wunder — Sie sind nicht zu bezahlen. Wie soll ein armer Jude Sie tariren, wozu braucht ein gemeines Ferkel einen Trog von Juwelen, was kann dem Blinden nutzen ein kostbares Fernrohr, oder dem Tauben die Musik des Himmels? Wie soll ein Bettler schätzen eine so prächtige Schönheit, die der König nicht könnte bezahlen? Ich kann so kostbare Sachen nicht kaufen — für mich sind Sie zu theuer.«

Die Baronin, deren Klugheit und Verstand ihre Eitelkeit nie aufkommen ließ, verkannte keinen Augenblick den wahren Sinn dieser Rede. »Schon gut, Herr Aaron«, erwiderte sie, als er noch immer neue Entschuldigungen hervorstammelte, »ich verstehe; dies wollte ich nur wissen, Sie nur zum Geständniß bringen, daß Sie ein Erzheuchler und Lügner sind. Ich

sage Ihnen, Herr Aaron, unterstehen Sie sich nie mehr, mir die Cour zu machen und — —«

Plötzlich stockte die Stimme der gekränkten Frau, und rasch wendete sich ihr Antlitz, wie um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Verlegen und bestürzt sah der Jude diese Bewegung.

»Ah, Frau Baronin treiben Kurzweil mit dem armen Aaron!«

Da fing die schöne Frau plötzlich so herzbrechend unter ihrem Taschentuche zu schluchzen an, daß Aaron ganz weich wurde. Der letzte Rest jugendlicher Eitelkeit kam bei ihm zum Durchbruch; er hielt es bei all seiner Klugheit, bei aller Kenntniß der Falschheit und des Muthwillens dieser Kokette doch nicht für unmöglich, daß er Eindruck auf sie gemacht habe, er berechnete in einer Sekunde, welchen Vortheil ihm dies bringen könne, und nach einigem Besinnen, während die Baronin höchst täuschend weinte, stürzte er zu ihren Füßen, drückte er ihre nachlässig im Schooße liegende Rechte an seine Lippen und girrte so schwärmerisch als er konnte.

»Göttliche Frau, habe ich Sie wirklich gekränkt, haben Sie mich nicht zum Besten, den armen Aaron, der Ihr Sklave ist und sein Leben für Sie giebt?«

Da schluchzte die Baronin noch stärker und lauter als zuvor; aber bald löste sich ihr Weinen in ein konvulsivisches Gelächter auf. Aaron lag noch immer auf den Knieen und war nun selbst so verwundert

sich in einer so romantischen Position zu finden, daß er nicht umhin konnte mitzulachen.

»Wußte ich's doch«, sagte er endlich aufstehend, »daß Sie die muthwilligste Frau der Stadt sind. I nu, Aaron hat auch seine Schwächen, Aaron kann auch verliebt sein, wenn er Nichts zu thun hat.«

»Und nun«, sagte die Baronin, nachdem sie sich von dem Ausbruch ihrer Lustigkeit erholt hatte, »fort auf Ihren Armensünderstuhl und beichten Sie. Ist das Geschäft mit dem Grafen in Ordnung?«

Diese wichtige Frage gab Aaron im Augenblicke seine ganze Fassung. Wie ein General kurz vor der entscheidenden Schlacht alle seine Streitkräfte sammelt, seine Operationslinie überblickt, sein Terrain rekognoszirt und die feindliche Schlachtlinie beobachtet, so sammelte Aaron bei dieser Frage alle seine Verstellungskünste, seine Schwüre und Betheuerungen, seine Strategeme und Handelskniffe, um dem Verstande der Baronin eine blutige und hartnäckige Schlacht zu liefern.

»Gott sei's geklagt, wenn man das ein Geschäft nennen kann, sein Geld zu verlieren, so habe ich ein Geschäft gemacht, ich habe ihm ein Pferd verkauft und 300 Stück Dukaten daran verloren!«

So sprach Aaron und seufzte tief auf, indem er verstohlen die Baronin beobachtete, welche ganz kalt und bereits der Kriegskünste Aarons gewohnt diesen Eingang aufnahm.

»Also ist das Pferd verkauft?«

»Ja, leider!«

»Und die 3000 Dukaten?«

»Sind auch fort.« Dabei sah Aaron schmerzlich zum Himmel. »Gott weiß, ob ich sie wieder zu sehen bekomme.«

»Also ist das Geschäft völlig in Ordnung«, sagte die Baronin seelenvergnügt und sprang vom Sofa auf, »und Herr Aaron wird nun so gut sein, von dem grausamen Verlust, welchen er erlitten, 300 Stück Dukaten auszuzahlen.«

Bei diesen Worten schien Aaron wie vom Schlage gerührt. Ein Ausdruck der schrecklichsten Ueberraschung zeigte sich auf seinem Gesichte. Er sprang auf und schrie: »Wie, was, dreihundert — Gulden!?« Dann setzte er sich gelassen nieder und setzte hinzu: »Ich bin doch ein rechter Thor, mich so in Schrecken jagen zu lassen — weiß ich doch, Sie sind eine lustige Frau, die immer neue Schwänke bei der Hand hat.«

»Ja, mein lieber Aaron«, erwiederte die Baronin, »ich bin in der That recht lustig, denn ich weiß, obwohl ich noch mit Ihnen ein Weilchen streiten werde müssen, daß Sie mir 300 Stück Dukaten, verstehen Sie wohl, Dukaten, nicht Gulden auszahlen werden. Seit 14 Tagen habe ich kein so gutes Geschäft gemacht.«

Jetzt verließ Aaron seinen Sitz, näherte sich der Baronin ehrerbietig, welche alle die Possen ruhig

aushielt und mit unerschütterlichem Phlegma eine Stickerei vornahm, küßte ihr galant die Hand und sagte: »Gottes Wunder, was für eine herrliche Frau Sie sind, so schön und gesund an Leib und Seel', so munter, voll Witz und Laune — wahrlich, wahrlich ein Wunder Gottes. Gott erhalt' Sie gesund und Sie sollen Freude haben an Ihren Kindern!«

»Gottes Wunder!« entgegnete die Baronin im jüdischen Dialekte, »was sind Sie auch für ein herrlicher Mann, so gesund an Leib und Seel und galant wie ein Ritter und großmüthig wie ein Nabob, denn Sie werden mir zahlen 300 Stück Dukaten. Gott erhalt' Sie gesund, Herr Aaron, und Sie sollen Freude haben an Ihren Kindern.«

»1000 Dukaten, straf' mich Gott!« rief Aaron aus, »nicht 300 Dukaten sollen Sie haben, göttliche Frau, wenn Sie mir geben ein kleines Wechselchen von Ihrer lieben schönen Hand, und auch ein Jahr Zeit zu 5 Prozent per anno!«

»Die göttliche Frau macht keine Schulden«, fuhr die Baronin im jüdischen Dialekte spottend fort, »sie macht mit Herrn Aaron so gute Geschäfte, daß sie nicht nöthig hat, Geld zu borgen — also nicht viel Federlesens gemacht, Herr Aaron, und ausgezahlt!«

»Ne, wahrhaftig«, antwortete der Jude, »ich glaube wirklich, Sie meinen im Ernste, ich soll Ihnen Geld bezahlen für Geld, welches ich noch nicht bekommen, und Geld, welches ich hergegeben habe. Lassen

Sie uns ernsthaft reden. Sie wissen, Aaron ist ein dankbarer, ein rechtschaffener Mann, hören Sie mich an, Euer Gnaden, und fallen Sie mir nicht in die Rede; wenn der Herr Graf seinen Wechsel in 3 Monaten bezahlt, dann sollen Sie haben, weiß Gott, hundert silberne Gulden in blanken Zwanzigern, drei Stück zu einem Gulden.«

»Herr Aaron belieben zu spaßen, wir haben miteinander ausgemacht, bei jedem Geschäfte den Gewinn zu theilen, und Herr Aaron muß mir zahlen die Hälfte von dem Gewinn im Vorhinein. Wenn nun Herr Aaron einen Wechsel vom Grafen Michaly von 3000 Dukaten eskomptirt, so muß er gewinnen 800 Dukaten zum Wenigsten, folglich gebühren mir 400 eigentlich, und ich bin noch großmüthig, wenn ich mich mit 200 begnüge. Will aber Herr Aaron sein gegebenes Wort brechen, so kann er es thun, aber die Frau Baronin von Revaly wird sich künftig mit ihm als einem unredlichen Manne in kein Geschäft mehr einlassen.«

»Nun nur nicht gleich böse, Euer Gnaden«, beschwichtigte Aaron, »ich will ja thun, was billig ist, ich will Ihnen zahlen 50 silberne Gulden auf der Stelle, und 50, wenn der Graf den Wechsel gezahlt hat.«

»Bitte um Verzeihung, nicht 50 silberne Gulden, sondern 200 Dukaten auf der Stelle.«

»Aber so wollen Sie mich denn schächten, grausame Frau«, schrie jetzt der Jude, glühend vor

Aufregung, »haben Sie keine Barmherzigkeit mit einem armen Juden, der hat sechs lebendige Kinder, die wollen alle essen und Kleider und Schulbücher? 100 Gulden auf der Stelle will ich geben, wenn Sie darauf bestehen, und ich will meine Kinder nicht gesund wieder sehen, und vor meiner Thür soll Gras wachsen und mein Weib soll ich, wenn ich nach Hause komme, des Todes gestorben finden, wenn ich verdiene einen Groschen bei dem lumpigen Geschäft. Hab' ich doch nur geholfen dem Grafen aus gutem Herzen, weil er ist ein Freund von Ihnen.«

Mit unerschütterlicher Gelassenheit hielt die Baronin diesen Sturm auf ihr mitleidloses Herz aus. Je mehr der Jude bat, schwor, schmeichelte und sich und die Seinigen verfluchte, je ausgelassener persiflirte sie ihn, je fester beharrte sie auf ihrer Sensarie. Vergebens winselte und stöhnte Aaron bei ihrer Hartnäckigkeit, vergebens raufte er sich Bart und Haare aus und schwor, daß er ruinirt sei, vergebens suchte er sie durch drei volle Stunden, immer nur wenige Gulden zulegend, zu ermüden, zu langweilen, zu ärgern, zu belustigen, ihre Eitelkeit und Barmherzigkeit zu erregen — sie blieb standhaft bei ihrer Forderung, und als Aaron aufhörte, sie zu bestürmen, rief sie endlich, wie sich besinnend, aus: »Nun wohl, Herr Aaron, weil Sie durchaus nicht 300 Dukaten zahlen wollen, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mich jetzt nicht anders als mit 400 zufrieden geben

werde.« Dabei affektirte sie eine unerschütterliche Bosheit, stellte sich unwohl und schellte dem Kammermädchen.

»Bring mir mein Flacon,« sagte sie und dann setzte sie halbleise hinzu, so daß Aaron es hören konnte: »schicke nach dem Juden Levi, sage ihm, ich nehme seinen Antrag an.«

Darüber erschrak nun Aaron in der That. Auf dem Punkte, die ihm so einträgliche Freundschaft der Baronin zu verlieren oder durch seine Ungeschicklichkeit 100 Dukaten mehr zahlen zu müssen, verlor er fast alle Fassung.

»Euer Gnaden,« schrie er außer sich, »schicken Sie nicht nach dem Levi, ich will ja Alles thun, was Sie wollen, haben Sie Erbarmen, machen Sie mich nicht unglücklich.«

Mit einem Wink entließ die Baronin das Mädchen.

»Also zahlen Sie mir 400 Dukaten!«

»300 Dukaten,« wehklagte Aaron.

Die Baronin ergriff abermals die Klingelschnur; Aaron aber stürzte zu ihren Füßen und bat so jämmerlich, zeigte eine so wahre Verzweiflung, einen so ungeheuchelten Schmerz, eine so entsetzliche Gemüthsaufregung, daß die Baronin, durch diesen Ausdruck einer wahrhaft wüthenden Habgier mehr erschüttert als gerührt, nachgab und sich mit ihrer ersten Forderung begnügte. Der Anblick dieses Mannes, der so fürchterliche Eide und Verwünschungen ausstieß, um

einige Gulden mehr zu gewinnen, welchen der Gedanke, durch Ungeschicklichkeit um einen Theil seines Vortheils zu kommen, in wahrhafte Verzweiflung bringen konnte, fing an ihr Grauen zu erregen. Am ganzen Leibe zitternd, in Schweiß gebadet, unaufhörlich klagend zählte Aaron das Geld auf, aber selbst in dieser krankhaften Gemüthsstimmung behielt dieser Mann so viel Herrschaft über sich, um selbst von seinem Zustande Nutzen zu ziehen, indem er, eine in solcher Aufregung nicht auffallende Zerstreuung affektirend, sich zu seinem Vortheile um 10 Dukaten verzählte.

Die Baronin aber war so wachsam, daß ihm auch diese neue List mißlang. Als die Summe endlich vollzählig auf dem Tische lag, wollte Aaron sich, kurz Abschied nehmend, entfernen, allein die Baronin hielt ihn zurück und holte aus einem Schranke eine Goldwage herbei, auf welcher sie jedes Goldstück einer unbarmherzig strengen Probe unterwarf. Vergebens bemühte sich Aaron, sie davon abzuhalten — die Dukaten wurden gewogen und alle zu leicht befunden. Da gab es nun neuen Hader von Stück zu Stück, bis endlich vollwichtige Dukaten an der Stelle der beschnittenen lagen. Aaron hatte seine Schlacht verloren gegen eine Frau, welche ihn offenbar an List, Kälte und Standhaftigkeit übertraf. Erschöpft ergab er sich in sein Schicksal — aber sein Riesenleib brach in Folge

des dreistündigen Kampfes zusammen, er mußte eine Weile ruhen. Ein Glas frisches Wasser, welches er mit heiserer erlöschender Stimme von der Baronin sich erbat, brachte seine Lebensgeister doch bald wieder in Bewegung und setzte ihn in den Stand, nach Hause zu gehen. Auf dem Wege dahin aber brummte er folgende Worte vor sich hin: Dreitausend Dukaten in einer Verschreibung erhalten, dafür gegeben 1500 Dukaten baar, 100 Dukaten Werth in einem Pferd, 300 Dukaten Sensarie, Summa 1900 Dukaten. Hiervon ab für unwichtige Dukaten 45, bleiben 1855. Diese ab von 3000, bleiben an reinem Gewinn 1145 Dukaten. Da der Graf aber nur 1500 Dukaten erhalten hat, so wird er die ihm noch fehlenden 1500 in vier Wochen von mir begehren und ich gewinne diese Summe noch ein Mal, ohne der Baronin neue Sensarie zu geben. Ich werde also bei diesem Geschäfte innerhalb drei Monaten 2500 Dukaten ungefähr gewonnen haben auf dem Papier. Da nun der Graf in drei Monaten nur 3000 Dukaten zahlen wird können, so werde ich ihm 3000 Dukaten auf drei Monate prolongiren und daher nach Deckung meiner Auslage, mit seinem eigenen Gelde — resp. meinem Gewinn — mit ihm immer wieder neue Geschäfte machen können, und er dürfte mir ungefähr in 18 Monaten nach allmäliger Deckung meiner baaren Auslage und 10 Prozent Interessen circa 24,000 Dukaten schuldig sein, wofür er keinen Heller empfangen

hat!!! Wenn mich anders Gottes Segen nicht verläßt!!!

Mit behendem Schritte eilte Aaron durch die Straßen von Pesth dem entlegensten Stadttheile der Schorokscharer Straße zu. Es war bereits tiefe Nacht geworden, und häufig geschah es schon in dieser Gegend, daß anständig gekleidete Personen hier von Dieben geplündert wurden. Aaron in seiner ärmlichen Kleidung hatte Nichts zu fürchten. Mit 24,000 fl. an baarem Gelde, Banknoten und Wechselbriefen in der Tasche schritt er ruhig und sorglos seiner Hütte zu. Eine schmuzige Spelunke bildete die Wohnung eines Mannes, der ein bedeutendes Vermögen besaß. Eine Frau im groben Kittel, mit einem schmuzigen Kinde auf dem Arme trat ihm an der Schwelle freundlich entgegen, zwei kleine Knaben hüpften im bloßen Hemde um das Ehepaar. Sie streckten die Hände aus und baten um einige Kreuzer. Die Frau aber fragte hastig:

»Nun, Aaron, hast Du das Geschäft gemacht?«

»Ja,« erwiderte der Gemahl mit heiterer Miene, »aber fast hätte mich die Baronin Revaly verführt Dir untreu zu werden.«

»I nu, wenn es Geld bringt, was verschlägt das,« sagte Rahel lachend, »wirst Du doch nicht Rahel verlassen um eine Christin.«

Und zärtlich umschlangen sich die Gatten — sie liebten sich über Alles, nur das Geld über sich!

Eine Wassersuppe, ein Stückchen Käse und ein Krug schlechtes Bier läbte nun den Hausherrn. Obgleich mit einem Gewinn von 1200 Dukaten heimkehrend, vergönnte sich Aaron doch kein besseres Abendbrod. Bald war es gierig verschlungen, dann wurde eine halb zerbrochene alte Tabakspfeife gestopft und nun begann die Abendruhe bei traulichem Gespräch, dessen ausschließendes Thema jeden Tag dasselbe war — das Geld.

Nach wenigen Minuten, während welcher Aaron seinem Weibe über alle Vorgänge des Tages kurzen aber treulichen Bericht erstattete, trat ein Gast in die Stube, welcher allein zuweilen Abwechslung in die einfachen Unterhaltungen der Familie brachte, der junge Israelit Samuel, welcher im Geruche ausnehmender Gelehrsamkeit bei seinem Volke stand, denn er hatte den Talmud in der Ursprache studirt, schrieb für Journale Theaterkritiken und ließ sich dafür von den Schauspielern bezahlen. Auf diese Weise im Genuß einer kleinen Rente, welche niemals stockte, verschmähte Samuel die kleine Schacherindustrie seiner Glaubensgenossen, indem er sich dem Wahne hingab, sein Erwerb sei ein ehrenhafterer als der Handel mit Pferdehäuten, welchen sein Vater betrieb, indem er mit allen Abdeckern des Königreiches in Verbindung stand. In der That hatte er ein sehr unbedeutendes Talent und seine literarische Stellung nur dem Umstande zu danken, daß der Herausgeber des Journals,

für welches er schrieb, immer mit seiner Börse brouillirt war und Samuel als Geldmäkler benutzte. Dieser Umstand verhinderte jedoch nicht, daß Samuel sich für einen großen Mann hielt, über welchen es seiner Meinung nach nur noch zwei größere gab, Heine und Börne, welche er, da sie seiner Nation angehörten, für die größten Geister des Jahrhunderts hielt. Eine Art koordinirte Autorität räumte er übrigens dem Bonmotisten Saphir ein, obgleich er ihm sonst als einem Abtrünnigen vom Glauben Israels nicht sonderlich gewogen war. Im Uebrigen war Samuel einer der ersten Klatscher der Hauptstadt und einer jener kleinen Intriguants, welche unter Schauspielern, Dichtern, Theaterdirektoren, Virtuosen und Journalisten unaufhörlich Hader stiften, um im Streite der verschiedenen Parteien im Trüben zu fischen.

Dieser junge Mann schwärmte für die Idee der Emanzipation des jüdischen Volkes! Er brachte heute einen Aufsatz mit sich, den er über diesen Gegenstand geschrieben hatte, den er die größte Frage des Jahrhunderts nannte, mit dem unerschütterlichen Entschlusse, ihn Aarons Familie vorzulesen, nachdem er mit dem gleichen Vorhaben diesen Abend schon bei drei Familien gescheitert war. Das glücklich beendigte Geschäft hatte nun zum Heile Samuels Aaron in eine so duldsame Stimmung versetzt, daß er sich mit dem geheimen Vorbehalt, dem Reformator mit

einer unvermutheten Ueberraschung aufzuwarten, geduldig seinem unabwendbaren Schicksale ergab und die Vorlesung eines drei Bogen langen Aufsatzes über sich ergehen ließ, ohne den Redner zu unterbrechen. Als nun dieser geendigt hatte und sich in maßloses Selbstlob ergoß — wie die löbliche Gewohnheit der jüdischen Schöngeister ist — war er nicht wenig erschrocken, den Vater Aaron, kalt und ruhig seine Pfeife schmauchend, ihm den Rath ertheilen zu hören, sein kostbares Elaborat ins Feuer zu werfen.

»Wie!« rief Samuel in heiligem Zorne, »muß ich das erleben von einem Manne, der bei allen seinen Genossen in dem Rufe eines echten rechtgläubigen Juden steht, der die Sitten und heiligen Gebräuche seines Volkes mit der größten Strenge beobachtet, gegen alle kirchlichen Neuerungen eifert und in Wort und That ein wahrer Jude ist?«

»Eben deshalb,« sagte Aaron, indem er sich hoch aufrichtete und zu Samuels höchstem Erstaunen ohne allen jüdischen Dialekt im reinsten Hochdeutsch sprach, »eben deshalb, junger Mann, rathe ich Ihnen, Ihr Manuskript zu verbrennen. Eben weil ich ein Jude bin, so steif und fest im Glauben wie selten ein Jude, weil ich unserer Nation ergeben bin, kann ich nicht anders als eine Idee verdammen, welche, wenn sie realisirt würde, den Untergang des ganzen Judenthums in einem Augenblicke herbeiführen müßte, wo

es im Begriffe steht, sich der Weltherrschaft zu bemächtigen.«

Nach dieser Apostrophe nahm Aaron wieder seinen Platz ein und fuhr gelassen erzählend fort:

»Hören Sie, junger Mann, meine Geschichte und lassen Sie sich dieselbe zur Lehre dienen über die wahren Interessen unseres Volks. Ich bin in einem Lande des Nordens geboren, wo aufgeklärte und selbstständige Monarchen zum Verderben unseres Geschlechts den Juden längst bürgerliche Rechte und Freiheiten gewährt haben. Mein Vater, welcher in Rußland sich große Reichthümer erworben, verließ undankbar dieses Land der Intoleranz und machte sich in Preußen ansäßig. Hier suchte er sich nun frei zu machen von allen jüdischen Manieren, machte ein großes Haus und versammelte Personen vom höchsten Range in seinen Zirkeln um sich. Zwar blieb er ein Jude der Konfession nach, aber er ward ein Christ dem Charakter nach. Der Ehrgeiz, diese Seelenkrankheit der Christen, welche über kurz oder lang die Welt in unsere Hände liefert, schlich sich in sein Herz und machte ihn abtrünnig von der Sache des Geldes. Anstatt mich, seinen Sohn, in der schweren Kunst zu unterrichten, der er seinen Reichthum verdankte: in der Kunst, durch Selbstaufopferung, Enthaltsamkeit, Demuth und unersättlichen, nie rastenden Erwerbsfleiß — gemeinhin Habgier genannt — durch Nachtwachen, Fasten und Kasteiungen jeder Art, durch

Hitze und Frost, Hunger und Durst, Schmuz und Elend, Ungeziefer und ekelhaften Aussatz, durch zahllose kleine und große Leiden und Beschwerden, welchen man sich muthig unterwirft, Geld zu erwerben, es zu vermehren und auf Zinsen zu legen, es zu hüten wie sein Leben; statt mich dies zu lehren, wodurch der Jude über dem Christen steht, der sich alle dem nur unterwirft, wenn sein Geld alle geworden, statt wie wir freiwillig, um solches zu gewinnen, verbarg er mir die Wege und Mittel seines Glücks, das Geheimniß seines Reichthums und schämte sich seiner größten Tugenden. Er ließ mich, obwohl in jüdischer Religion, doch nach den Sitten der Christen erziehen, ich erhielt Hofmeister, Tanzlehrer, Fechtmeister, besuchte die Universität, ward graduirt und nahm dann Dienste im Heere, wo ich bald den Rang eines Rittmeisters durch mein Geld erlangte. Mittlerweile aber war das Vermögen meines Vaters gar sehr geschmolzen, er hatte große Summen an hochstehende Personen verliehen, um von der Sonne ihrer Gnade bestrahlt zu werden, er hatte in den Nöthen des Staates aus Patriotismus für das deutsche Volk große Opfer gebracht, er hatte, um die Ehre seines Familiennamens zu retten, einen Bruder mit Aufopferung ungeheurer Summen vor Schande gerettet, er hatte um derselben Ursache willen die bedeutenden Schulden eines Barons gezahlt, welcher meine Schwester verführte, um durch eine Heirath

dem Skandale vorzubeugen — kurz, er hatte aufgehört ein Jude zu sein und wie ein thörichter Christ sein so mühselig errungenes Geld weggeworfen; dazu kamen noch bedeutende Handelsverluste durch Spekulationen, welche mehr auf Ehre berechnet waren als auf Gewinn und Sicherheit, Fallimente großer Häuser, mit welchen mein Vater aus Ehrgeiz in Verbindung stand — kurz, es kam dahin, daß ich eines Tages von meinem Vater einen Brief erhielt, worin er mir schrieb:

»Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Ich zeige Dir an, mein Sohn, daß ich ruinirt bin, mein Haus hat fallirt; um meine Ehre zu retten, habe ich bis auf den letzten Tag gezahlt, wir sind Bettler, Du bist auf Deine Gage angewiesen. Ich danke Gott, daß ich doch durch die Erziehung, welche ich Dir gab, in Dir ein Kapital anlegte, welches Dir reiche Zinsen tragen wird. Nütze es und Gott segne Dich.«

Kurz darauf starb er vor Gram, denn mit seinem Gelde war auch seine Ehre dahin — der unglückliche Mann hatte sein ganzes Vermögen der Ehre geopfert, um sie eben dadurch zu verlieren!

Außer dem Schmerze über das Schicksal meines Vaters berührte mich das Unglück, welches mich getroffen, nicht sonderlich. Stolz vertraute ich meiner Kraft, meinen Fähigkeiten, meinen Kenntnissen. Ein

Streit mit meinen Kameraden, welche nun mich zur Zielscheibe ihres Spottes machten, führte zu einem Duell — ich tödtete meinen Gegner und mußte fliehen. Obwohl mir meine Oberen das Zeugniß gegeben, daß ich der tüchtigste Offizier im Regimente war, mußte ich doch, weil ich arm geworden war, der militärischen Ehrenlaufbahn entsagen. Mein Muth blieb jedoch frisch: ich hatte fast alle wichtigeren Künste und Wissenschaften inne, ich sprach sieben lebendige und drei todte Sprachen, ich war ein geschickter Maler, ein tüchtiger Jurist, ein vollkommener Mathematiker, sogar Arzt und Geburtshelfer. Aber keine von allen meinen Fähigkeiten und Künsten führte zu Brot. Nach zwanzig verschiedenen Versuchen, mein Glück zu machen, erkannte ich, daß Kenntnisse, Verdienste, Fähigkeiten jeder Art nur zu einem mühseligen, kampfvollen, kümmerlichen und beschwerlichen Dasein führen — ohne jenen niedrigen, gemeinen, verachteten Erwerbsgeist, welcher aller dieser Fähigkeiten nicht bedarf. Ich ward überzeugt, daß alle meine Kenntnisse nicht hinreichen würden, mir in meinem ganzen Lebenslaufe auch nur die Hälfte der Summen einzubringen, welche mein Vater daran gewendet, sie mir zu verschaffen. Ich untersuchte, meinen Fähigkeiten mißtrauend, das Schicksal Anderer von anerkannten außerordentlichen geistigen Vorzügen, Kenntnissen, Verdiensten — ich fand überall hinter einem trügerischen Scheine des Wohlstandes,

welcher erhalten werden mußte, Entbehrungen, Kummer, Elend — ja Hunger, indeß Menschen von der oberflächlichsten Bildung durch

Industrie

als große Gelehrte, Staatsmänner, Künstler, Väter des Vaterlandes, Advokaten, Magistratsbeamte, Generale, Ingenieure, Erzpriester, Professoren, Banquiers, Philosophen, Kunstreiter, Akrobaten, Sänger, Tänzer, Virtuosen, Schriftsteller, Wunderdoktoren, Reformatoren, Volksredner, Wanzenvertilger, Traktätchenkrämer, Jesuiten, Publizisten, Zeitungsschreiber, und in tausend anderen Erwerbszweigen figurirten, ich fand unwissende berühmte Gelehrte, mittelmäßige Künstler, seichte Köpfe jeder Art auf dem Forum der öffentlichen Angelegenheiten, geehrt von Volksgunst, Fürstengunst —

Juden

dem Charakter nach, an der Spitze aller mächtigen, großen, einflußreichen und glücklichen Stellungen, indeß wahres Verdienst, große Geister und Charaktere, große Gelehrte und Künstler, verdienstvolle Patrioten und fleißige Handwerker in verborgenem Elende schmachteten, am Hungertuche nagten und ihr Zeitalter und ihren Gott, der sie verlassen hatte, verwünschten.

Da regte sich in mir der Jude und er stand auf in mir, ein Riese, und er sprach zu mir: »Diese Welt gehört meinem Geiste.« Klar, in all seiner

Scheußlichkeit stand der Weltzustand vor meinem Auge.

Diese Welt gehört Dem, der ihre Eitelkeiten verachtet.

Ich warf das Kleid des Hochmuthes von mir und die Ketten des Ehrgeizes. Ich ließ meinen Bart wachsen und warf diesen Kittel über meine Glieder. Was ich hatte, machte ich zu Geld. Einen Bündel auf dem Rücken, einen schlechten Stab in der Hand, machte ich mich auf, ein Land zu suchen, wo die Juden nicht emanzipirt sind. Ich fand es hier, wo man den Geist verachtet, der im Begriffe steht, die Welt zu erobern.

Blicke um dich, Verblendeter, und erkenne die Macht deines Stammes. Die Besitzthümer des Adels sind in unseren, der kleinen verachteten Zahl niedriger Handelsjuden, Händen. Der Handel der Nation ist in unseren Händen; die Industrie von unserem Gelde abhängig; alle großen industriellen Unternehmungen, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Bergwerke in unseren Händen. Die Prozesse werden von unserem Gelde geleitet. Die wichtigsten Magnaten des Reiches sind in unseren Ketten. Der öffentliche Kredit, der Kredit des Staates, des Handels, der Industrie ist in unseren Händen. Die Ernten sind an uns verpfändet, ehe sie eingebracht worden, der Wein am Stocke, die Wolle auf dem Rücken der Schafe sind

unser. Nicht die Christen lassen uns — nein, wir lassen die Christen leben. Wem aber hat unser Stamm diese Macht zu danken? *Nur der Unterdrückung.* Die Schmach hat uns unempfindlich gemacht gegen die lockenden Verführungen des Ehrgeizes. Der Mangel an gesetzlichem Schutz, an Rechten hat uns *schlau* gemacht — wir weichen den Gesetzen aus, wir haben gelernt *Geduld, Ausdauer, Fügsamkeit, Demuth* — die sichersten Mittel zur *Macht.* Der *Druck* hat alle unsere Seelenkräfte verstärkt, die Sklaverei uns die furchtbaren Waffen der List in die Hände gegeben. Von der zartesten Kindheit an werden alle unsere Seelenkräfte durch unausgesetzte Uebung im Kampfe mit der Gewalt, Verachtung, Verfolgung gestählt. Und wir sind, einig unter einander durch gemeinsames unabwendbares Schicksal, desto mächtiger. Schau hingegen auf unsere Verfolger. Während wir alle Tugenden der Enthaltsamkeit, Demuth, Beharrlichkeit, Fleiß besitzen, hat sie die Freiheit *faul, wollüstig, weichlich, eitel, unsittlich, liederlich* und *gottlos* gemacht. Untereinander uneinig, ohne Religion, verfolgen sie sich bitterer als uns. *Ehrgeiz, Verschwendung, Prahlsucht, Eifersucht* auf die nichtigsten Dinge liefern sie in unsere Hände. Um in kostbaren Kleidern einherzugehen, um schöne Pferde und Mätressen zu besitzen, in glänzenden Palästen zu wohnen, um den Glanz ihrer Adelsgeschlech-

ter zu erhalten, überliefern sie uns das Erbe ihrer Väter, die Zukunft ihres Schicksals, das Schicksal ihrer Enkel und alle Schätze dieses reichen Landes. Der Adel, zur Courtoisie erzogen, von hochmüthiger Selbstüberschätzung verblendet, lernt nur Geld ausgeben, nicht sein Eigenthum verwalten. Er verachtet die Industrie, den Handel, die Thätigkeit in der Verwaltung, durch welche er allein sich erhalten könnte gegen den Geist des Zeitalters, der ihn untergräbt. Der Bürgerstand ist armselig, roh, ungebildet, unthätig, der Bauer in den Händen des Edelmanns, der seine Kräfte unterdrückt mit seiner Freiheit.

Bedenke nun, was geschehen würde, wenn man uns emanzipirte! Wir würden in alle Laster und Schwachheiten unserer Unterdrücker verfallen, ihre Sitten annehmen, ihre Tugenden, welche sie arm machen, so gut wie ihre Fehler, welche sie an den Bettelstab bringen. Die Freiheit würde uns weichlich, Rechte würden uns eitel machen. Wir würden öffentliche Pflichten haben, welchen wir Opfer bringen müßten, wir würden Ehre haben, welcher wir opfern müßten, wir würden äußeren Anstand haben, welcher Geld kostet, wir würden Gewohnheiten annehmen, welche theuer sind, wir würden genußsüchtig werden und die Arbeit vernachlässigen, wir würden ein Vaterland haben und ihm Steuern bezahlen müssen, wir würden seinem Schick-

sale unsere Aufmerksamkeit widmen und vom Geschäfte ablenken müssen, von Nichts ausgeschlossen, würden wir am wenigsten von dem ausgeschlossen werden, was uns Beschwerden, Mühen, Ausgaben verursachen müßte. Darum sind wir nur in unserer Knechtschaft frei, nur in unserer Abhängigkeit mächtig, nur in unserem schmählichen Schicksale einig. Jene Ketten, welche uns binden, sind nur eine Täuschung. Jene Schmach, die auf uns liegt, ist nur Schein. Der Gott Israels hat uns mächtiger werden lassen als die Könige der Erde. Ihnen hat er nur Purpur und Kronen gegeben, uns aber die Macht. Das Schicksal der Welt liegt in unseren Händen, und bald ist die Weltherrschaft Nichts mehr als eine einfache Handelsfirma

»Rothschild und Kompagnie.«

Bei diesen Worten stand Aaron voll Ehrfurcht von seinem Sitze auf, nahm sein Käppchen vom Haupte und blickte nach Oben. Samuel aber, voll von jüdischen Hochgefühlen, folgte gläubig und bekehrt seinem Beispiele und betete mit bewegter Stimme nach:

»Rothschild und Kompagnie!!!«

Die Intrigue.

»Nun, Charles,« sagte die Baronin, indem sie dem eben eingetretenen jungen Grafen Clery die Wange zum Kuß darbot, der gar nicht schüchtern sie

unverzüglich umarmte, »wo treiben Sie sich herum? Ich bin ernstlich böse auf Sie. So lange mich in Unruhe und Langeweile zu lassen — es ist nicht zu verantworten. **A vos genoux, scélérat, monstre!**«

»Ach Louise!« antwortete der Graf und warf sich sehr ungenirt in ein Fauteuil, »Dein Mann —«

»Still doch — was fällt Ihnen wieder ein mich zu duzen. Wie leicht wird das zur Gewohnheit, und welch ein Skandal, wenn Sie mich einmal in Gesellschaft mit Du ansprächen!«

»Das wäre in der That sehr lustig,« sagte der Graf schon bei dem Gedanken lachend; »das Lustigste aber wäre, daß Ihr Gemahl vielleicht der Einzige wäre, den es nicht frappirte — bei Gott, er ist ein Muster von einem Gatten des neunzehnten Jahrhunderts, ich glaube, er ist ein heimlicher Kommunist, trotzdem, daß er absolutistische Artikel für die ** Zeitung schreibt und wöchentlich bei den Redemptoristen beichtet. Also daß ich Ihnen erzähle, göttliche Louise, dieser Ihr Herr Gemahl hat mich in diesen Tagen schamlos mißbraucht. Ich habe für ihn zwei Visiten bei großen Herren machen müssen, ein Billet an den B.'schen Gesandten und zwei dicke Depeschen nach Paris schreiben müssen, Alles in seinen Angelegenheiten. Heute endlich hat er mich seines Dienstes entlassen und ich komme, Ihnen Bericht zu erstatten über den Fortgang u n s e r e r Angelegenheiten.«

»Lassen Sie hören — schnell — was wissen Sie

von dem Grafen Drahow, von der Marquise, von der Duchessa Parmegiano — —?«

»Halt, halt, wie soll ich in einem Athem so viele Fragen beantworten! Von jeder dieser Personen könnte ich Ihnen so viel sagen, daß Sie die Geduld verlieren müßten es anzuhören, wenn ich mich nicht auf das Wesentlichste beschränkte. Also die Hauptsache vor allen Dingen — den Grund habe ich endlich ausgeforscht, warum die Marquise Danonville, trotz ihrer auffallenden Begünstigung meiner Person, doch jeder ernstlichen Annäherung aus dem Wege geht. Sie ist verliebt!«

»Verliebt, ei was Sie da sagen,« rief die Baronin erstaunt, »wie ist es möglich, daß mir dies entgangen sein soll. Gewiß und wahrhaftig — ist sie verliebt? **Mais c'est impossible!**«

»**Comme je vous dis** — sie ist verliebt, und rathen Sie in wen?«

»**Si je le pourrais deviner, je l'aurais deviné avant vous!**«

»**C'est Monsieur le Comte Hugo Drahow!**«

»Ah das ist herrlich, göttlich!« rief die Baronin, indem sie aufsprang und das Fauteuil des Grafen umtanzte, dem sie einen Kuß gab, »dann ist ja unsere Sache gewonnen. Das giebt eine köstliche Intrigue, denn wissen Sie, der Graf wird sie nie heirathen.«

»Nicht zu früh gejubelt, Madame, ich habe an-

dere Nachrichten. Die Marquise, zwar ihrem Charakter nach keine **passion vraiement profonde capable**, sucht ihn zwar nur aus **caprice** zu angeln, aber diese **caprice** ist für sie selbst gefährlich, denn man hat Beispiele, daß solche Damen, welche darauf ausgehen Sklaven zu machen, selbst in Gefangenschaft gerathen. Ich könnte auf solche Beispiele mit Fingern zeigen, denn meine schöne intriguante Louise, ist sie nicht auch auf diese **maniére** geworden **un peu mon esclave**?«

Dabei umschlang der Graf die schlanke Taille der jungen Frau und drückte einen Kuß auf ihre entblößten Schultern. Die Baronin aber gab ihm einen leichten Backenstreich, indem sie sagte:

»O Sie eingebildeter Geck, wer sagt Ihnen, daß Sie nicht mein **dupe** sind? Die Baronin Revaly, die geistreichste Frau aller Salons, Sklavin eines so schlechten Subjekts, vielleicht eines entsprungenen Galeerensklaven aus dem Bagno von Lyon, eines solchen Straßenräubers wie Sie sind, Graf, das wäre zu toll. Was bilden Sie sich ein? Weiß ich doch nicht einmal, ob Ihr Stammbaum echt ist, das Einzige, was Sie besitzen außer Ihren bedeutenden Schulden, von welchen ich Ihnen helfen soll. Hätte nicht der Attaché der französischen Gesandtschaft, der vielleicht ein eben so großer Lügner ist wie Sie, für Ihren echten Adel garantirt, Sie würden niemals Zutritt erlangt haben in meinem Salon. Doch

Scherz bei Seite, ich sage Ihnen ja, daß der **Graf** die Marquise nicht will.«

»Und woher vermuthen Sie das, meine schöne Allwissenheit?« fragte der Graf.

»Ecoutez donc, mon ami! Das Gegengift für diese Liebe ist in der Nähe der Marquise selbst. Nicht ihr gelten des Grafen häufige Besuche im Hause der Danonville, sondern ihrer schmachtenden Gesellschafterin, der schönen Madelaine Laurentin. Seine Leidenschaft für dieses Mädchen ist sehr ernstlich, und es *gilt* daher nur, ihr Nahrung zu geben, um die Absichten der Marquise zu zerstören und Ihren Wünschen sie zugänglich zu machen. Ihre Nachricht würde daher schon unseren Sieg entscheiden, wenn ich nur den Charakter des Grafen Drahow näher kennen lernte, wozu ich übrigens alle Aussicht habe, da ihn Graf Michaly zu mir zu bringen versprochen hat. Ich habe diesen leichtsinnigen jungen Menschen ganz in meiner Hand, da ich ihm helfe Schulden zu machen und da ihm Niemand borgt als der Jude Aaron, denn seine Besitzungen stehen unter Vormundschaft und seine Rente reicht nicht hin, seine Verschwendung zu decken.«

»Wie,« sagte der Graf, »und eine so kluge Frau wie Sie vermittelt unter so gefährlichen Umständen Geldgeschäfte? Wie leicht können Sie kompromittirt werden!«

»Nicht so leicht als mit Ihren Geldangelegen-

heiten, mein Lieber, dessen Güter im Monde liegen, denn mich schützt ein Geheimniß, das nur ich allein kenne und das ich mich wohl hüten werde einem anderen Menschen als Aaron, der mir ergeben ist und mit mir theilt, zu offenbaren. Die Duchessa Parmegiano ist nämlich mit dem Grafen gewissermaßen verlobt — sie ist jung, reich und liebt den Grafen wie eine Närrin, er aber ist ein Undankbarer, der seine Freiheit liebt und, so lange er Geld hat, sie nicht opfern wird. Ich habe der Duchessa versprochen, den jungen Sausewind mores zu lehren und in ihre Arme zu führen, sie aber hat mir dagegen versprochen, ihm Alles zu verzeihen und seine Jugendstreiche gut zu machen, id est seine Schulden zu bezahlen. Einstweilen helfe ich ihm welche zu machen, und wenn ich und Aaron genug gewonnen haben und das Maaß voll ist, werde ich leichte Mühe haben, mit Hilfe der Wechsel Aarons den Grafen unter das Joch der Duchessa zu bringen. Es bleibt ihm kein anderes Mittel — denn der alte Graf würde ihn enterben, wenn er wüßte, daß er Schulden hat.«

»Vous êtes dans le diable, Madame!« rief der Graf bewundernd aus, »mais comment est il possible qu'un tel genie comme le votre ne soit pas employé dans les affaires étrangères? Doch wie wollen Sie es anfangen, den Grafen Drahow der Marquise abwendig zu machen?«

»Mein Plan ist reif,« fuhr die Baronesse fort,

indem sie einen ernsten Ton annahm, »er ist sicher, er kann nicht mißlingen, aber er ist — wie soll ich sagen — er ist ein wenig gegen mein Gewissen, wenn ich anders noch eines habe im Umgange mit Leuten Ihres Schlages und meines Gemahls; denn es macht mir bei allem Haß gegen die Marquise, welche gegen mich allein witzig zu sein beliebt, Kummer, einem Roué, wie Sie sind, mon chèr bijou, ein Weib zu opfern wie die Marquise. Es handelt sich — wie der erste Anblick der Sache außer Zweifel setzt — nur darum, die Marquise durch ein recht auffallendes Eclat zu überzeugen und publik zu machen, daß die Aufmerksamkeiten des Grafen Drahow nur dem Fräulein Laurentin gegolten haben. Das wird ihrem Stolze, ihrer Eitelkeit einen solchen Stoß versetzen, daß sie eine mariage par dépit mit Ihnen eingehen wird, um dem Gespötte der haute volée zu entgehen.«

»Allein wie dieses éclat bewirken, köstliche Frau, die Sie meine providence sind, mein Genius, mein Seraph!«

»Man muß den beiden Liebenden Gelegenheit geben, Fortschritte zu machen. Ich kenne den Grafen nicht, aber ich vermuthe, daß er schwerlich geneigt sein wird zu einer ernsten Liaison mit Madelaine Laurentin, einem Fräulein von unbedeutender Familie. Allein er müßte kein Mann des Jahrhunderts sein, wenn er eine gute Gelegenheit,

Fortschritte bei dem Fräulein zu machen, ungenützt vorbeigehen lassen sollte. Bisher hat er es bei zärtlichen Blicken, Blumenspenden, kleinen Aufmerksamkeiten bewenden lassen — es muß zu einer Deklaration kommen. Ist es einmal so weit, dann giebt es ein éclat, wenn er das Fräulein auch nicht heirathet, denn diese Laurentin hat einen Hitzkopf zum Vater, der die Sache nicht gleichgiltig nehmen wird. Der geringste faux pas von Seiten des Grafen, geeignet den Ruf seiner Tochter zu kompromittiren, wird den Vater bestimmen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Sollte es aber nicht dahin kommen, so wird selbst eine glückliche geheime aventure den Grafen gewiß vor der Hand von allen Heirathsgedanken abbringen. Auf dem nächsten Ball bei mir wird die Sache zur Entscheidung kommen, ich werde dafür sorgen, daß die beiden Liebenden einander ohne Zeugen sprechen und die Marquise Alles erfährt.«

»Himmlische Louise, vous êtes adorable!«

»Da nun aber die Sachen so weit gediehen sind,« fuhr die Baronin fort, indem sie eine nachdenkende Miene annahm, »so werden Sie einsehen, mein lieber Charles, daß es Zeit ist unsere beiderseitigen Interessen zu ordnen. Wenn Alles gut geht, so sind Sie in vier Wochen erklärter Bräutigam der Marquise. In diesem Falle aber werden Sie sich Ihrer Freundin erinnern und der Opfer, welche sie Ihrem Interesse gebracht hat.«

Während sie diese Worte sprach, erhob sie sich vom Divan und öffnete eine Chatoulle, woraus sie ein Dokument nahm. Sie überreichte es dem Grafen.

»Nehmen Sie und lesen Sie!«

Neugierig ergriff der Graf das Blatt und las:

»Ich Endesunterzeichneter verpflichte mich hierdurch in aller Form Rechtens, der Frau Baronin Louise von Revaly oder ihrem Bevollmächtigten die ihr schuldigen 20,000 Dukaten, sage Zwanzigtausend Dukaten, drei Monate a dato unverweigerlich zu bezahlen, begebe mich aller Ausflüchte und Einwendungen und unterwerfe mich bezüglich dieser Forderung dem österreichischen Wechselrechte.«

»**Mais c'est bien drôle,**« sagte der Graf lachend, »ich bin Ihnen ja diese enorme Summe nicht schuldig.«

»Jetzt nicht,« erwiderte die Baronin, »aber ich hoffe in drei Monaten. Oder glauben Sie, mein liebes Herz, ich werde umsonst und für Nichts zu Ihrem Besten eine so gefährliche Rolle spielen, wobei meine Reputation auf dem Spiele steht?«

»Aber ich bin ja noch nicht der Gemahl der Marquise, und was nützt Ihnen eine Schuldverschreibung von mir, der Nichts besitzt, über 20,000 Dukaten?«

»Allerdings Nichts, so lange Sie nicht der Gemahl der Marquise sind — aber dann wird Sie ein

dot von 100,000 Dukaten wohl in den Stand setzen, diese Kleinigkeit zu bezahlen.«

»Nein, meine Beste, ich müßte mehr als leichtsinnig sein, eine so ungeheure Verpflichtung ohne alle Bedingung auf mich zu nehmen. Setzen Sie die Bedingung in das Dokument, welche die Natur der Sache erfordert, und ich unterzeichne mit Vergnügen.«

»Nach Belieben!« sagte die Baronin und machte Miene das Papier zu zerreißen, »von Bedingungen kann keine Rede sein, denn sie würden die Rechtskraft des Dokumentes schwächen und mich einem Prozeß aussetzen, wobei ich unabsehbares Skandal zu erwarten hätte. Wenn Sie nicht unbedingt unterzeichnen, so bedaure ich, Sie nicht länger vor der Unannehmlichkeit eines Schuldenarrestes bewahren zu können, denn Aaron will nicht länger warten auf seine 1000 Dukaten, welche er Ihnen auf mein Fürwort geliehen.«

Ohne ein Wort zu erwidern ergriff der Graf eine bereit liegende Feder und unterzeichnete:

Charles Graf von Clery.

»**Eh bien — êtes vous content maintenant, belle despote?**«

»**Parfaitement — ainsi c'est fini!**«

Rasch aufstehend seufzte sie tief auf. Unwillkürlich legte sie die Hand auf ihr klopfendes Herz, denn sie fühlte in demselben einen krampfhaften Schmerz. Es waren die letzten Zuckungen eines verscheidenden

Gewissens. Empfänglich für alle besseren Regungen des Herzens empfand diese merkwürdige Frau alle Skrupel eines zarten Gewissens. Weich und empfindsam von Gemüth war sie doch die Sklavin einer despotischen Verstandeskraft. Aber sie litt bei jeder schlechten Handlung, welche sie beging, und gab sich jedesmal schonungslos, gleichsam zur Buße, ihrem Schmerze hin. Der Baron, welcher diese Aufwallung bemerkte, aber ihre Ursache nicht begriff, faßte sie mit erheuchelter Besorgniß bei der Hand:

»**Mais vous êtes indisposée, mon ange — est il possible que vous êtes fâchée contre moi?**«

»**Point de tout,**« erwiderte Louise, »**ça passe —**« aber überwältigt von ihren Gefühlen warf sie sich weinend in die Kissen des Sopha's. In dem Augenblicke begann eine im Boudoir stehende alte Spieluhr zu schlagen und eine schwermüthige Weise zu spielen. Es war ein Erbstück ihres redlichen wackern Vaters — die Erinnerungen an ihre schuldlose Kindheit stürmten mit aller Gewalt auf ihr Gemüth ein. Sie sank auf ihre Kniee und faltete betend die Hände.

»Verzeihung, Barmherzigkeit, mein guter Vater!« schrie schluchzend das unglückselige Weib mit herzzerreißender Stimme. Fort und fort klagten die Töne — Engel schienen zu wehklagen über eine verlorene Seele. Verblüfft, betroffen beobachtete der Graf die Leidende, ohne es zu wagen den feierlichen Moment eines poetischen Zufalls zu stören. Nach

und nach verklang die Musik, öde Stille folgte darauf. Bleich und verstört erhob sich die Baronin wieder, faltete das Papier kalt zusammen und legte es in die Chatoulle.

»Es ist umsonst, mein Loos ist gefallen,« sagte sie tonlos. »Fort mit jeder Schwachheit — es ist keine Rückkehr möglich.«

»**Mais pour l'amour de Dieu**, was soll das bedeuten?« begann der Graf.

»Nichts für Sie,« erwiderte Louise, indem sie ihr ganz in Thränen gebadetes Gesicht abtrocknete, »Alles für mich.«

»**Sacristie vous êtes une drôle de femmes — vous succombez à un accés de remords. Mais ce n'est pas de votre philosophie!**«

»Ja ich gestehe meine Schwäche,« antwortete die Dame, »es macht mir Gewissenspein, die Marquise Ihnen zu opfern. Sie werden sie unglücklich machen, denn Sie sind ihrer nicht würdig.«

»**Mais savez vous que c'est bien impertinent!**«

»Wie es Ihnen beliebt, Herr Graf. Mein Gewissen ist gegen mich selbst so barbarisch schonungslos, daß ich der Schonung Anderer wohl entsagen muß. Ach, Charles, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich zuweilen bin durch meine Zweifel. Wie, wenn diese Philosophie des Jahrhunderts, welche uns Alles zu erlauben scheint, dennoch ein Irrthum wäre? Wenn uns das Glück täuschte, welches sie

uns vorspiegelt? Wenn wir dennoch Nichts wären als gemeine Verbrecher, bestimmt, Andere elend zu machen und selbst elend zu sein? Wenn es dennoch eine Nemesis gäbe, welche unsere Religion der Selbstsucht Lügen strafte? Es wäre schrecklich!«

»**Vous êtes donc fanatisée par les Jesuites? Mort de ma vie, je ne vous connais pas!** Ist das Ihr **esprit fort? Allez donc, vous n'êtes pas raisonnable.** Sind nicht die größten Geister des **siècle** Bürgen für unsere Religion der Vernunft? Sind nicht Alle unglücklich, welche ihr nicht folgen?«

»Mag sein, aber ich gestehe, ich beneide diese Unglücklichen um jene himmlische Seelenruhe, welche ihre Leiden zu mildern scheint, um jenes ruhige Bewußtsein, das ihnen alle Entbehrungen erträglich macht. Ich meines Theils kann mich meines Glückes nicht freuen — es giebt Stunden, wo ich mein Dasein verwünsche. Freilich Ihr kurzer Verstand wird das nicht begreifen.«

»**C'est la faute de votre éducation, croyez moi,**« sagte der Franzose. »Man hat Ihnen in der Kindheit Vorurtheile beigebracht, von welchen Sie sich nicht völlig trennen können, ich **pour ma part**, ich kenne und begreife Ihre Leiden nicht.«

Und indem er sich kurz empfahl, nahm er seinen Hut, setzte ihn vor dem Spiegel zurecht, küßte der Dame galant die Hand und tanzte zur Thüre hin-

aus, indem er die Chanson »**le bon Dieu**« von Beranger vor sich hinträllerte.

Philosophie des Teufels.

Im elegantesten Ballkostüme saßen die dem Hause näher bekannten weiblichen Gäste der Baronin in einem kleinen Salon um einen kleinen Tisch von Marmor, worauf ein kostbares Theegeschirr von großem Werthe stand. Es waren meist verheirathete Frauen aus den höheren Ständen, die Frau eines Präsidenten, Gräfin Lory, Ihre Exzellenz die Frau Generalin von Bolosz-André, die Duchessa Parmegiano, Madame Emilie von Giulano, die Frau eines angesehenen Advokaten und Landtafelbeisitzers, endlich Madelaine Laurentin, Tochter eines armen Lieutenants aus bürgerlicher Familie, die Gesellschaftsdame der Marquise von Danonville, Tochter eines französischen Exministers der Bourbonen, welcher man die Ehre, an den Gesellschaften Antheil zu nehmen, vergönnte, weil sie ein Liebling der Marquise und sehr geistreich war. Das Gespräch drehte sich wie gewöhnlich um Liebesintriguen, um die neuesten Opfer der Unklugheit, welche sich der Medisance ans Messer geliefert hatten, denn nicht die Schlimmsten der heutigen Gesellschaft sind es, welche dem grausamen Schicksale einer prostituirenden Fama verfallen, sondern meist nur Unbesonnene, welche die Regeln

der Weltklugheit außer Acht lassen, welche allein noch über dies demoralisirte Zeitalter den Schein der Grundsätze und der Moral verbreiten. Die zügellose Unsittlichkeit aber verbirgt sich unter dem Deckmantel des äußeren Anstandes, welcher Entartungen der menschlichen Natur umhüllt, »wovon sich unsere Philosophen Nichts träumen lassen.«

»A propos, haben Sie schon gehört,« sagte die Baronin, indem sie Thee den Damen servirte, »die Baronesse Marosch-Ujhely lebt ganz öffentlich in einer mariage de conscience mit dem Obersten Schelesta, obgleich er, wie man sagt, in Polen verheirathet und von seiner Frau noch nicht geschieden ist.«

»Ja, es ist eine Thatsache,« antwortete Ihre Erzellenz, »er ist erst gestern mit ihr öffentlich ausgefahren — quel horreur! Diese Ungenirtheit der leichtsinnigsten Verhältnisse greift auf erstaunliche Weise um sich.«

»Uebrigens,« sagte Frau von Bolosz, »ist das Verhältniß wohl zu entschuldigen. Der Oberst lebt seit sechs Jahren entfernt von seiner Frau, welche ihn böslich verlassen hat, um mit einem Maler in der Welt herumzureisen.«

»Sie haben Recht sich der Liebenden anzunehmen,« sagte die Baronin, »c'est bien aimable — man muß nie die Menschen verdammen, welche ihrem Herzen folgen und dem strengen Urtheile der Welt trotzen. Es liegt eine heroische Romantik in

solchen Verhältnissen. Am Ende sind wir ja doch über die Zeiten hinaus, wo man solche Verhältnisse absolut sträflich fand — sie sind nur Taktlosigkeiten, Sünden gegen die Wohlanständigkeit.«

»Da haben wir wieder die Philosophie,« strafte Ihre Exzellenz, lächelnd mit dem Finger drohend, »nehmen Sie sich in Acht, Baronin, Ihre Grundsätze könnten Sie leicht in den Verdacht bringen, daß Sie nach ihnen zu leben wünschten.«

In dem Augenblicke trat der Graf Szent Michaly ein und begrüßte die Damen mit graziösem Anstande. Die Baronin stand auf, ihn zu bewillkommnen, bat bei den Damen auf einige Momente um Entschuldigung, indem sie halbleise scherzend sagte: »Sieh da, Ihre Exzellenz hat Ihre Bemerkung gerade rechtzeitig gemacht, denn da kommt eben mein Seladon. Ich habe mit ihm eine zärtliche Angelegenheit zu besprechen und stehe sogleich wieder zu Befehl. Lassen Sie mich aber ja nicht aus den Augen, meine Damen, denn ach! das weibliche Herz ist so schwach und der Graf ist so verführerisch.«

Lachend hüpfte sie davon und trat mit dem Grafen in eine Fensterbrüstung.

»Er wird kommen!« sagte der Graf, »aber ich habe ihm Etwas versprechen müssen, was Sie nicht so grausam sein werden ihm zu versagen.«

»Das wäre?«

»Den Schlüssel zum Rosenkabinet!«

»**Vous êtes donc fou** — was fällt Ihnen ein, in einem ehrbaren Hause der Frau eines Kavaliers ein solches Ansinnen zu machen,« sagte die Baronin entrüstet.

»Mein Himmel, was sollte ich denn thun? Sie wissen, der Graf haßt alle Gesellschaften, findet sie alle langweilig, abscheulich, ich konnte ihn nur durch dieses Versprechen bewegen zu kommen. Sein Sie doch kein Kind, geben Sie mir den Schlüssel.«

»Nimmermehr, und wagen Sie es nie wieder, eine so unziemliche Zumuthung der Frau Baronin von Revaly zu machen, oder verschonen Sie mich mit Ihren Besuchen. **Quelle impertinence** — das Haus einer Dame ein Platz für Rendezvous unter vier Augen in Folge von Verabredung.«

Die Entrüstung, womit sie dies sagte, war aufrichtig, denn erstens lag es nicht in ihrer Berechnung, dem Grafen Gelegenheit zu rapiden Fortschritten zu machen, indem sie die Gefahren für die Ehre ihres Hauses erwog, dann aber fühlte sie für die sanfte, ihr sehr ergebene Madelaine Laurentin doch so viel Theilnahme, um sie nicht zwecklos aufzuopfern, wenn sie ihre Absichten erreichen konnte, ohne es zu thun. Es genügte vor der Hand, dem Grafen sie näher zu bringen.

»Auf Wiedersehen, Graf, wenn der Ball begonnen hat;« und zur Gesellschaft zurückkehrend fuhr sie fort zu scherzen: »Denken Sie sich, meine Damen,

den affront — ich wollte dem Grafen ein Rendez-vous geben, er hat es ausgeschlagen.«

»O Sie Verleumderin,« entgegnete St. Michaly, »eines so schwarzen Undanks wäre selbst der Papst unfähig.«

Die ziemliche Freiheit zu scherzen wurde keineswegs mißfällig aufgenommen, die Damen waren vielmehr sehr belustigt; nur Madelaine Laurentin sah mißmuthig vor sich hin und fühlte sich sehr unbehaglich. Dieses sittsame schwärmerische Mädchen war von den liebenswürdigen Manieren der Baronesse bestochen, aber sie fühlte keine Sympathie mit ihrem frivolen Benehmen und noch frivoleren Grundsätzen, welche sie aus dem Schachte der Romane von Paul de Kock schöpfte. Indessen war der Baronesse heutiges Betragen ganz allein auf sie berechnet, und es galt ihr gerade heute mehr als je, die strengen Grundsätze des Fräuleins zu erschüttern, da sie wenigstens dadurch zu bewirken hoffte, daß Madelaine den Grafen nicht durch zu abstoßende Prüderie aller Hoffnungen berauben werde.

»Doch um auf die rigorose Bemerkung Ihrer Exzellenz zurückzukommen und ein Thema fortzusetzen, welches uns gewiß Alle interessirt, so erlaube ich mir zu bemerken, daß nach der strengen Erziehung, welche ich genossen, nach den Begriffen von Sitte und Anstand, Frauenpflicht und Ehre, welche mir eingeimpft wurden, ich wohl niemals und unter keinerlei Umständen

veranlaßt werden könnte, andere Lebensgewohnheiten als die jeder Dame von Stande anzunehmen. Allein es handelt sich hier nur um Theorien, um das Urtheil über Andere, und da muß ich gestehen, daß ich in dieser Beziehung ziemlich freie Grundsätze habe. Unsere sozialen Verhältnisse sind so beschaffen, daß nur wenige Frauen gleich uns das Glück haben, die Neigungen ihrer Herzen, die Grundsätze strenger Moral, die Vorurtheile, welche durch Jahrtausende geheiligt sind, mit allen äußeren Interessen in Einklang zu bringen. Die meisten Frauenzimmer dieses Zeitalters sind genöthigt, eine oder die andere Bedingung einer vollkommen glücklichen Lage zu opfern, entweder jene Grundsätze und Vorurtheile oder ihre Interessen aufzugeben. Und in Bezug auf das Schicksal dieser Mehrzahl kann ich mich nicht zu der Härte entschließen, diejenigen zu verdammen, welche diese Grundsätze und Vorurtheile den Gefühlen ihres Herzens, ja selbst auch nur äußeren Vortheilen zum Opfer bringen.«

»Sein Sie behutsam,« wendete die Exzellenz ein, »man könnte Ihre Worte leicht als eine Schutzrede auf die Prostitution auslegen.«

»Keineswegs, meine Gnädige, denn es gehört wohl zu den wichtigsten Interessen des Frauenzimmers, nicht der Schmach und dem moralischen Elende zu verfallen. Diese Interessen nimmt aber meine Philosophie gerade in Schutz — denn meine

Philosophie ist nicht nur eine moralische, sondern auch eine Philosophie der Weltklugheit. Niemals werde ich jene Unglücklichen rechtfertigen, welche ihren eigenen Vortheil, ihre Ehre vernachlässigen. Es ist in meinen Augen ein Verbrechen, unweise zu handeln, wenn man auch in seinem Rechte ist. Man verletzt dadurch die heiligsten Pflichten gegen sich selbst. Allein ich gestehe nicht minder, daß ich es für ein angebornes Recht des weiblichen Geschlechts halte, über sich selbst, über alle Geschenke der Natur zu verfügen, unbedingt über das Eigenthum seines Selbst zu schalten, wenn man sich dadurch Lebensglück und Gemüthsruhe sichern kann. Alle Güter dieser Erde sind in den Händen unserer Tyrannen, des männlichen Geschlechts — wir haben Nichts als unsere Reize, unsere Herzen — von diesem Kapital müssen wir unseren Lebenshaushalt bestreiten. Wie, und wir sollten all unser Gut, alle unsere Besitzthümer alten Vorurtheilen hinopfern oder selbst romantischen Leidenschaften? Wie, wir sollten, weil wir in besseren Verhältnissen geboren sind, alle jene unserer Schwestern verdammen, welche, um grausamen Pflichten zu gehorchen oder einer romantischen Idee, so klug sind, nicht sich dem Elende, der Armuth, der Niedrigkeit und Freudlosigkeit zu opfern? Nimmermehr. Ich glaube an die Freiheit des Weibes, eben so wie die Männer einen Preis auf seinen Werth zu legen. Ich werde niemals ein

Mädchen verdammen, welche selbst einen Geliebten, der ihr Nichts bieten kann als eine Hütte mit dem Gefolge des bittersten Familienelends, aufopfert, um einem Manne sich hinzugeben, der sie nicht liebt, der ihr weder die Ehren einer Frau noch die Glückseligkeit eines Seeleneinverständnisses bieten kann, wenn er sie nur der Armuth, der Abhängigkeit und Dienstbarkeit und der Nahrungssorge entreißt. Die geistreichsten Schriftsteller des Jahrhunderts, nicht nur die George Sand, nein, Männer sind so gerecht, meiner Meinung zu sein, dem Weibe das Naturrecht ihrer Selbstständigkeit einzugestehen, das **habeas corpus** der neuern Philosophie, das Recht, seinen Gefühlen zu folgen oder sie zu verleugnen, je nachdem es die Gebote der Nothwendigkeit und Selbstliebe erfordern, und namentlich in unserem Zeitalter, wo die Männer der wahren Liebe kein Opfer bringen, sondern nur dem Vergnügen, auch den Männern Nichts zu opfern, sondern für das Glück, welches sie gewähren, Preise zu fordern und dieses Glück nicht selbstmörderisch zu verschenken um ungeliebte Tyrannen oder Männer des Herzens, welche ihre Liebe nur auf Stroh und das steinerne Kopfkissen der Noth betten können.«

Die Baronin hielt ein und sandte beobachtende Blicke umher, den Eindruck ihrer Rede zu ergründen. Besonders aufmerksam, ja mit einer sichtbaren Angst betrachtete sie Madelaine, auf deren Verstand und

Gemüth ihre Ergießung besonders berechnet war. Diese hatte ihre Augen niedergeschlagen und war erröthet — zuweilen machte sie eine unruhige Bewegung, als wollte sie aufstehen, aber die Regeln des Anstandes erlaubten es nicht.

»Das ist endlich pure Humanität,« sagte Michaly; »meine Gnädige, ich bewundere Ihren Geist eben so sehr als Ihren Eifer für Ihr Geschlecht.«

»Es ist etwas Wahres in Ihrer Ansicht,« sagte Ihre Exzellenz, indem sie eine Prise nahm, »obwohl sie ein wenig gottlos ist.«

»Ich finde sie im Gegentheil sogar menschenfreundlich,« sagte Frau von Bolosz, »nur widersprechen ihr zu sehr die Sitten des Zeitalters.«

»Was mich betrifft,« sagte die Duchessa, »so glaube ich, daß es der Baronin nicht ganz Ernst damit ist; sie will uns nur auf die Probe stellen, da sie selbst sehr streng nach dem Anstande lebt.«

»Und Sie, mein Fräulein,« sagte die Baronin zu Madelaine gewendet, indem sie ihr den Blick eines Falken zuwarf, »was sagen Sie?«

»Ich bin der Meinung der Duchessa,« erwiderte Madelaine, verlegen ihre Indignation bemeisternd.

»Das genügt mir nicht, mein Engel,« fuhr die Baronin fort in sie zu dringen, »Sie, das einzige Mädchen in der Gesellschaft, müssen sich positiv erklären, denn es ist uns Allen sehr interessant, Ihre Meinung zu erfahren.«

»Ja wohl uns Allen,« riefen die Frauen unisono neugierig, da sie wohl einander so gut kannten, um zu wissen, daß sie Alle längst nach der Philosophie der Baronin gelebt hatten.

»Nun denn, wenn Sie es durchaus wissen wollen,« sagte Madelaine erglühend in frommem Zorn, »ich finde diese Philosophie verrucht, abscheulich, sie ist die Philosophie des Teufels, und keine ehrbare Frau kann sie adoptiren.«

Die Baronin warf einen wüthenden Blick auf sie: »Soll ich das so verstehen, mein Fräulein, daß Sie mich für keine ehrbare Frau halten?«

»Wenn diese Philosophie wirklich die Ihrige wäre — nein,« antwortete Madelaine entschlossen und bestimmt. Schadenfroh wechselten die Frauen unter sich bedeutende Blicke. Wie froh waren sie, daß Sie nicht so unklug wie die Baronin ihre Grundsätze verrathen hatten. Die Baronin fühlte tief die erlittene Schmach. Solche Beschimpfung forderte Rache — eine schreckliche Rache. Ihr Beschluß stand fest. Sie kannte das weibliche Herz, die Schwachheit der Sinne. »Wohlan denn,« dachte sie mit teuflischer Bosheit, »so erprobe denn deine strengen Grundsätze an dem Feuer der Leidenschaft!« In einer Sekunde, während welcher Madelaine aufgestanden war, berechnete sie, wie gefährlich die Szene ihrem Plane hätte werden können. Ihre Klugheit hatte eine vollständige Niederlage erlitten. Wie alle kalten Ver-

standesmenschen hatte sie zu sehr auf die Schärfe ihrer Beweisführung und Ueberredung gebaut, aber nicht berechnet, daß Argumentationen dieser Natur sich selbst entkräften, indem sie das feinfühlende Herz verletzen. Sie erkannte ihren Fehler und hatte schnell eine Kriegslist erfunden, sich den spöttischen Blicken und der üblen Nachrede der Frauen, sowie der Gefahr des Unwillens Madelainens zu entziehen. Gleichsam hingerissen von Bewunderung stürzte sie auf Madelainen zu und umarmte sie mit Inbrunst.

»Engel,« sagte sie, »wußte ich doch, diese tugendhafte Seele würde meine Ironie begreifen. Ja, theures Mädchen, ich verabscheue wie Du diese Philosophie des Teufels, welche aber dennoch die des Zeitalters ist; ich wollte nur Deiner Tugend Gelegenheit geben, sich in ihrem glänzendsten Lichte zu zeigen. Dein Werth ist zu wenig erkannt — es geschah nur aus Liebe zu Dir.«

»Liebe, gute Baronin,« sagte Madelaine, indem sie ihre Freundin umarmte, »wie froh bin ich, daß Sie nicht so denken — ich hätte Sie ja nicht mehr lieben können.«

Verblüfft sahen sich die Damen unter einander an, um ihre Gedanken gegenseitig zu errathen. Der Graf hatte sich abgewendet, um ein Gelächter zu unterdrücken.

»Und nun, Mesdames,« sagte die Baronin, »habe ich Sie nicht gut unterhalten?«

»Köstlich«, antworteten Alle, indem sie sich in Lobeserhebungen ihres Geistes ergossen.

»Nun, s'il vous plait, wollen wir in den Tanzsaal gehen, die Musik hat bereits begonnen.« Bei diesen Worten ergriff sie die Hand des Grafen, wie um ihm den Arm zu reichen, indem sie hastig ihm zuflüsterte: »Hier ist der Schlüssel — aber keine Unbesonnenheit!«

Fröhlich verließ die Gesellschaft den Saal.

Das Rosenkabinet.

Ungefähr eine halbe Stunde später erschien Herr Graf Hugo Drahow im Ballsaale. Man tanzte eben die Polonaise, und die Ankunft des Grafen ward nur von Saint Michaly bemerkt, der ihn erwartete. Er eilte ihm sogleich mit glückverkündender, triumphirender Miene entgegen und zog ihn bei Seite. »Glücklicher Bursche,« sagte er zu ihm, »sie ist da und Alles ist vorbereitet. Hier ist der Schlüssel zu dem Kabinete — Teufel! ich bin ganz Neid und Eifersucht. Ist das ein Mädchen, corpo della madonna — bei Gott, sie ist zwanzig Mal schöner als meine Bäckerstochter.«

Hastig ergriff Hugo den Schlüssel und konnte kaum Athem holen vor innerer Bewegung.

»Aber nimm Dich in Acht, Bruder,« fuhr St. Michaly fort, »um's Himmels willen sei behutsam, denn wenn das Mädchen nicht eine noch größere Ko-

mödiantin ist als die Baronin, so ist sie unschuldig wie eine Madonna. Du kannst von Glück sagen, wenn Du reussirst.«

»Laß das — ich will sie nur sprechen, aber sage mir, wo ist das Kabinet?«

»Dort in der Ecke siehst Du einen mit Blumen garnirten Gang. Links hinter dem Orangebaum ist eine Thür; diese mußt Du früher öffnen, denn Dein Täubchen würde wohl schwerlich in die Falle gehen, wenn Du erst die Thür aufschließen müßtest. Sie muß sie weit offen finden. Die Thür ist so eingerichtet, daß sie von innen in das Schloß fällt. Das ist sehr wichtig, mein Sohn, denn in solchen kritischen Augenblicken ist es sehr riskirt, eine Thür zu verriegeln. Die Angeln bewegen sich geräuschlos in Federn, so daß Du einen Stuhl vor die Thür stellen mußt, um sie offen zu halten. Beim Eintritt mußt Du, da der Eingang schmal ist, den Stuhl wegrücken, worauf die Thür zufällt und Dein Täubchen gefangen ist. Du siehst, wir befinden uns hier unter dem Einfluß einer sehr weisen Liebesvorsehung. Eh bien — mache Deine Sachen klug — Adieu!«

»Halt,« rief ihm Hugo nach, »noch Eins: Du giebst mir Dein Ehrenwort als Kavalier, daß Du die Ehre dieser Dame nicht Deiner leichtsinnigen Zunge opferst.«

»Mein Ehrenwort — da hast Du es. Es müßte

mir nicht lieb sein, ein so reizendes Asyl wie dieses himmlische Kabinet mir selbst zu erhalten, wenn ich je plaudern könnte.«

Mit einem Händedruck verabschiedeten sich die Freunde und folgten jeder der Spur ihrer zärtlichen Abenteuer. Bald hatten sich die Liebenden gefunden. Mit pochendem Herzen und erröthend sah Madelaine den Grafen sich ihr nähern.

»Wie glücklich bin ich,« sagte Hugo mit bewegter Stimme, »Sie hier zu finden.«

»Auch ich bin wahrhaft erfreut,« erwiderte Madelaine aufathmend, »es ist mir eine angenehme Ueberraschung, denn ich dachte Sie nicht hier zu finden.«

Eine höfliche Einladung zu einer Promenade im Blumengange ward unbefangen angenommen, und mit elektrischem Vergnügen fühlte im nächsten Augenblicke der Graf die zarte Hand des Fräuleins gewichtlos wie ein Lilienstengel auf seinem Arme ruhen. Lange gingen sie schweigend nebeneinander, beschäftigt mit den Bewegungen ihrer Gefühle, in stillem Genuß ihres beiderseitigen Glücks. Denn obwohl noch keine Erklärung stattgefunden, waren sie sich Beide schon längst theuer. In Gesellschaften unterhielt sich der Graf immer am liebsten mit ihr — und sie war eben so glücklich ihn zu hören und zu ihm zu sprechen. Freilich wohl, wenn Graf Hugo nicht bei ihr war, so empfand er statt der edleren Gefühle, welche sie ihm einflößte, nur eine auf Sinnenerregung beruhende

Sehnsucht nach ihr. Aber in ihrer Nähe flößte sie ihm eine Art von Anbetung ein. So auch heute. Hundertmal hatte er sich vorgenommen, jene Fortschritte bei ihr zu machen durch die gewöhnlichen Künste der Courtoisie und der planmäßigen Verführung, aber immer blieb er in ihrer Nähe gut, edel, wahr und liebend — so mächtig ist der Zauber einer tugendhaften Seele. Er hatte sich für diesen Abend einen reizenden Verführungsplan entworfen, allein es ging wie sonst — er sprach Dinge, welche er nicht sagen wollte, er erschloß sein Inneres in einer Weise, welche er nicht beabsichtigte, und näherte sich eben dadurch und die Gewalt wahrhafter Empfindungen — welche nur insofern eine Täuschung waren, als sie nicht bleibend waren — dem Ziele seiner Wünsche. Er täuschte ohne die Absicht der Täuschung, er sprach wahr und glaubte zu lügen, und log, indem er glaubte wahr zu sein. Aber dieser Dualismus seiner Seele verschwand, so lange er im Bereiche ihres Zauberkreises war — er war was er schien, und schien, was er war, doch nicht länger, als bis er den magnetischen Kreis verlassen hatte, innerhalb dessen die Zauberin ihn in ein ihr ähnliches Wesen umwandelte.

O wer es doch vermöchte, Einigkeit in dies von Widersprüchen gepeinigte Menschenherz zu bringen, er würde vieles Unheil dieses Zeitalters verhüten!

Selten sind zwei Seelen einander so ähnlich,

wie die Hugo's und seiner Geliebten — und doch welche Abgründe lagen zwischen ihnen! Selten treten solche Kontraste zwischen zwei Charaktere — und doch wie waren sie Eins und Dasselbe!

Graf Hugo dachte nicht einen Augenblick daran, dieses Mädchen zu seiner Frau zu machen. Er liebte seine Freiheit zu sehr und den wüsten Lebenswandel dieser Freiheit — welche alljährlich die Hälfte des weiblichen Nachwuchses ins Verderben reißt — welche von dem moralischen Verderben zahlloser Unglücklicher, von ihrem Elende, ihrer Armuth, von der Schande der gefallenen Jungfrauen und der Verzweiflung hilfloser Waisen ihre Genüsse bezieht. Er war dieser Genüsse zu sehr gewohnt, um nicht zu begreifen, er würde ein Weib elend machen — seltsame unbegreifliche Skrupel der modernen Gewissenhaftigkeit, welche zu ehrlich ist, einem Weibe die Kränkungen der sexuellen Leidenschaften zuzufügen, aber nicht ansteht, jedes sich ihm und seiner Laune darbietende Opfer auf Minuten willkommen zu heißen, um diese Opfer — ohne Zahl — ein ganzes Leben lang sich selbst zu überlassen! Er nahm sich vor, Madelainen nicht zu betrügen, ihr keine Versprechungen zu machen, keine Liebe zu heucheln — und doch Alles, was er sprach, athmete eine Leidenschaft ohne Grenzen, gab jedem unbedingten Vertrauen Raum, enthielt die größten und heiligsten Verheißungen. Es waren Schwüre und unwillkürliche Ergießungen, es war

ein Austausch der Seelen, es waren überzeugende Leidenschaftsausbrüche, welche keinen Zweifel zuließen. Denn so verrucht ist keine Menschenzunge, um so die Lüge in Wahrheit umzuwandeln, daß selbst ein Bösewicht zu glauben anfinge. So ist nur die Wahrheit.

Beschäftigt mit einem innern Kampfe fand Hugo noch immer keine Worte. Er fühlte, daß er ein Anderer sei, als der er gekommen.

»Wissen Sie, Madelaine,« sagte er endlich, »daß ich sehr unglücklich bin? Können Sie das glauben und begreifen?«

Madelaine schwieg einen Augenblick, dann sagte sie leise aber bestimmt:

»Seltsam, daß uns, wie schon so oft, stets ein und derselbe Gedanke beschäftigt. Ich dachte eben daran, denn ich glaube es nicht nur, ich weiß es, daß Sie unglücklich sind.«

»Wie — das ist unmöglich,« sagte Hugo, »und wenn Sie es wüßten, wie könnten Sie es mir erklären?«

»Wie wäre es schicklich für mich, Herr Graf, mich so weit mit Ihrem Schicksale zu beschäftigen! Sie wissen, ich bin wahr und offen — aber wie könnte ich mir eine Vertraulichkeit gegen Sie verzeihen, welche nur — einer Schwester zukäme. Kommen Sie, Herr Graf — diese Gespräche taugen nicht in einen Tanzsaal, man ordnet die Quadrille.«

Ohne ein Wort zu erwidern lud er sie ein,

Antheil zu nehmen an dem allgemeinen Vergnügen. Welche Fortschritte die Leidenschaften in der schweigsamen Unterhaltung des Tanzes machen, welche Blicke, welche Berührungen hier die Gefühle in ununterbrochener Thätigkeit erhalten — wer weiß es nicht? Stunden schwanden im Entzücken des Anschauens, der gegenseitigen liebevollen Bewunderung, unter stillem Seufzen und stillen Wünschen. Stürmischer schlugen die Herzen gegeneinander — in der Ruhestunde fanden sich die Liebenden wieder an einsamer Stelle des Erholungssaales. Von allen Seiten mit neugierigen Blicken beobachtet hatten sie keine Augen für diese Beobachtung.

»Madelaine,« sagte der Graf, indem er ihre Hand ergriff, »ich fühle, daß ich vertraulicher, ernster mit Ihnen sprechen muß als jemals bisher. Seien Sie mir wenigstens für Augenblicke eine Schwester und sagen Sie mir, wenn Sie mein Unglück begreifen, worin es besteht?«

Verlegen suchte Madelaine der Frage auszuweichen, aber der Graf bat so dringend, war in solcher Bewegung, daß sie, besiegt von dem Anblick einer Thräne in seinem Auge und ergriffen von Rührung, ihm nicht widerstehen konnte.

»Sie wollen es, wohlan, es geschehe! Weiß ich doch selbst nicht, warum mich eine geheime Stimme auffordert, es Ihnen zu sagen — auf die Gefahr, Ihnen weh zu thun und Ihren Schmerz doch nicht

zu errathen. Werden Sie mir verzeihen, wenn es so geschieht?«

»Verzeihen, ich Ihnen? — verzeihen Sie mir, daß ich von Ihnen das Vertrauen einer Schwester fordere.«

»So hören Sie denn die Stimme einer Freundin,« sagte Madelaine, indem ihr Herz vor innerer Bewegung erzitterte, »die Stimme vielleicht eines guten Geistes, der Sie bewacht und durch mich zu Ihnen spricht. Ihr Unglück ist — der Widerspruch Ihres Herzens und Ihrer Gefühle mit — mit Ihrem Leben, der Mangel eines Ihnen Aehnlichen, das Sie nicht finden und dessen Ihre Seele bedarf, um sich an ihm aufzurichten, zu erhalten; die Einsamkeit Ihrer edlen Seele in einer unwürdigen Umgebung, welche Sie mit allen ihren Unwürdigkeiten umstrickt und dem Verderben zuführen würde, wenn nicht dies Aehnliche Sie rettet.«

Sie schwieg, betroffen gewahrend, daß sie mehr gesagt hatte als schicklich war — aber dieses edle Herz kannte keine Richtschnur als die Tugend und die Liebe. Beschämt, bestürzt, sich so entlarvt zu sehen vor einem Mädchen, welchem er nur Gefühle, aber keine so tiefen Gedanken zugemuthet, keine so scharfe Beobachtung, schwieg auch der Graf. Und dieses Mädchen mit dem Worte eines strafenden Seraphs hatte er verführen wollen, sie, welche ihn besser kannte, als er sich selbst Er wagte nicht

ihr ins Auge zu sehen, so tief hatte sie sein beschämendes Bewußtsein getroffen. Endlich fragte er mit einem Seufzer: »Wollen Sie mir noch eine zweite Frage erlauben?«

»Nein, Graf, ich sehe, daß meine erste Lösung Sie schon gekränkt hat.«

»Nicht im Geringsten«, sagte Hugo bitter, »ich habe das wohl verdient — antworten Sie mir eben so schonungslos auf meine zweite Frage und ich werde diese Stunde vielleicht zeitlebens segnen. Sie entscheiden vielleicht mein Lebensglück mit dieser Frage, denn es handelt sich darum, einen Zwiespalt in mir auszugleichen, der mich zur Verzweiflung bringt. Halten Sie mich nach alle Dem, was Sie mir sagten, fähig der Liebe?«

»O ja — gewiß!« sagte Madelaine kurz und bestimmt, ein wenig lächelnd.

»Ich aber fürchte, Sie täuschen sich« — dann rief er sich selbst vergessend aus, indem eine große Thräne aus seinem Auge stürzte: »wenn ich nicht Sie liebe, Madelaine, so kann ich kein Weib lieben auf Erden!«

Die Blicke der Liebenden begegneten sich durch Thränen, ihre Herzen klopften hörbar — da trat Michaly zu den beiden in sich Versunkenen, lud Madelaine zu einer Quadrille und zog Hugo bei Seite: »Bist Du verrückt, stundenlang vor aller Welt Dich mit Deiner Dame zu beschäftigen? Aller Augen sind auf Euch

gerichtet. Du kompromittirst das Mädchen vor der ganzen Stadt. »Allons donc«, setzte er laut hinzu, »nach der Quadrille sehen wir uns.« Und rasch entführte er Madelaine, die nicht wußte, wie ihr geschah. Inzwischen hatte Hugo sich gesammelt und eingesehen, wie Recht sein Freund hatte. Er mischte sich, um den Schein zu zerstören, den er auf Madelaine gezogen, mit erzwungener Heiterkeit und Verstellung unter die Gesellschaft, tanzte mit Anderen, plauderte, trieb Muthwillen und machte Allen eifrig die Cour. Mit dankbaren Blicken beobachtete Madelaine sein Treiben, denn diese auf die Spitze gestellte Lustigkeit war das erste Opfer seiner Liebe. Sie wußte ja, wie weh ihm ums Herz war! Hugo aber benützte eine schickliche Gelegenheit, die Thür des Kabinets zu öffnen. Alle seine Pulse tobten, alle seine Gedanken steigerten sich in unnatürlicher Seelenthätigkeit exaltirter Leidenschaft — er mußte sie sprechen — heute noch — in dieser Stunde — allein — dieses Weib, sie war ein Terminus auf seinem Lebenswege; er mußte hier stehen bleiben, oder sich die Stirn an ihm zerschellen, oder ihn — stürzen.

Als die Vorbereitungen geschehen waren, blieb er plötzlich unschlüssig stehen. Wie, wenn dieser Engel, statt sein Schutzgeist zu sein, das Opfer seines Leichtsinns würde? Er überlegte, er schwankte. »Ach nein,« sagte er endlich vor sich hin, »ich will sie ja nicht verderben, ich will nur in ihre Hände alle die

glühenden Thränen über mein vergeudetes Dasein ausweinen, die mein Gehirn sieden machen.« Er kehrte zurück in den Tanzsaal, tanzte, plauderte, speiste Konfekt mit den Damen, trank Champagner mit den Freunden. Die Wolke des Argwohns, welche sich über Madelaine gelagert, war glücklich zerstreut. Als er aber wieder in ihre Nähe kam, fand er sie bleich, zitternd. Er glaubte zu bemerken, daß sie ihm winke. Er trat zu ihr — sie wankte und ergriff seinen Arm. Gemüthsaufregung, Echauffement, Zwang und Seelenpein — und eine Regung von Eifersucht — hatten ihre Kräfte erschöpft.

»Ich fürchte, mir ist unwohl, Graf,« sagte sie, »wollten Sie mich wohl ein wenig ins Freie führen?«

»Was fällt Ihnen ein,« sagte der Graf bekümmert, »so echauffirt — kommen Sie in den Blumengang —«

In den Blumengang! — Er hatte es zufällig gesagt, denn seine Theilnahme war aufrichtig. Eine unsägliche Angst um das Leben des zartnervigen Mädchens ergriff ihn. Er führte sie in den Blumengang — nicht zu der verhängnißvollen Thür — er dachte nicht daran — aber siehe da, im Angesichte des Kabinets — es war Verhängniß — zum Schreck des Grafen brach Madelaine in die Kniee — um Aufsehen zu vermeiden, um sie nicht auf den Boden fallen zu lassen, mußte er den Stuhl hinwegstoßen, sie ins Kabinet bringen — die Thür fiel ins Schloß,

das Geräusch der Musik verstummte und Madelaine lag ohnmächtig in seinen Armen.

Welch ein Kabinet! Die Wände mit weißem Mousseline herrlich drappirt, ganz bedeckt mit Rosenguirlanden, der Boden bedeckt mit einem Teppich voll gestickter Rosen, auf einem goldenen Tischchen eine Vase mit frischen Rosen, an der Wand ein Divan mit rothem Atlas über elastischen Eiderdunen. Wohlgeruch rings umher, sanft rauschende Blätter vor dem Gartenfenster, schlagende Nachtigallen im Gebüsch.

Madelaine lag in Ohnmacht an seiner klopfenden Brust. Er hob sie auf den Divan, befreite ihre Brust von dem Druck eines enganschließenden Gewandes. Er labte ihr Stirn und Schläfen mit einer in die Vase getauchten frischen Rose, besprengte ihren Busen mit den nassen Blättern. Sie erwachte in holder Verwirrung — er wich einen Schritt ehrerbietig zurück.

»Mein Fräulein,« sagte der Graf schüchtern, »ich bin in Verzweiflung, daß ein Zufall Sie in Verlegenheiten bringt, die — die Thür ist ins Schloß gefallen und es ist wohl nicht thunlich, sie jetzt zu öffnen.«

Madelaine antwortete nicht — ihre Lage war grausam, ohne des Grafen Hilfe konnte sie nicht einmal aus ihr befreit werden.

»Wie es immer sei — wie der Himmel es gefügt haben mag — ob Zufall oder Vorsehung,« sagte Hugo, in Schwärmerei zu ihren Füßen fallend und

sein Gesicht in ihre Hand verbergend, »beantworten Sie mir jetzt meine Frage nochmals: glauben Sie, daß ich lieben kann?«

»O ja,« sagte sie, ohne sich zu besinnen, »Sie lieben schon! Sie sind edel, großmüthig, barmherzig, wie sollten Sie nicht lieben!«

»Und wen liebte ich, wenn Sie es wissen?«

»Mich!« antwortete sie kurz und zuversichtlich.

»Madelaine!« sagte Hugo, auf den Knieen verharrend und von einem Strom leidenschaftlicher Thränen unterbrochen, »ich fühle es, Sie reden wahr — denn ich gehöre nicht mehr mir selbst — aber wissen Sie auch, wer Sie liebt und wie ich liebe — ich beschwöre Sie, entfliehen Sie mir — denn ich kann nur ein Weib lieben, welches fähig ist, mein Opfer — meine Sklavin zu werden — ich würde Sie in Ketten legen, die Sie nicht verdienen — ich würde Sie tödten können, um Sie mir zu unterwerfen — denn so stark wie meine Liebe ist mein Stolz — meine wilde Herrschsucht — mein zügelloser Wille — Madelaine, sprechen Sie, könnten Sie einen solchen Mann lieben?«

»Ob ich es kann — ja, Hugo!« rief das schwärmerische Mädchen, indem sie auf ihn niedersank und heftig weinte, »bis ans Ende meiner Tage, ich werde Dich lieben, wenn Du mich — tödtest!«

Krampfhaft sich umschlungen haltend, weinten sie sich aus. Das feurige Blut der Jugend entzündete

sich in ihrer Umarmung, Schwüre wechselten mit Küssen, Schmeichelworte strömten von ihren Lippen. Endlich wand sich Madelaine los aus seinen Armen.

»Hugo,« sagte sie mit bebender Stimme, und ihre Augen schossen Blitze der Leidenschaft und schwärmerischer Begeisterung, »ich glaube Deinen Schwüren, ich bin Dein eigen, meine Seele gehört Dir, mein Herz, Alles! Wenn Du mein Leben forderst — es gehört Dir an — jeder Gedanke, jede Regung meines Empfindens, Alles, Alles ist Dein. Aber könntest Du mich täuschen, wärest Du nicht so mein eigen auf ewig wie ich Dein eigen — dann, dann, höre es wohl und vergiß es nie, denn ich fühle es schaudernd, wie wahr es ist, was ich sage — dann würde ich Dich und mich tödten.«

Ein Thränenstrom stürzte auf Hugo's glühende Wangen, Madelaine lag voll gläubiger Hingebung in seinen Armen — sein Weib, seine Gattin, vermählt ihm durch die Weihe einer unbegrenzten begeisterten Leidenschaft. Willenlos duldete sie seine stummen Liebkosungen und preßte seine Hand an ihren halb entblößten Busen, ließ sie es geschehen, daß sich seine aufflammenden Begierden in ihren Reizen begruben. Das heiligste Opfer der Unschuld ward der Liebe gebracht, im Vertrauen ohne Maaß und Grenzen, im heiligen unerschütterlichen Glauben an die Wahrheit des Menschenherzens, mit Bewußtsein und voller

Willenskraft. Der Leichtsinn hatte keinen Antheil an diesem Opfer einer wahrhaft reinen, tugendhaften Seele, welche ohne Vorsicht, Klugheit und Berechnung Alles hingab, was sie an irdischen Hoffnungen besaß — denn mehr als Schwur und Bündniß der Kirche war ihr das heilige Wort der Liebe. Heiter und voll frommen Glaubens, beseligt im Bewußtsein des vollbrachten Opfers ging sie von ihm, keine Reue wühlte in ihrem verrathenen Herzen, kein Mißtrauen, kein Zweifel betrübte sie. Erschüttert von so blinder Hingebung stürzte Hugo zu ihren Füßen und benetzte sie mit seinen Thränen. Neue Betheuerungen strömten von seinen Lippen, aber sie zog ihn an sich, küßte seine Lippen und sprach:

»Wie sollt' ich zweifeln an Dir, da Du mir Deine Seele verpfändet hast — gehe hin, ich vertraue Dir ohne Kummer, Du wirst mich rufen und ich werde Dir folgen, und wenn es sein müßte, über die Leiche meines Vaters, Dein Weib, Deine Magd, Deine Sklavin, denn Niemand hat mehr ein Recht auf mich als Du!«

Hugo aber riß einen Ring von seinem Finger, schob ihn an den ihrigen, preßte sie nochmals schluchzend an sein Herz und stürzte hinaus ins Freie. Als ihn aber die kalte Nachtluft anwehte und er einen Blick in sein Inneres that, als er zu sich kommend in die Abgründe seines Herzens blickte, da schauderte

und erzitterte er wie ein Verbrecher, der unschuldiges Blut vergossen!

Der Graf Drahow.

Treten Sie ein, Leser, auf einen neuen Schauplatz — vor einen der herrlichsten Paläste der Hauptstadt Pesth. Seine Wände sind frisch getüncht, seine Fenster glänzen, seine Essen rauchen, seine Thore sind weit geöffnet, und vor dem Haupteingange steht ein reich gekleideter Portier, müßige Dienerschaft in der Hauskleidung, im Hofraum aber zeigen sich prachtvolle Equipagen, hört man das Stampfen der Pferde in den Stallungen, die Stimmen vieler Personen, welche rührig und heiter mit dem Hauswesen beschäftigt sind. Es ist ein Palast wie so viele in großen Städten, einer gleicht dem andern, und überall trägt der Reichthum die Behaglichkeit dieser Aeußerlichkeit zur Schau. Der Arme geht, ohne viel zu denken, vorbei, sagt: es ist der Palast des reichen Grafen Drahow, und beneidet sein Schicksal. Unsre Phantasie aber geht nicht an dem prangenden Gemäuer vorüber, sie tritt unbemerkt ein in das Innere, um zu erforschen, ob auch das Schicksal des Beneideten werth des Neides sei; sie schreitet auf luftigen Sohlen in das Innere und öffnet leise die in geräuschlosen Angeln sich drehende Tapetenthür eines

innersten Gemaches, wo der reiche und angesehene Graf Drahow zu verweilen pflegt, und wohin Niemand dringen darf, der nicht in den Kreis der intimsten Hausbekanntschaft des Grafen gehört. Alle andern Prunkgemächer des Grafen gleichen sich vollkommen: reiche Tapeten, Drapperien, Gemälde, kostbare Mobilien, Uhren, Statuetten, Teppiche, — Alles einsam und nutzlos zur Schau gestellt, von einem Tage zum andern, durch zahlreiche Hände rein und glänzend erhalten, um immer wieder unbenützt da zu stehen, bis die Formen alterthümlich werden, die Teppiche morschen, zerfallen, während welcher Zeit vielleicht drei Generationen kommen und abgehen vom Weltschauplatze! — So sind die großen innern Räume dieses Palastes beschaffen. Nur in jenem abgeschiedenen Gemache des obersten Stockwerkes, wohin eine kleine Treppe führt, ist das eigentliche Wohnzimmer des reichen Majoratsherrn, wo er leibt und lebt wie ein anderer Mensch, nach seinem individuellen Geschmack und Gelüste, wie es ihm die Laune des Tages eingiebt, ohne Gêne, ohne Förmlichkeit, unbelästigt von Anderer und der eigenen Standeshoheit. Das Gemach befindet sich in einem angenehmen Helldunkel, ein einfacher grünseidener Vorhang verwehrt den glühenden Strahlen der Nachmittagssonne den Eingang, verhindert jedoch nicht, daß ein starker Strahl an der Seite hereinfällt und die Dunkelheit des Gemaches durchschneidet. In dieser stark begrenzten Licht-

welt spielen glänzende Atome in allen Farben und beleben mit ihrem in Kreisen sich drehenden Stillleben die Einsamkeit des Gemaches. Alle übrigen Gegenstände liegen in tiefer Ruhe, nur die schweren Athemzüge eines Schlafenden und das Picken einer Uhr verleihen dieser Ruhe das Gepräge des Schlummers. Ein kleiner Amor von Gyps scheint mit eingehaltenem Athem die Stille des Gemaches zu bewahren. — Betrachten wir die Gegenstände dieses Gemaches, so offenbart sich in ihrer bunten Anhäufung schon ein großer Theil des Charakters seines Bewohners. Seine Seele liegt schon fast offen vor uns, und selbst ein Theil seiner Lebensgeschichte. Das Ameublement ist eben so seltsam als geschmackvoll, ein Gemisch von Eleganz und leichtfertiger Nachlässigkeit: hier ein offener Gewehrkasten mit prächtigen Flinten von Sellier und andern Meistern der Waffenschmiedekunst, dort drei bis vier Paar kostbare Pistolen in verzierten Etuis, dann alle Arten von Jagdrequisiten von schönster Arbeit, dort eine Menge Rappiere, krumme Säbel und Hieber mit Fechthandschuhen, Masken u. dgl. Die Unordnung, in welcher alle diese Gegenstände unter einander liegen, zeigt an, daß sie fortwährend im Gebrauch stehen und nicht blos zum burschikosen Zierrath des Gemaches dienen. Auf dem Tische liegen elegante englische Reit-, Fahr- und Hundepeitschen, Sporen und kostbare aus Meerschaum geschnitzte Tabakspfeifen, mehr oder minder von Rauch gebräunt,

in fabelhafter Anzahl, Cigarrenetuis und Bernsteinspitzen, Tabakbeutel von Seide und Goldschnüren, und mitten unter dem Gemenge dieser Gegenstände auf einer Kiste mit Havanna-Cigarren drei große Quartbände: Shakespeare, Schiller, Göthe; daneben liegen zerstreut in eleganten Duodezbänden die neuesten Erzeugnisse der englischen und französischen Literatur. An den Wänden prangen Gemälde vom besten Geschmack, frisch von Farbe und von neuem Firniß glänzend. Eine Schlacht von Vernet, ein See von Canella, eine Berglandschaft von Gauermann, eine Winterlandschaft von Haanen, dann eine herrliche Copie von Corregio's herrlicher Io, nebst mehreren anderen Abbildungen, in sehr warmem Colorit gehalten. Da treten wir leise vor den Divan, wo der Herr des Hauses schlummert! Was giebt es Bedeutsameres für uns als der Anblick eines Menschen, dessen Schicksal, Charakter Bedeutung hat in einem Moment, wo er allein ist mit seiner Seele, wo die innersten Regungen seines Herzens sich unwillkürlich kundgeben. Wir sehen nachlässig, aber mit einem gewissen konvulsivischen Zwang einen Mann von ungefähr dreißig Jahren hingestreckt im tiefen aber unruhigen Schlafe. Seine Gestalt ist kräftig, sein Gesicht schön, aber von jener lichtgebräunten Blässe, welche den ersten Grad von Verlebtheit andeutet, wo sie nicht Zeichen der Krankheit ist. Kinn und Oberlippe deckt ein glänzend schwarzer Bart, das lockige Haar ist von gleicher

Farbe. Der Oberleib ist nur von einem feinen Batisthemde bedeckt, die übrige Kleidung ist von modernem Schnitt und eng anschließend. Einer der mit Sporen versehenen Füße ist auf den Boden gestützt, der andere lang ausgestreckt, der linke Arm stemmt sich auf den Divan, der rechte dient dem Kopf zur Unterlage, der, stark zurückgebeugt, den Ausdruck von Schmerz, Wildheit, Aufregung durch einiges Uebermaaß im Trunke zur Schau trägt. Seine ganze Seele liegt offen auf diesem schlafenden Gesichte, wo ein Anflug von Verdrossenheit mit Begierden ohne Beruhigung, heftige Wünsche und Sättigung zugleich sich abspiegeln. Vor dem Divan steht ein kleiner noch bedeckter Tisch mit Ueberresten einer Mahlzeit, eine vollkommen geleerte Champagnerflasche und ein durch die konvulsivischen Bewegungen des Schlafenden umgestürztes Glas. Am Boden liegen eine Serviette und das lange Rohr eines türkischen Tschibuks, dessen Rauchgefäß am Fuße des Divans steht und ein mit orientalischer Pracht verfertigtes Möbel ist. Dieser Nachmittagsschlaf ist ein Ereigniß in dem Leben des Grafen, eines jener wichtigen und zahlreichen Ereignisse, welche Niemand beobachtet, und welche doch zuweilen das ganze Schicksal der Menschen gestalten. Während dieses Schlummers kämpft die Seele mit Hilfe der Phantasie des Traumes einen jener furchtbaren Kämpfe mit den Leidenschaften. Darum lassen Sie uns theilnehmend verweilen an dieser geheimen

Stätte, wo die Gottheit mit den Mächten der Unterwelt um eine Seele zu streiten scheint. In heftigen Stößen athmet die geängstigte Brust, und ein lautes schmerzliches Stöhnen klagt dem Himmel einen unnennbaren Seelenschmerz. Das Bild einer Geliebten tritt vor den Geist des Träumenden, der Treubruch und Verrath an ihr geübt; sie ruft den Himmel an, sie zu rächen, und ehe er es hindern kann, gefesselt von den Ketten des Schlafes, stößt sie sich einen Dolch in die durch Verrath an Liebe und Treue zerfleischte Brust, es rieselt warm und purpurroth das Blut der Unglücklichen auf seine Hand, ihre Wangen entfärben sich, ihr Auge bricht — sie giebt dem Himmel ihre bange Seele zurück. — Da reißt sich ein furchtbarer Schrei aus der Brust des Träumenden los, und erwachend mit heftig pochendem Herzen springt er entsetzt vom Divan auf. Bewußtlos taumelt er mit gesträubtem Haar umher, und die Nacht seiner Seele will nicht weichen, alles Blut seines Körpers erfüllt sein Gehirn, und die Nerven zucken. Sein erster Blick fällt auf einen Vorhang von grünem Tuche, hinter welchem sich ein Ausgang verbarg, durch welchen seine Mutter, da sie noch lebte, oft hereinkam, um ihn zu belehren, zu ermahnen, den Sturm seiner heftigen Begierden zu begütigen durch Mutterliebe und Mutterthränen! Ach sie war so sanft, so gut, diese Mutter! Der Haß war ihrem Herzen fremd, und ihre fromme Seele so voller Gottinnigkeit und Milde!

Diese Mutter suchte der wilde stiere Blick des Erwachenden, und siehe da, die Vorhänge gehen auseinander und sie, die längst Verstorbene, erscheint im weißen Kleide, das sie so liebte, und erhebt mild drohend ihre Hand, und es däucht ihm, sie rufe ihn: Hugo! Hugo! Hugo! Und er stürzt vor Schrecken und Gewissensangst mit verhülltem Gesichte hin auf den Boden und krümmt sich in den Zuckungen einer Ohnmacht.

Wenige Augenblicke hielt dieser Zustand an, dann erhob sich der junge Mann vom Boden, und es zeigte seine Physiognomie das augenblickliche Erwachen von Jugendkraft und Gesundheit. Seit längerer Zeit solchen Zufällen unterworfen, waren sie doch Nichts als augenblickliche Wirkungen einer exzessiven Lebensweise, die dem Grafen bereits zur andern Natur geworden war. Nach jedem solchen Sturme heftig aufwallenden Bluts kehrte schnell Besinnung und Nüchternheit zurück, und nur zu schnell waren die grauenvollen Visionen vergessen, welche seine Phantasie warnend vor seine Seele geführt. Nach einigem Besinnen zog der Graf eine Klingelschnur und berief seinen Hausarzt, der bald darauf in das Gemach des Grafen eintrat.

Wir sehen in Doktor Winter einen Mann, der, bereits über die Hälfte des Lebens hinaus geschritten, in seinem ganzen Wesen heitere Ruhe, ernste Würde und ein gewisses nachdenkliches Wesen zeigt, das

jenen seltenen denkenden Aerzten eigen ist, in welchen sich wahre Menschenliebe mit Studium und Beobachtung vereinigen. Sein Blick ist etwas umflort, aber seine physische Kurzsichtigkeit, eine Folge von nächtlichen Jugendstudien, deutet mehr als ein klares gesundes Auge auf den Scharfblick seines Geistes. Der Graf begrüßt ihn herzlich mit einem Händedruck, den der Arzt zurückhaltend erwidert. Die Art und Weise, wie er den Grafen begrüßt, läßt es in Zweifel, ob seine Zurückhaltung aus Devotion oder aus jener theilnehmenden Unzufriedenheit entspringt, welche ihm, dem alten Freunde und Diener des gräflichen Hauses, so wohl ansteht. Wortkarg und ernst, fragt er nicht nach dem Befinden des Patienten, sondern erwartet seine Mittheilungen.

»Fühlen Sie meinen Puls, lieber Winter,« sagte dieser nach einer kurzen Pause verlegenen Schweigens, »ich glaube, daß ich krank bin.«

»Krank?« erwiderte der Arzt langsam und bedächtig, die Hand des Grafen ergreifend, »krank — mein lieber Graf, Sie sind nicht krank.«

»Und doch habe ich,« versetzte der Graf, »soeben einen Anfall gehabt, dem kein Gesunder unterliegen kann.«

»So seid Ihr Herren Aerzte,« setzte er in moquantem Tone hinzu, »Eure Wissenschaft reicht nicht über jene trüglichen Zustände hinaus, welche Euch Fieber und Entzündungen anzeigen. Was wollen

Sie, ich sehe Gespenster wachend, ich falle ohnmächtig zu Boden und schreie laut auf vor eingebildetem Entsetzen — ist das Gesundheit?«

»Und die Ursache davon?« bemerkte der Arzt im Tone des Vorwurfs, indem er auf die Weinflaschen auf dem Tische hinwies. »Ja ja, so seid Ihr reichen Herren; gewohnt, Alles mit Gold zu beherrschen, wollt Ihr Eure Natur selbst unterjochen. Lassen Sie ein ernstes Wort mit sich reden, lieber Graf. Ihre Zustände überraschen mich nicht. Sie führen da ein ungeregeltes, in jeder Hinsicht exzessives Leben, das Ihre Gesundheit untergraben muß. — Sie machen den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tag. Alle Genüsse dieses Lebens übertreiben Sie. — Sie reiten Ihre Pferde und sich selbst zu Schanden, trinken dann unmäßig Wein, vergeuden Ihre Jugendkraft bei nächtlichen Orgien, rennen verliebten Abenteuern nach — Ihre Nerven müßten von Eisen sein, wenn Sie nicht darunter leiden würden. Halten Sie noch ein, so lange es Zeit ist, glauben Sie Ihrem alten Freunde: kein Genuß ohne Mäßigung, keine Gesundheit ohne Entsagung. Gedenken Sie der Lehren Ihrer trefflichen Mutter!« Diese mit eindringlichem Ernst und freundlicher Ruhe gesprochenen Worte machten einen nur leichten Eindruck auf den Patienten. Er schwieg verdrießlich, die Wahrheit derselben erwägend, einige Minuten, dann antwortete er halb schwermüthig, halb ärgerlich:

»Meine Mutter — ja meine Mutter, eben hab' ich sie im Traume gesehen — ach die gute herrliche Frau! Aber was wollen Sie alter Sittenprediger, wie kann ich ihr gleichen mit meinem Blute, was soll ich thun mit der mir angeerbten Wildheit meines Vaters, wohinaus mit dem Drängen und heftigen Begehren in mir — ich reibe mich auf, wenn ich mich mäßige, ich richte mich zu Grunde, wenn ich meinem Temperamente nicht die Zügel schießen lasse; geben Sie mir ein Rezept, Doktor, gegen mein wildes Blut, impfen Sie mir das schöne Phlegma meiner Mutter ein, und gern will ich Ihren weisen Lehren folgen und ein Lamm werden, wie mein rothwangiger sanfter Herr Bruder! Mein Glück ist nicht das seinige, ich kann nicht leben ohne Bewegung, Genuß, Leidenschaft. Alles glüht und tobt in mir, soll und kann ich da leben wie ein Karthäuser, mich an Blumen und dem Besitze eines Lammes erfreuen? Geht! Ihr seid nicht klug, Doktor; bleibt mir vom Leibe mit Euern Sittenpredigten und Sentenzen!«

Doktor Winter ließ diesen scherzhaften Ton unerwidert. Kalt und ernst wie zuvor, ja mit einem Ausdruck von Strenge begnügte er sich zu sagen:

»Gut, Herr Graf — was hab' ich also hier zu thun? Sie wissen, ich habe eine große Praxis und kann meine Zeit nicht mit eingebildeten Patienten verlieren.«

»Halt, so kommen Sie mir nicht fort,« sagte

der Graf, ihn zurückhaltend, »ich weiß ja, lieber alter Griesgram, daß Sie es gut meinen mit Ihrem kleinen großgewachsenen Hugo — nicht wahr, Alter, Du liebst mich wie einen Sohn? — warte, Väterchen, wir wollen uns in Güte vergleichen — rathe mir — ich bin dieses Lebens satt — gieb mir ein Mittel an, dieses verdammte Drängen und Treiben in mir zu beschwichtigen, ohnehin lassen die Leidenschaften nach — ich habe an Nichts mehr Freude, aber noch bin ich nicht Herr der Unruhe, die mich ergreift, wenn ich mich mäßige.«

»Ich kenne nur Ein solches Mittel, Graf,« entgegnete Winter trocken, »aber leider ist es keine neue Erfindung — Arbeit.«

»Arbeit!« rief Graf Hugo mit komischem Erstaunen, »und was meinst Du denn, daß Graf Drahow arbeiten soll? Soll ich etwa hinter dem Pfluge gehen wie König Przemisl, oder meine Wiesen mähen?«

»Verwalten Sie Ihre Güter selbst.«

»Das thut mein Kammerdiener — auch ist mir das Rechnungswesen verteufelt zuwider.«

»So treten Sie in einen Staatsdienst.«

»Nein, lieber Winter, das ist Dein Ernst nicht,« erwiderte Hugo lachend, »der Staat wird ohne mich auch fertig, — soll ich einem armen Teufel sein Brod stehlen, indem ich täglich sechs Stunden Federfuchserei treibe, oder soll ich wie mein Bruder in Friedens-

zeiten das Vaterland vertheidigen? Nein, das ist nicht nach meinem Geschmack.«

»Gut, so bin ich am Ende,« antworte Dr. Winter gereizt, »ich sehe, Sie wollen mit mir Ihren Scherz treiben. Sie sind noch nicht reif für die gesunde Vernunft, und somit Gott befohlen!«

Damit nahm er seinen Hut und ging, der Graf aber blieb in stolzer Haltung zurück, eine Aufwallung des Zorns bezwingend; dann schritt er mürrisch auf und ab und setzte sich gedankenvoll an sein Schreibepult, indem er vor sich hin murmelte: »So sind diese sogenannten Vernunftmenschen; wenn man nicht nach ihrer Pfeife tanzen kann, so werden sie grob!« Während Graf Hugo ein Papier entfaltete und aufmerksam dessen Inhalt durchging, dann nachdenklich und traurig seinen Kopf auf die Hand stützte; endlich, wie wenn er einen ernsten Entschluß gefaßt hätte, eine Feder zur Hand nahm und das Papier unterschrieb, hörte man herannahende Personen in lustig belebtem Gespräch; die Thür ging auf und launig zankend traten Graf Ferdinand Drahow, Graf Michaly und Dr. Winter — Letzterer widerstrebend — herein.

»Wir haben den Doktor da gefangen genommen,« sagte Michaly, »er schien uns übler Laune und soll mit uns ein Glas Wein trinken.«

Graf Hugo, dem diese Zerstreuung erwünscht war, ließ sogleich Madeira bringen, worauf eine Unterhaltung begann, die für die Charakteristik der Personen

unserer Geschichte wichtig ist. Man sprang bald von lustigen Tagesgeschichten auf die Politik über. Nie wurden die wichtigsten politischen Fragen des Tages, Fragen über Leben und Tod der Nation, über das Schicksal von Millionen mit größerer Nonchalance besprochen. Die Herren wußten nicht, daß sich in ihrer kleinen Gesellschaft der Charakter der verschiedenen Parteien und Stände ihres Vaterlandes repräsentire. Und so wissen es Millionen Einzelner nicht, daß ihre persönlichen Meinungen, Irrthümer und Charaktereigenschaften das Schicksal der Gesammtheit in sich bedingen. So wissen es Millionen, welche mit Verachtung und Anmaßung auf die Fehler der Masse hinweisen, nicht, daß sie es ja sind, welche diese Masse ausmachen, und daß jeder Einzelne auf sie wirkt und zu ihrem Charakter Züge liefert. Man sprach über das Prärogativ des Adels, und Graf Ferdinand sprach die Ansicht aus, daß dieses Prärogativ in seiner vernunftlosen Unbegrenztheit eben das Unglück des Vaterlandes ausmache.

»Wie kann Ungarn,« sagte er sich fromm ereifernd, »jemals in die Reihe der civilisirten Staaten eintreten, so lange dieses Institut in jener barbarischen Organisation bestehet, welche uns das Zeitalter Attila's hinterlassen hat? Wie kann bei uns von Aufklärung des Volks die Rede sein, so lange der Adel sich für eine veredelte Race der Menschheit hält? Worauf begründen sich diese barbarischen Vorrechte

der Steuerfreiheit, der willkürlichen Gerichtsbarkeit des grundbesitzenden Adels, des ausschließenden Eigenthums und der ausschließenden Nationalehre? Welche vernünftige Rechtfertigung ließe sich für diese Vorrechte aufbringen?«

»Allerdings keine,« entgegnete Graf Hugo mit jenem Tone der geistigen Ueberlegenheit, welchen gewöhnlich eine unmoralische Gesinnung anzunehmen pflegt, »allein ich sehe nicht ein, welchen vernünftigen Grund der Adel haben könnte, diesen seinen Vorrechten, welche ihm so viel Gewinn bringen, freiwillig zu entsagen, besonders da dies gegenüber der Masse der Edelleute für jeden Einzelnen gefährlich wäre. Ich gestehe, daß die Philosophie des Jahrhunderts, welche uns lehrt, wie absurd die Vorrechte der Geburt sind, auch die meinige ist. Welcher verständige Mensch denkt heutzutage sich nur auf ein Räsonnement darüber einzulassen — allein ich vertheidige mein Vorrecht, weil es das meinige ist, weil ich es behaupten kann, weil es mir Nutzen bringt — nicht weil es vernünftig ist. Warum sollte ich es nicht thun — warum sollte der ungarische Adel nicht mit eben jener kostbaren Philosophie der heutigen Aufklärung, welche jeder Krämer befolgt, so gut wie die Regierungen und Volksparteien, nicht Das, was er de facto besitzt, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln vertheidigen? — Jeder bewahrt das Interesse seiner Fahne, die Monarchen ihren Thron und

das Recht ihrer Krone, der Volksredner die Freiheit des Volkes, welches ihn bezahlt, warum sollte der Adel nicht auch das Seinige vertheidigen? Warum soll er dem Volke ein Geschenk machen? Glaube mir, Bruder — der ungarische Adel ist in seiner höheren Kategorie nicht so von Vorurtheilen befangen, wie Du glaubst — aber die Kämpfe dieser Welt sind keine Disputation über Grundsätze und Rechte — sondern Kämpfe der Interessen. Was meinst Du, Graf Michaly?« setzte Hugo hinzu, indem er sich lachend an den Grafen wandte, von dem er nichts Anderes als eine lustige Albernheit erwartete.

»Ich, Bruder,« sagte Michaly, indem er sich auf dem Stuhle schaukelte und den Schnurrbart aufdrehte, »ich meine, daß ihr Philosophen Narren seid — der Adel ist eine Blutsache; hat nicht das arabische Pferd, das veredelte Gestütspferd edleres Blut als das gemeine Landpferd? So, gerade so ist es mit dem Adel, er ist ein natürlicher Vorzug, den er sich durch Jahrhunderte zu bewahren gewußt hat und der ihn vom Plebs unterscheidet, wie die hohe Groupe, die schlanke Taille, der Geist das englische Racepferd vom Hienzen.«

»Bravo!« rief Graf Hugo, indem er lachend applaudirte, »das ist gesprochen wie ein echter Kortes. Nun wirst Du doch einsehen, Bruder Ferdinand, welche Thoren wir wären, unsere Vorrechte aufzu-

geben, da die Masse der ungarischen Edelleute so denkt wie Michaly.«

»Adieu, meine Herren«, sagte Dr. Winter, indem er seinen Hut nahm.

»Oho«, rief Michaly, »jetzt habe ich den Doktor beleidigt; nun nehmen Sie es nicht übel, geben Sie mir die Hand, ein Mann wie Sie gehört nicht zum Pöbel. Sie sind schon veredelt durch den Umgang mit uns.«

»Mein Herr Graf«, entgegnete Dr. Winter, indem er den Händedruck des Grafen ablehnte, »sparen Sie Ihre Späße für Ihre Jokeys, mich kann es weder belustigen noch erheitern, Reden aus dem Munde einer von Gott mit Vernunft begabten Kreatur zu vernehmen, welche dieses Privilegium, das einzig unbestreitbare der Menschen, gegenüber den übrigen Geschöpfen, verleugnen. Leider ist es wahr, daß der größere Theil des ungarischen Adels, trotz dem Elende, in welchem er lebt, trotz dem, daß er zum größten Theil von bürgerlichem Gelde lebt, mit bürgerlicher Intelligenz und Kenntniß seine verschuldeten Güter verwaltet, so denkt und fühlt wie Sie, Herr Graf, dessen Erziehung doch nicht wie jene der Masse vernachlässigt worden ist, dessen Herz sich hätte im Umgang mit der gebildeteren Klasse ausbilden können, indessen die Masse der ungarischen Edelleute unter

so gemeinen und barbarischen Verhältnissen ohne Unterricht lebt, daß seine Vorurtheile dadurch entschuldigt werden. Wollen Sie auch meine Meinung wissen über den Adel, den ungarischen Adel, dem Sie angehören, so hören Sie, daß ich fest überzeugt bin, seine barbarische Rohheit, seine Unwissenheit, seine hilflose Verstandeskindheit, gegenüber der ihn rings umgebenden bürgerlichen Intelligenz, Bildung, Betriebsamkeit, werde bald alle Bedingungen seiner Existenz auflösen und ihn der Ohnmacht, der Armuth, der Erniedrigung, worin er bereits verfallen, völlig preisgeben. Der Adel, jedes natürlichen Vorzugs beraubt, unfähig sein Eigenthum zu bewirthschaften, von Allem entblößt, was Macht und Ansehen gewährt, wird bald mit seinen morschen Diplomen und dem Buchstaben seiner lächerlichen Vorrechte eine Kaste verachteter Pariahs werden, welche man durch ihre eigenen Vorurtheile beherrschen und knechten wird. Wenn nicht die Elite dieses Adels darnach trachtet, Aufklärung, Kultur, Betriebsamkeit, Achtung der Menschenrechte zu verbreiten; wenn sie nicht dem großen Barbarenkinde das gefährliche Spielzeug von rohen, bevorrechteten Gewalten, womit es sich selbst verwundet, indem es Haß und Verfolgung der Civilisation auf sich ladet, entwinden; wenn sie es nicht belehren, daß es nur durch Arbeit, edelmüthige Opfer und Gleichstellung der Rechte der Intelligenz und Tugend, wo sie sich auch finden, sich

erhalten kann, so wird der Adel Ungarns, ohnehin schon längst lächerlich geworden, bald über Nichts mehr gebieten als über die barbarischen Exklamationen und Nationalflüche, welche den größten Theil der ungarischen politischen Beredsamkeit ausmachen, und dann mag er zusehen, wie er ohne Geld, ohne Ansehen und Ehre seine Macht und seinen Einfluß behauptet. Das Volk aber, das verachtete und herabgewürdigte, durch sein Bedürfniß, seine Noth, seine Indignation angespornt zu Fleiß und Bildung, zur Betriebsamkeit und Klugheit, wird eines Tages zum Bewußtsein seiner Macht gelangen und ohne Schwertstreich, ohne Kampf, ohne Streit sogar, einfach Besitz nehmen von allen Rechten und Besitzthümern des Adels und ihn in ewige Ketten legen. Dies ist meine Meinung, und die Zeit wird ihre Wahrheit schneller beweisen, als dem Adel lieb sein wird.«

»Aus meiner Seele gesprochen«, sagte Graf Ferdinand, »doch glaube ich, daß es nicht so weit kommen wird, wie Sie besorgen, noch haben wir einen Grafen Szechenyi, dessen edles hochherziges Beispiel den Adel elektrisirt und mit den wahren Interessen der Nation bekannt macht; noch haben wir Hunderte aufgeklärter, menschenfreundlicher Patrioten, welche rastlos thätig mit edlem Eifer den Vorurtheilen der Nation entgegenarbeiten, welche mit tiefem heiligen Schmerze die traurigen Schicksale der herabgewürdig-

ten Bauern fühlen und deren Herzen sich in heiligem Zorn empören, wenn sie sehen, wie der adelige Pöbel die Rechte der Menschen mit Füßen tritt, die Veredlung der Nation hintertreibt und Ungarn zum Gespötte von Europa macht. Bald wird die Zeit kommen, wo die Nation der Edelleute ihre barbarischen Vorrechte auf dem Altare der Menschheit zum Opfer bringt und so der Welt ein erhabenes Beispiel und den Beweis liefert, daß sich wahre ritterliche Großmuth und Nationaltugend in Ungarn urkräftig erhalten haben.«

»Nie, niemals wird das geschehen,« schrie jetzt Graf Michaly, erhitzt durch Dr. Winter's Philippika, »niemals, so lange noch eine ungarische Faust das Schwert zu führen vermag, wird der Adel sich gleichstellen mit der **misera contribuens plebs**, und wenn es das Volk wagt, unsere Rechte anzutasten, so werden wir es wie einen bösen Hund mit Prügeln zähmen. Noch gibt es auf jeder Herrschaft einen D e r e k, um Widerspenstige in den Bock zu spannen und ihnen die Freiheits- und Gleichheitsideen auszuprügeln.«

»Sie vergessen, mein Herr Graf,« sagte Dr. Winter mit ruhigem Ingrimm, »daß die rohe Gewalt in den Händen des Pöbels ist, wie Sie das Volk zu nennen belieben, und daß es nur seines Entschlusses bedarf, um die Partie umzukehren und seine barbarischen Gutsherren auf diesen nationalen D e r e k

niederzustrecken, den Sie, Herr Graf, würdig wären in Ihrem Wappen zu führen.«

Wüthend sprang Michaly auf, aber die beiden Grafen Drahow ergriffen ihn und hielten ihn auf seinem Stuhl zurück. Graf Hugo, den die Szene ungemein belustigte, rief aber lachend mit dem Pathos eines Sprechers im Unterhause: »Zur Ordnung, zur Ordnung! Ruhig, meine Herren, denken wir uns auf den Landtag in Preßburg — und Sie, lieber Doktor, machen Sie mich glücklich, setzen wir die Debatte fort, und zwar gönnen wir uns parlamentarische Redefreiheit. Nehmen Sie hier einen Pallasch, und Du, Ferdinand, und Du, Michaly, und wenn Ihr recht beredsam sein wollt, ohne es zu vermögen, wenn Euch die Vernunftgründe ausgehen und die Eloquenz, wenn Ihr Eure Gegner nicht mehr widerlegen könnt, dann macht es wie die Edelleute in Preßburg und schlagt mit den Säbeln auf den Tisch und schreit und flucht und schimpft, denn das ist recht ungarisch parlamentarisch. Eljen die parlamentarische Spektakelfreiheit! Das muß uns der Neid lassen, kein Volk brüllt so gut und kräftig wie die Ungarn; diese hektischen Franzosen und Engländer, deren Stimmen man oft gar nicht vernimmt, und welche noch dazu ihre eigenen Worte verschlucken, sind mit uns gar nicht zu vergleichen. Eljen die ungarischen Riesenlungen!«

Alle lachten. Dr. Winter aber nahm wieder

das Wort und sagte: »Ja, diese fruchtlosen Landtage, worin mit großem Kosten- und Zeitaufwand in Jahren nicht mehr entschieden und zu Stande gebracht worden ist, als ein einziger Mensch von mittelmäßigem Verstande in einer Stunde entscheiden könnte, wäre er mit Macht versehen; diese Landtage, wo die Unvernunft ein so großes Wort führt und die Majorität so oft mit sich fortreißt; diese Landtage, worauf die barbarische Rohheit, das Vorurtheil, die Unwissenheit in zwei Drittheilen repräsentirt sind, während das dritte Drittheil uneinig, eifersüchtig und schwach ist, obwohl es guten Willen hat, und nur wenige leuchtende mächtige Geister zählt, sind in ihrer jetzigen Beschaffenheit eine Anstalt, welche ihren Zweck so erfüllt, wie mit Blei besohlte Holzschuhe einem Läufer dienen würden.«

»Ich verlange das Wort,« rief Hugo Drahow, »Ihr habt nun lange genug geschwatzt, laßt nun, so selten wie es auf Landtagen zu geschehen pflegt, die Vernunft doch einmal zu Worte kommen. Hört meine Meinung, meine Grundsätze. Ihr wißt, ich schweige, obwohl ich Magnat bin, auf allen Landtagen. Ich will Euch sagen warum. Wo ich hinsehe in der Welt, finde ich, daß Thorheit und Unrecht größere Gewalt besitzen als Vernunft und gutes Recht. Ich liebe mein Vaterland so gut als es ein Philosoph kann. Allein ich finde es sehr gleichgiltig, ob das Volk von dieser oder jener Kaste Bevorzugter regiert und ge-

schunden werde. Ich finde es vollkommen indifferent, ob Börsenjuden und Fabrikanten, Kaufleute und Spekulanten das Volk ausziehen, wie in England und Frankreich, oder ob es der Adel thut. Ich kann ferner es ebenfalls nicht wichtig finden, ob ein Theil der Gesellschaft von diesem oder jenem Volkstyrannen mit Füßen getreten wird, ob das Volk wie bei uns durch Prügel, oder wie in England durch Hunger in Sklaverei erhalten wird. Ich bin kein Enthusiast für die Freiheit, zu verhungern, wo und wie man will, worauf sich die europäische Freiheit ganz allein zu beschränken scheint. Ich finde es nicht grausamer einen Bauer zu prügeln, als einen Arbeiter 14—16 Stunden des Tags an die Maschine zu spannen und ihn zu zwingen, seine Gesundheit aufzureiben durch den Büttel: Hunger. Nun sehe ich gar nicht ein, warum der Adel seine Rechte aufgeben soll, damit Andere sie unter dieser oder jener Form usurpiren. Diese Beweggründe meiner Vertheidigung des Adels passen aber nicht für die Oeffentlichkeit. Meinen Herren Mitmagnaten aber stehen eine Menge von hochtrabenden Argumenten zu Gebote, über deren Thorheit ich herzlich lache, welche jedoch dem Adel bessere Dienste leisten als die Vernunft. Sie suchen alle vermorschten Rechtstitel auf und beweisen historisch, was sie nicht durch Vernunft beweisen können. Und die Artikel dieser monströsen Konstitution beuten sie trefflich aus. Sie bewundern sich dann gegenseitig

über ihre Eloquenz, ihren Patriotismus in den Zeitungen. Ja sie wissen sogar die Zeitstimmungen und Ideen trefflich zu nützen. Mit der allerliebsten Schamlosigkeit sprechen sie von den Freiheiten der Nation und meinen damit nur die Freiheiten der Edelleute. Es gibt nichts Köstlicheres als diesen Freiheitsenthusiasmus, diese Begeisterung für die Ehre der Nation und die Völkerrechte und die Menschenrechte und den Fortschritt der konstitutionellen Entwickelung, womit sich diese Männer der Nation das Recht reserviren, ihre Bauern zu Tode zu prügeln, keine Steuern zu zahlen und alles Eigenthum unveräußerlich zu besitzen. Und in der That haben sie vollkommen Recht, denn Freiheit ist Macht und kann daher kein Gemeingut werden. Nun aber will der ehrenwerthe Redner auf dem Wollsacke, Herr Dr. Winter, wissen, daß der Adel durch seine Vorurtheile, die sich in dieser Eloquenz manifestiren — und zwar oft recht geistreich — sich selbst untergrabe. Ich aber glaube das Gegentheil. Wenn wir einmal das Unglück hätten, daß die ungarischen Edelleute in Masse aufgeklärt würden, so daß sie in ihren Rechten keine Rechte mehr sehen, so daß das Gewissen dieser guten beschränkten Leute sie zu der Dummheit verleiten könnte, ihre Privilegien aufzugeben, damit sie den Börsenjuden zur Beute werden, so würde der Adel vernichtet, das Volk aber durch Wechsel seiner Zwingherren und durch eine andere Form der Sklaverei Nichts gewin-

nen. Ob die Menschheit fortschreite, daran liegt mir durchaus Nichts. So lange ich reich und mächtig bin, kann ich durch Einmischung in die Staatsangelegenheiten Nichts gewinnen. Ich finde daher den Zustand der Dinge über die Maaßen vortrefflich. Das, was Sie, lieber Doktor, Vorurtheil nennen, vertheidigt meine Macht und meinen Besitz auf eine musterhafte Weise gegen Regierung und Volk. Das ist mir vollkommen genug.«

»Du sprichst wie ein Buch,« sagte Michaly, »aus demselben Grunde bleibe ich der Politik fremd, nur mit dem Unterschiede, daß ich die großen Männer verehre, welche uns vertheidigen, indeß Du sie verspottest.«

»Und darin liegt Etwas, das mich versöhnt,« sagte Winter, »wenigstens irren diese nur aus Beschränktheit; aber Sie, Graf Hugo, sind kein Irrender — Sie, in dessen Grundsätzen sich leider die Grundsätze des größten Theils der gebildeten Edelleute aussprechen, welche ihre größere Erkenntniß, ihren Verstand, ihre Bildung nur zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchen, Sie sind ein Repräsentant einer unglücklichen Anzahl von Menschenfeinden, welche der Fluch des Zeitalters sind, welche, nur ihrer Eigensucht fröhnend, obwohl mit allen Fähigkeiten zu nützen ausgerüstet, das Gemeinwohl verrätherisch im Stiche lassen!«

»So glaube auch ich, Bruder,« sagte Graf

Ferdinand, »es ist eine Schmach für unser Haus, daß Du, statt der Nation, der Menschheit zu dienen, Dich an ihrem Verfalle weidest.«

Da stand Hugo plötzlich ernst auf und richtete sich stolz und grimmig blickend empor.

»Und wenn ich ein Feind der Menschheit wäre,« rief er mit erhobener Stimme aus, »so müßte ich Ursache haben es zu sein, und wenn ich mein Vaterland nicht liebte, so müßte ich Ursache haben es zu hassen.«

»Welche?« fragte Dr. Winter.

»Welche?« fragte Graf Ferdinand.

»Welche?« plapperte Graf Michaly neugierig nach.

»Hört,« fuhr Graf Hugo fort, indem er ein Papier aus seinem Pulte nahm und mit belebtem feurigen Vortrag folgenden Inhalt las:

Auszug aus einer Rede des Baron Katvös in der Komitatsversammlung zu L. den 13. Dezbr. 1843.

»Was meine Meinung ist, fasse ich kurz in folgende Postulate an die Nation zusammen.

1. Die Nation muß an die Konstitution Hand anlegen, sie den Gesetzen der Religion und Vernunft gemäß reformiren, sie muß dem Volke Rechte und Freiheiten sichern und die Unabhängigkeit des Reiches auf die Kraft eines veredelten Volksbewußtseins fest und sicher begründen.

2. Sie muß dem Bauer und Bürger das Recht des Eigenthumes, persönliche Freiheit, unabhängige

Gerichtsbarkeiten und Gleichheit vor dem Gesetze gewähren.

3. Sie muß alle ihre Gesetzbücher reformiren und sich dabei die Gesetzgebung der civilisirten Staaten, Deutschlands, Oesterreichs, Englands — wenn nicht zum Vorbild, doch zur Richtschnur für die Verbesserung der Justiz, Sicherheitspolizei und Rechtspflege nehmen.«

»Was sagen Sie zu diesen Postulaten? —«

»Daß sie die Sprache der Vernunft und der Gerechtigkeit sind,« erwiderte Dr. Winter.

»Ja, das muß geschehen,« sagte Graf Ferdinand, »diese Postulate können nur aus einer wahrhaft patriotischen Gesinnung entsprungen sein.«

»Wohlan, meine Herren,« fuhr Hugo fort, mit vor Unwillen funkelnden Blicken seine Gegner durchbohrend, »so vernehmen Sie, daß ich der Verfasser dieses Vortrages bin, daß Baron Katvös nur mein Werkzeug war. Vernehmen Sie aber nun auch das Schicksal dieser Postulate! Baron Katvös hatte kaum unter lärmendem Toben der Menge seinen Vortrag beendigt, als er, mit Steinwürfen, Schimpfworten und mörderischen Drohungen zum Saale hinausgejagt, mit Mühe sein Leben retten konnte. Ueberall, wo er hinkam, wurde er gehöhnt und das Volk selbst bedrohte ihn mit Mißhandlungen. Nun aber hören Sie unsere patriotische Presse:«

„Der Baron Katvös hielt in der letzten Komi-

tatskongregation vom 13. Dezbr. zu L. einen eben so knabenhaften lächerlichen als unbesonnenen Vortrag, der nichts Geringeres beantragte als die Verletzung und Vernichtung aller konstitutionellen Freiheiten des Landes. Mit Recht wurde dieser abenteuerliche alberne Einfall mit Entrüstung aufgenommen. Solche einfältige Versuche einer gewissen Partei, welche darauf ausgeht, Ungarn unter fremdes Joch zu bringen, finden glücklicherweise in unserem freien Lande nur Verachtung, und die erlebte Züchtigung von Seiten der öffentlichen Meinung mag den Baron Katvös und seines Gleichen belehren, daß in Ungarn der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit nie erlöschen und über alle schändlichen Versuche, ihn zu untergraben, stets triumphiren werde!"

»Seht nun, Ihr Herren,« schloß Graf Hugo, »seht die glänzenden Resultate, welche der gesunden Vernunft harren, sehet den Lohn, welchen wahre Bürgertugend davon trägt! Es war eine Laune von mir. Ich wußte, daß es so kommen werde, und es kam so. Deshalb habe ich ein Gelübde gethan, zu bleiben was ich bin. Ich bin kein so großer Narr, auf Vortheile zu verzichten, um Verleumdung und Hohn zu ernten. Ich lasse den Thoren und Sündern die Herrschaft des Tages, bei der ich nur gewinnen — und verzichte auf jene einfältige Philanthropie, wodurch ich Alles verlieren kann.«

»Alles — nur nicht ein gutes Gewissen,« sagte Dr. Winter und entfernte sich mit Michaly.

»Gewissen,« sagte Hugo für sich, als er mit seinem Bruder allein war, »ich will kein Gewissen haben. Ein Ohngefähr geheimnißvoller Art beherrscht uns ohne Gerechtigkeit — ich will nicht fromm — sondern glücklich sein.« Und er war unglücklich.

Graf Ferdinand, offenbar verstimmt, blieb ihm die Antwort schuldig. Werfen wir einen Blick auf ihn.

Seine ganze äußere Erscheinung ist der vollkommenste Gegensatz zu jener seines Bruders; sein Wuchs ist üppig, seine Wangen voll und blühend, sein blaues Auge von sanftem Ausdruck, seine Bewegung ruhig, gemessen, sein Haupt ist von blonden Haaren bedeckt, und das Kostüm ist das eines Offiziers der Armee.

»Als ich beim Eintritt ins Haus dem Arzte begegnet,« sagte Ferdinand nach einer langen Pause, »hörte ich von ihm, daß Du unwohl seiest. Ist dem so?«

»Unwohl, ja — eben deshalb, lieber Bruder, will ich mit Dir sprechen — ich unterliege seit einiger Zeit heftigen Anfällen, die ich trotz des Widerspruchs meines Arztes für bedenklich halte. Das Leben eines Menschen ist eine Seifenblase — leicht zerplatzt sie. Ich muß für diesen Fall sorgen, um Dich sicher zu stellen.«

»Mich, wie so? Du scherzest.«

»Nein, Ferdinand! — zwar bin ich unverheirathet, kinderlos — Du bist mein rechtmäßiger Erbe.«

»Wozu also eine unnütze Vorsicht?«

»Ich will offen mit Dir reden, Bruder — selbst auf die Gefahr hin, mich vor Dir zu beschämen. Du weißt, ich bin ein anderer Mensch wie Du. Mein Vater, der Dich mit Unrecht weniger liebte als mich, hat für Dich nicht hinlänglich gesorgt. Ich bin Majoratsherr, und Du bist von mir mehr abhängig, als es für Dich gut ist. Das soll nicht so sein. Wer steht Dir dafür, daß ich, so kurze Zeit ich auch leben mag, nicht durch meine schlechte Wirthschaft Alles verschulde? Noch ist es nicht dahin gekommen, aber ich kann mir und Dir nicht dafür bürgen, daß es nicht geschieht. Ich verachte den Reichthum, der mich erdrückt, — ich werfe ohne alles Bedauern Summen weg, welche Du besser zu schätzen weißt. — Ich will aber nicht haben, daß Du durch meine Leidenschaften zum Bettler wirst. Ich habe deshalb hier eine Urkunde aufgesetzt, welche Dir einen bedeutenden Theil meiner Güter, welche nicht zum Majorat gehören, sicher stellt. Nimm sie und langweile mich nicht mit Deinen gewöhnlichen edelmüthigen Gegenvorstellungen.«

Mit ernster Aufmerksamkeit hörte Graf Ferdinand diese seltsame Selbstanklage an. Ganz gegen die Erwartung seines Bruders ergriff er mit freudi-

ger Hast die Urkunde, indem er sagte: »Ich danke Dir von ganzem Herzen, lieber Bruder! Den Gedanken hat Dir ein guter Geist eingegeben, es ist gut, es ist sehr gut so!«

Graf Hugo, der Nichts weniger als diese freudige Aufwallung erwartet hatte, konnte sich nicht enthalten, beim Anblick der Hast, womit sein Bruder die Urkunde über den Besitz einer halben Million einsteckte, in ein lautes Gelächter auszubrechen.

»Worüber lachst Du?« fragte Ferdinand verwirrt.

»Nun zum Teufel,« erwiderte Hugo, »wer soll da nicht lachen? — Ich handle da in einer schwärmerischen Aufwallung wie ein Engel und lege wie ein reuiger Sünder Dir ein Bekenntniß ab, das mich einer großen Schwachheit beschuldigt, und Du bist so galant und nimmst das Alles so hin, als ob sich das von selbst verstände.«

»Allerdings, lieber Hugo, denn ich glaube, daß Deine Selbstanklage gegründet ist, und daß diese Handlung Deine Pflicht gewesen ist. Das, was Du mir giebst, ist das Erbe meiner Mutter. Ich kann und darf Dir nicht schmeicheln: Du bist auf dem Wege Dich zu Grunde zu richten. Alles, was ich seit der Zeit meines Hierseins sah und hörte, besonders aber der Kummer des Doktor Winter, unseres Freundes, überzeugt mich, daß Du nicht Herr Deiner Handlungen bist. Du überläßt die Verwaltung

Deiner Güter treulosen Händen. Die Forste werden ausgehauen, Alles ausgebeutet, jeder Ertrag mit seiner Wurzel ausgerottet. Du selbst haushaltest mit Deinem Geiste und Deinem Körper so wie mit Deinen Gütern. Wohin soll und kann das führen, als zu einem traurigen Untergange?«

»Genug!« unterbrach Hugo die Vorwürfe seines Bruders, empört über den anscheinenden Undank, womit er seine Gabe empfing, »vergiltst Du so Wohlthaten, welche Dir Bruderliebe erweist? Wenn mich nun mein Geschenk reute?«

»Ich habe die Urkunde bereits in Händen, ein Mann von Ehre nimmt sein Wort nicht zurück,« antwortete kalt Graf Ferdinand.

»Ich nehme es zurück, Undankbarer!« schrie Hugo außer sich, »ich verlange mein Geschenk zurück, bis Du würdiger bist, es zu empfangen.«

Graf Ferdinand hielt mit festem Blick den Ungestüm seines Bruders aus. »Bruder,« sagte er ruhig, »mäßige Dich! — Leider muß ich in dem Augenblicke selbst sehen, daß Du nicht Herr Deiner Leidenschaften bist — jetzt edelmüthig, jetzt rachsüchtig, wie kein Mann sein soll. Nur mit meinem Leben gebe ich Dein Geschenk zurück. Lebe wohl!« Und mit ungewohnter Eile entfernte er sich. In heftiger Bewegung machte Graf Hugo einige Schritte, um seinem Bruder nachzufolgen, dann sammelte er sich

und warf sich, im Kampfe mit seiner Wuth erschöpft, in einen Stuhl.

»Fahre hin,« stammelte er vor sich, »fahre hin, gleißnerische Bruderliebe! Bedarf es denn noch solcher Erfahrungen, um von der Höhe des Reichthums aus die ganze Menschheit zu verachten? Ja, es ist so! Auf dem ganzen Erdenrunde lebt keine zweite Menschenseele, die so denkt und empfindet wie ich. Darum will ich in meiner Einsamkeit fortan herrschen wie ein Gott, oder vernichten wie ein Teufel!«

Während der Graf unmuthig im Gemach auf- und abschreitet, erscheint eine neue Person unter der Thür, deren Wichtigkeit für das Schicksal unseres Helden jede Miene verräth. Es ist dessen Kammerdiener Jaques, ein wohlbeleibter Mann von angenehmen heiteren Zügen, das Bild der Gesundheit und Zufriedenheit selbst. Er tritt mit jener festen Haltung, jenem Ausdruck des Wissens und der Beobachtung ein, welche man an Dienern bemerkt, die ihren Gebietern sich unentbehrlich zu machen wissen.

»Haben Eure Gnaden Nichts zu befehlen?« meldete er sich an. Der Graf geht ihm rasch entgegen, wie Einem, den man längst ersehnt hat; ein tiefes Aufathmen zeigt an, daß er sich beim Anblicke seines wohlgelittenen heitern Dieners von einer Last die seine Seele drückt, befreit fühlt.

»Sieh da, mein lieber Jaques — eben wollte ich Dich rufen.«

»Auch ich, gnädiger Herr,« sagte lächelnd der Kammerdiener, »hatte eine Ahnung, daß ich willkommen sein würde, als ich nacheinander die Erzfeinde Ihrer guten Laune die Treppe herabkommen sah. Diese Menschen wollen niemals ihre Stellung begreifen, sie pochen auf Ihre Herzensgüte und möchten gern Ihren Willen beherrschen.«

»Du hast Recht, sie hofmeistern mich ungebührlich, sie wollen mich beim Gängelbande führen, aber beim Himmel, es soll ihnen nicht gelingen; doch was ich heute gethan, soll meine letzte Thorheit sein.«

»Um's Himmelswillen,« fuhr Jaques erschrocken auf, »schon wieder eine Thorheit — verzeihen Eure Gnaden — doch keine Thorheit, welche wieder Geld kostet?«

Der Graf schwieg verlegen und halb bereuend, daß er sich verrathen hatte. Endlich sagte er barsch:

»Was sonst? Und noch dazu ist es die theuerste Thorheit, welche ich jemals begangen habe.«

»Nun, der Herr sei uns gnädig,« sagte Jaques mit komischem Ernste, »da muß sie sehr theuer sein,« dabei bot er dem Grafen aus goldener Tabatière eine Prise.

»Und noch dazu,« sprach Hugo lachend, indem er schnupfte, »noch dazu hast Du keine Prozente davon.«

»War schon öfters der Fall, gnädiger Herr!«

»Mit einem Wort, ich habe das Gut Wildenhof meinem Bruder geschenkt.«

Jaques ließ seine Dose fallen — sah dem Grafen mit Staunen, Schreck und Aerger ins Gesicht und machte eine Geberde des Zweifels, indem er mit unverschämter Keckheit die Hand auf die Stirn legte, gleichsam fragend, ob der Graf bei Sinnen sei.

»Was ist zu thun?« fuhr Hugo fort, »es ist die Wahrheit, ich war ein Narr — es hat mich augenblicklich gereut, obgleich ich es lange vorausbedacht habe, doch reden wir nicht davon.« Unzufrieden hob jetzt Jaques seine Dose auf, ohne ein Wort zu erwidern, schüttelte den Kopf und begann, sich selbst vergessend, im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Er ist so gewohnt, die Ueberlegenheit eines kalten Verstandesmenschen gegenüber der Leidenschaftlichkeit des Grafen geltend zu machen, daß er in solchem Momente kein Hehl davon macht.

»Denke Dir, Jaques,« fuhr der Graf im Tone der Entschuldigung fort, »noch war die Tinte meiner Unterschrift naß, als ich sie von ihm, der die Urkunde mit unverschämter Gleichgiltigkeit annahm, zurückforderte — ich begreife diese Frechheit nicht, er weigerte sich trotzig die Schrift zurückzugeben.«

»Das begreifen Sie nicht?« antwortete Jaques stehen bleibend, »nun wahrhaftig, das ist spaßhaft!

Welch ein ausgemachter Narr müßte er sein, eine Million wegzuwerfen.«

»Schön, auch Du wirst grob!« erwiderte Hugo. »Du weißt wohl kaum, welches Kompliment Du mir da machst, doch ich verzeihe Dir, denn leider hast Du Recht!«

»Also bereuen Sie?«

»Ob ich bereue? — ich gäbe einen Finger meiner rechten Hand, die Sache ungeschehen zu machen.«

»Beim Himmel, Herr Graf,« spottete Jaques heiter, »Sie haben da theure Finger. Nach dieser Rechnung sind Ihre 10 Finger gerade 10 Millionen werth. Doch wenn es Sie wahrhaft reuet, so ist noch Hoffnung, das Gut wiederzubekommen.«

»Wodurch?«

»Ihr heutiger Nervenanfall, ein ärztliches Zeugniß über momentane Geistesabwesenheit, ein Prozeß gegen den Herrn Bruder, das dürfte zusammen helfen, die Ambition des Grafen Ferdinand zu reizen und ihn zu vermögen, das Geschenk herauszugeben.«

Der Graf hört diesen Vorschlag mit ernster Ruhe ohne Erstaunen an, ein strenger Blick sagt dem Diener, der die Manieren seines Herrn nur zu genau kannte, daß er auf der Grenze seines Einflusses angelangt sei. Achselzuckend, doch mit dem Ausdrucke der Ergebung in den Willen seines Herrn, beantwortet er ebenfalls auf stumme Weise den stillen

Vorwurf seines Herrn, dessen Gesicht schnell wieder eine gütige Miene annimmt.

»Genug, das Gut ist verloren, sprechen wir von etwas Anderem — mein Bruder machte mir bittere Vorwürfe über meine Lebensweise, er sagte, ich ruinire meine Gesundheit, vertraue die Verwaltung meiner Güter untreuen Händen an, richte mich und mein Vermögen zu Grunde — ich glaube, er hat nicht in Allem Unrecht.«

»Auf keinen Fall, gnädiger Herr!« antwortete Jaques mit erborgt väterlichem Tone. »Wer anders als ich hat es zuerst gewagt, selbst auf die Gefahr hin, meinen Dienst zu verlieren, Ihnen hierüber ernstliche Vorstellungen zu machen? Sie setzen sich täglich mehr in die Gefahr des Ruins und laden auf Ihre treuesten Diener den Verdacht der Untreue. Nur Eins vergessen die Herren Sittenprediger Ihrer Familie, daß nur Ihre Herzensgüte, welche sie selbst am meisten brandschatzen, an diesem drohenden Ruine schuld ist. Was Sie selbst für sich brauchen, ist das Wenigste. Mit einer Revenue von jährlichen 300,000 Gulden kann man wohl täglich einige Flaschen Wein trinken, ohne sich zu ruiniren, ich selbst thue es ohne Schaden für meine Gesundheit und mein geringes Einkommen seit 30 Jahren. Würdigen Sie einmal die Ausgaben der letzten 14 Tage eines Ueberblickes, und Sie werden die wahre Quelle des Uebels erkennen. Heute haben wir den 1. März. Am 15. Fe-

bruar schenkten Sie einem liederlichen Pächter aus Mitleid nicht nur den rückständigen Pachtzins von 10 Jahren im Betrag von 20,000 Gulden, sondern überlassen ihm das Gut auf weitere 10 Jahre zur Hälfte des Zinses, weil er es durch eigene Schuld zu Grunde gerichtet hat. Am 27. gaben Sie den Abgebrannten 2000 Fl., am 29. kauften Sie zwei Pferde um 6000 Fl. und verschenkten andere, die vor 2 Jahren dieselbe Summe gekostet haben — macht Summa Summarum, ohne die Million, welche Sie Ihrem Bruder für eine brüderliche Zurechtweisung bezahlten, 61,000 Fl., die von 12,500 Fl. Einkünften, welche auf diese 14 Tage fallen, bestritten werden sollen.«

»Einen Posten hast Du vergessen,« unterbrach ihn der Graf lachend, »am 30. 1000 Fl. meinem Kammerdiener zum Geburtstage.«

»Gut, 1000 Fl. dem Kammerdiener, der mehr als Kammerdiener ist, der, obgleich von Ihren Verwandten der Treulosigkeit beschuldigt, doch durch seinen Eifer Sie von einigen Hundert Schurken befreit hat, welche die Hälfte Ihrer Einkünfte auf den Gütern unterschlugen, welche Ihnen stets ein X für ein U machten und Sie überall betrogen haben. Leugne ich es, daß Sie mir dafür dankbar gewesen, daß ich allmälig 30,000 Fl. von den Brosamen Ihrer Tafeln sammelte, welche Sie mir schenkten? Sie sind zu verständig, als daß Sie mich der Treulosigkeit beschul-

digen könnten, nachdem ich durch Arbeit und Wachsamkeit Ihre Einkünfte in 10 Jahren verdoppelt, Sie aus den Händen von schändlichen Wucherern befreit habe. Kann ich dafür, daß dieser Ertrag selbst nicht hinreicht, Ihre ungeheuern Ausgaben zu decken, daß ich, um sie zu erschwingen, mehr Holz fällen lassen muß, als für die Waldungen gut ist, daß ich die Wolle unter dem Preise verkaufen und das für den Flor der Wirthschaft nöthige Arbeitspersonal zum Nachtheile der Oekonomie beschränken muß? Ich wiederhole es, Herr Graf, das geht nicht länger, Sie müssen sich einschränken, sonst richten Sie sich zu Grunde!»

Während dieser Vorstellung war der Graf nachdenkend und unruhig auf und ab geschritten. »Wahr, sehr wahr!« rief er aus. »Du hast es mir hundert Mal gesagt, Du bist ein braver verständiger Mensch, Deine praktische Lebensansicht sollte mich schon längst zum Bessern lenken. Sei ruhig, Niemand soll Dich verleumden, ich will anders werden — bei Gott, das will ich! Ich will mein Herz mit einem dreifachen Schilde von Erz umgeben.«

Jaques lächelte gemüthlich spottend:

»Sie, Herr Graf, Sie wollen Ihr Herz mit einem dreifachen Schilde von Erz umgeben? Das wird wohl die erste Thräne einer hübschen Dirne schmelzen.«

»Mit nichten! So wahr ich Graf Drahow heiße, — nur Eines hindert mich noch jetzt.«

»Und das ist?« fragte Jaques.

»Das ist,« versetzte der Graf mit Lebhaftigkeit, »daß ich keine Freude mehr habe, an Nichts und durch Nichts, daß mich mein Schatten an der Wand ärgert und kein Genuß erquickt. Ich liebte den Wein, — er erhitzt mein Blut jetzt, ohne mein Gemüth zu erheitern; ich liebte schöne Pferde — ich habe keine Lust mehr daran; ich liebte die Kunst — die Künstler mit ihrer Kunst und Bettelei haben sie mir verleidet; ich liebte Blumen — sie erfreuen mich nicht mehr; ich liebte frohe Gesellschaft — die schmeichelnden süßen Schmarozer haben sie mir zum Ekel gemacht; ich liebte die Schönheit — ich verachte sie nun, weil ich sie käuflich gefunden; ich liebte die Menschen — ich liebe sie nicht mehr, weil ich ihre Freuden nicht mehr empfinde. Ich habe Alles gesehen, geliebt, genossen, mir ist Alles zum Ueberdruß geworden. Nun jage ich blos der Zerstreuung nach, werfe mein Geld in Erzessen dahin, blos zum Zeitvertreib. Ich wäre im Stande, Dukaten zum Fenster hinauszuwerfen, um mich über die Habgier der sie Sammelnden ärgerlich zu belustigen. Gieb mir ein Mittel, dem Leben neuen Reiz abzugewinnen, gieb mir ein Steckenpferd, wenn Du nichts Besseres weißt, und ich will all den wüsten, theuern, verachteten und verfluchten Tand elender, geschmackloser und verwerflicher Ver-

gnügungen von mir werfen und sparen wie ein Spitalverwalter.«

»Ich dachte,« erwiderte Jaques, »Sie wären schon längst daran, ein sicheres Mittel zur Abhilfe Ihres Lebensüberdrusses zu ergreifen. Die Langeweile ist der Fluch des Reichthums; sie zu verbannen, wenn man schon Alles genossen hat, giebt es kein Mittel, als eine verständige Heirath. — Ich sage Ihnen, ein Weib giebt Ihnen, gnädiger Herr, so Viel zu schaffen, daß Sie Zeitlebens nicht mehr daran denken können, sich über die Welt zu ärgern.«

»Heirathen,« antwortete Graf Hugo gedehnt, »Mensch! woher kommt Dir mit einem Male eine so abscheuliche Idee? Bist Du Jaques, oder hast Du mit einem sentimentalen Ladendiener die Seele getauscht? — Heirathen, ich denke nicht daran, obwohl ich — Tod und Teufel, woran erinnerst Du mich da! hat der Satan, der meine Träume erfindet, Dich gesandt, meine Seele zu peinigen?« Unruhig schritt der Graf bei diesen Worten auf und ab und setzte halbleise hinzu: »O Madelaine, Madelaine!« Der Kammerdiener, welcher die Aufregung des Grafen mißdeutete, fuhr, beharrend auf seinem Vorschlage, fort: »Ja ja, ich kenne Ihre Aversion gegen das Heirathen, Sie lieben die Weiber, aber nicht das Weib — dessenungeachtet giebt es keine Rettung als eine Heirath.«

»Also muß ich heirathen,« sagte der Graf still-

stehend, als habe er plötzlich einen Entschluß gefaßt und wäre beherrscht von einer neuen Idee, »wohlan, so will ich heirathen — wenn ich Alles erwäge, so muß mich eine Heirath kuriren — ich will es versuchen, es muß schön sein, wenn man, zu Tode gelangweilt, aus der Hand eines geliebten Weibes ein neues Leben empfängt, sich von ihr beherrschen zu lassen — schlag ein, mein Ulysses, ich heirathe, denn Du mußt wissen, ich bin bereits verliebt.«

»Verliebt?« entgegnete Jaques bestürzt, »verliebt? — das verhüte der Himmel — das Leid werden Sie Ihrem treuen Diener nicht anthun, verliebt, ohne sein Wissen, vielleicht gegen alle Vernunft —«

»Kann sein,« fuhr Hugo fort, »aber Du willst ja, daß ich heirathe, und da ich mich seit lange durch den fünfzehnten der Romane, die ich spielte in meinem Leben, sehr embrassirt fühle, so denke ich mich durch eine Heirath aus der Sache zu ziehen, — ich glaube, dieser Roman ist ein großer Theil meiner Krankheit, und wie kann ich mich davon kuriren — sprich selbst —«

»Verliebt, verliebt,« jammerte der Kammerdiener, »wo hatte ich meine Augen! Längst hätte ich es an Ihrer Verstörung merken sollen; verliebt, und seit wann, in wen — wie kann ich rathen, ohne das Uebel zu kennen? Mein Gott, mußte dies Unglück auch über Sie kommen!«

»Nun höre, ich will Dir Alles bekennen; wenn

ich sage verliebt, so heißt das, ich fürchte verliebt zu sein — sei ruhig, ich wollte Dich nur etwas ängstigen — verliebt ich und lieben? Ha ha, Du hast mich da in einem grundlosen Verdachte, ich liebe die Weiber — ja, aber summarisch. Glaube mir,« setzte der Graf gähnend hinzu, »wenn man so viele Weiber kennen gelernt hat wie ich, so verliert man allen Geschmack an der Romantik. Wie lächerlich ist so ein verliebter Tropf, Sklave der Launen seiner Tyrannin, Narr ihrer Thränen, Düpe ihrer Schmeicheleien; nein, nein, wenn ich heirathe, muß es ein Bündniß sein ohne Täuschung — ohne Liebe. — Was ist denn auch diese berühmte Liebe? Liebe — ich glaube nicht daran — sie ist eine Lüge der Jugend und der Natur, ein Glanz ohne Wesen, ein Phantom, das uns entwischt im Erhaschen. Ja sie ist eine Leidenschaft, aber eine verderbliche, wie jede andere; ja sie ist ein Entzücken, aber ein vorübergehendes, welches Schmerz und Reue hinterläßt. Liebe, heuchlerische Betrügerin! Honig auf der Zunge, führst du Gift im Herzen, Liebe, eifersüchtig buhlerische Megäre mit dem Dolche des tödtlichen Hasses in den Falten des Gewandes, immer bereit, ihn zu zücken, wenn deine Begierden beleidigt werden. Liebe, eigensüchtiger Geizhals, neidische Furie — welcher Wucherer verlangt so viel wie du? — Dir genügen nicht Zinsen, nicht das Kapital, nein, du verlangst Alles — Geld, Gut, Blut, Leben, Ehre,

Vergangenheit und Zukunft, Leib und Seele, und wer von deinem Raube nur eine Blume vergiebt, der ist deiner Rache, der schrecklichen, auf immer verfallen! Wehe dir, unglückliches Opfer der Liebe, wehe dir, weiches Herz, das von Liebe erbeutet, für die Menschheit schlagend oder für die Armuth, oder für die Unschuld oder den Reiz himmlischer Schönheit, ihren rasenden Herrscherstolz beleidigt! Wehe dir, saumseliges Herz, das nicht Alles ihr geopfert, jede Stunde deines Daseins, jeden Gedanken deiner Seele, dir wäre besser im Grabe als auf Erden! Wie sie dich buhlerisch und falsch, listig wie die Schlange umgarnt, jede Fiber deines Empfindens fesselt, dich fesselt, um dich unaufhörlich zu martern, mit grausamem Vergnügen, mit schrecklicher Langsamkeit zu Tode zu quälen — so viel Haare, so viele Wunden bedecken dich, so viel Gedanken, so viele Qualen bereitet sie dir. Und wenn dann deine Nächte schlaflos hinziehen, wenn dein Leib siech, deine Wangen fahl geworden, dein Blick erloschen, wenn du allen Blüthenschmuck der Jugend und Gesundheit hingeopfert und das Bußgewand des Grames angezogen, wenn Lungen und Nieren dir im Leibe ersterben, der Magen sich auflehnt gegen dich, die Beine und Arme den Dienst versagen und du dich hinlegst, um zu sterben, dann frohlockt das Ungeheuer über seinen Triumph, dann liebt es dich wie der Schakal die Leiche und benetzt dich mit seinen giftigen Thrä-

nen. Pfui! über das Scheusal — Fluch ihr und ihren Werken! — Nun was sagst Du, alter Praktikus, zu diesem Bekenntniß meiner Ansichten?«

»Sehr verständig in der That,« erwiderte Jaques, »nur ist mir der Ausdruck Ihrer Gesinnung für so nüchterne Ansichten zu leidenschaftlich, zu poetisch. Wer die Liebe so leidenschaftlich haßt, scheint mir in der That noch ihr Sklave zu sein. Wozu diese Kraftausdrücke in Ihrer Sprache — ich finde die Liebe bei weitem nicht so fürchterlich wie Sie, Herr Graf. Ich für meinen Theil bin gar nicht erboßt auf sie, aber ich vermeide ihre Fallstricke. Ich war immer gegen sie galant und dankbar, denn sie machte mir nur heitere Stunden — ich nehme immer dankbar ihre Geschenke an.«

»Und bleibst den Preis schuldig!« unterbrach ihn Hugo lachend.

»So ist es, mein gnädiger Herr, ich habe bei dem Handel niemals verloren. Wer aber die Liebe so schmähet wie Sie, der zittert vor ihr und hat bereits ihre Wirkungen empfunden. Darf ich fragen, wer die Glückliche ist, welche Ihnen, bei so viel Furcht vor der Liebe, die Befürchtung, verliebt zu sein, verursacht hat?«

»Es ist,« sagte Hugo zögernd, »es ist Madelaine Laurentin, die Gesellschaftsdame der Marquise von Danonville, jener schönen Wittwe, die nach mir ihre Netze noch immer ausgestellt hat.«

»Madelaine Laurentin,« spottete der Kammerdiener, »nun freilich wohl, das wäre eine Partie für den Grafen Drahow, sie ist die Tochter eines Kavallerieoffiziers, ich hoffe, Sie bekommen da eine sehr gut dressirte Frau. Gesellschafts d a m e? — Gesellschafterin, Kammermädchen ist sie.«

»Sie ist ein Mädchen von hoher Bildung,« antwortete der Graf gereizt.

»Ja ja, sie ist recht hübsch — ich hatte selbst längst ein Auge auf sie, das wäre eine Frau für mich, sie soll vortrefflich kochen, ich liebe eine gute Küche.«

»Spare Deinen Spott,« fuhr Hugo auf, »sie hat die feinsten Manieren einer Dame und verbindet damit die schönsten Eigenschaften des Herzens.«

»Ja ja,« fuhr Jaques fort, »sie soll reiten können, ihr Vater hat es ihr gelehrt, als sie noch beim Regimente war, das ist aber Alles, was sie von einer großen Dame hat.«

»Sie ist geistreich, liebenswürdig, voll Gefühl und edler Denkungsart.«

»Ich kenne manche Putzmacherin, die Alles das ist — übrigens sage ich ja, das ist eine Partie für den Majoratsherrn von Drahow, das wird eine Ehefrau comme il faut — die wird Ihnen nicht viel kosten, sie wird sich ihre Wäsche selbst waschen.«

»Genug!« herrschte der Graf unwillig. Der

Kammerdiener ließ sich aber nicht irre machen und fuhr fort:

»Den Friseur können Eure Gnaden auch ersparen, denn sie coiffirt die Marquise, wie ich höre, mit erstaunlicher Geschicklichkeit.«

»Narr!« erwiderte der Graf, »wer denkt daran, sie zu heirathen; ich weiß was mir ziemt, aber sie dauert mich. So hat noch kein Weib mein Herz gerührt, sie hat mich so gefesselt und bezaubert, daß ich von einer Lüge zur andern, ja zu Versprechungen und Eiden, endlich zu einer ganz förmlichen Verlobung hingerissen wurde. Nur die Lüge, daß mein Vater in seinem Testamente mir verboten habe, vor dem 30. Jahre zu heirathen, hat das Glück dieser Liebschaft gefristet. Ich habe ihr weiß gemacht, diese Testamentsklausel müsse aus besonderen Gründen, sowie unser Verhältniß selbst, geheim gehalten werden; aber der Termin ist aus und ich bin in großer Verlegenheit.«

»Eine verschmitzte Person, diese Laurentin, wie hat die Hexe es nur angefangen Sie in Verlegenheit wegen einiger Betheuerungen zu setzen?« sagte Jaques.

»Schmähe sie nicht,« entgegnete Graf Drahow, »eben ihre unschuldvolle Absichtlosigkeit machte auf mich einen so tiefen Eindruck. Ihre Blicke allein entzündeten meine Seele, Blicke, die ich ihr stahl,

als sie sich unbeobachtet glaubte. Sie las in meiner Seele mit diesen Blicken. Wenn ich in frohen Zirkeln bei der Danonville scherzte, meinen Witz spielen ließ und Sarkasmen machte, da ertappte ich das stille bescheidene Mädchen auf einem Blicke voll inniger theilnehmender Trauer, welcher sagte: Armer Graf Drahow, du bist nicht glücklich, du bist nicht froh, dir fehlt ein Herz, das dich wahrhaft und innig liebt! Und wenn ich zuweilen selbst absichtlich solche Klagen laut werden ließ, dann leuchteten ihre Augen vor innerlicher Freude, daß sie mich begriffen habe. Wenn ich dann wieder spottete über die Freuden und das Glück Neuvermählter, da verfinsterte sich ihr Auge, eine Thräne zitterte in demselben, während sie den Blick niederschlug mit dem Gedanken: Unglücklicher, du glaubst nicht an die Liebe. Von Blicken kam es zu Gesprächen, mein Temperament riß mich hin, ich lag glühend zu ihren Füßen, zeigte mich besiegt, ohne es zu sein, schwur und betheuerte, was ich erwachend aus dem Sinnentaumel selbst nicht glaubte — das arme Mädchen glaubte und kettete sich an mein Herz so, daß ich fürchte, es wird sie tödten, wenn ich mich von ihr losreiße. Die Arme — sie schreibt mir Briefe so voll Liebesvertrauen und Zuversicht, daß es mir das Herz zerreißt — ach, wüßte ich nicht, wie vergänglich dieses Glück der Liebe ist, ich würde ihren Besitz mit meinem Leben kaufen, um in ihren Armen selig zu sterben.«

Mühsam unterdrückte der Graf seine Thränen und Jaques stellte sich gerührt.

»Ja, so spielt Ihr vornehmen Herren mit Mädchenherzen,« sagte Letzterer, »aber wozu soll das führen? sie muß schnell enttäuscht werden. Geben Sie ihr einen Brautschatz — sie wird sich in den Armen eines jungen Lieutenants trösten und Ihre Schwüre — woran, ich wette, sie nur halb geglaubt — vergessen.«

»So glaube ich selbst,« sagte der Graf aufathmend; »so hoffe ich wenigstens, und ich halte es für Grausamkeit, sie noch länger hinzuhalten. Morgen noch muß sie wissen, woran sie ist. Ich werde sie kränken, um ihre Liebe und nicht sie zu tödten — mag sie mich dann immerhin verabscheuen — wenn sie nur glücklich ist und meine Seele ruhig. Ich bin entschlossen, ja ich muß, ich werde mich vermählen, um ihretwillen, um meiner selbst willen, ich halte heute noch um die Hand der schönen geistreichen Danonville an, diese Verbindung bringt mich mit souveränen Häusern in Verwandtschaft, verdreifacht meinen Besitz, bringt mich in neue Lebenssphären, verwickelt mich in die Intriguen der politischen Welt und wird so die Leere in mir ausfüllen.«

»Das heißt sprechen wie ein Mann, Herr Graf,« sagte Jaques, »so erkenne ich wieder Ihre schwunghafte Seele, ihren männlichen Geist — der Himmel stärke Ihren Entschluß, er ist höchst weise.«

Und damit war einem schuldlosen liebewarmen Herzen das Todesurtheil gesprochen!

Das Opfer.

Indem wir diese Wahlverwandtschaft zwischen Herr und Diener sich selbst überlassen, wollen wir uns an der Hand der Phantasie in das Haus der Familie Danonville begeben, wo wir auf ähnliche Wahlverwandtschaft stoßen, obwohl sie anderer, edlerer Natur ist. Wie in den erzählten Szenen der Verstand zweier sich vollkommen unähnlicher Menschen zusammenstimmt, so hier zwei Weiberherzen von der edelsten Komplexion. Marquise Hermine von Danonville, der Abgott ihrer Aeltern, und Madelaine Laurentin haben von dem Schöpfer zwei vollkommen gleich beschaffene zarte Herzen erhalten, welche jedoch von verschiedenen Verstandesfähigkeiten und Gesinnungen beherrscht werden. Wir finden sie mit Noten beschäftigt am Piano, doch Beide so vollkommen von anderen als musikalischen Dingen befangen, daß sie gar nicht einig werden können über die Arie, welche sie zusammen spielen und singen wollen. Unwillig wirft endlich Marquise Hermine die Noten ganz bei Seite mit den Worten: »Es ist besser, wir singen gar nicht. Scheint es doch, gute Madelaine, als ob eine

Disharmonie in unsre Seele getreten wäre — ich bin mißmuthig, Sie ewig traurig, es will gar Nichts mehr nach meinem Sinne gehen.« Dabei traten der Schönen Thränen des Unmuths in die Augen. Betrachten wir ihre schlanke, ebenmäßige, doch sehr üppige Gestalt, ihren weißen Teint, ihre dunkle Fülle von Locken, das Gesicht von Marmor mit den blendenden unstäten großen Augen, so müssen wir gestehen, kein vollkommneres Bild weiblicher Schönheit jemals gesehen zu haben; und doch begegnet uns in ihrer Erscheinung Etwas, das dem Manne mißfällt, eine gewisse Freiheit des Blickes, Ungezwungenheit der Haltung, von welcher es ungewiß ist, ob sie Folge vornehmer Erziehung oder verlorener Herzensunschuld und angebornen Leichtsinns ist. Ihre Thränen selbst, ein Erguß von Kaprice und Langeweile; verstärken den frivolen Ausdruck ihrer äußern Erscheinung, welche besonders stark auf einer Stirn ausgesprochen ist, unter deren glatter weißer Haut offenbar schon alle jene Gedanken ruhen, deren das Weib fähig ist. Madelaine hingegen, weniger eigentlich schön, blond von Haaren, mit seelenvollen, langsam und mit unbeschreiblichem Ausdruck sich bewegenden blauen Augen, eine zarte, weiche Gestalt voll Grazie, ist eines jener geheimnißvollen herrlichen Geschöpfe, welche durch Blick und Bewegung eine solche magnetische Gewalt auf Personen beiderlei Geschlechtes ausüben, daß sich ihnen jedes Herz in Freundschaft oder Liebe unterwirft, weil eine gewisse

Ahnung es ergreift, die Seele in solchem Gewande voll wunderbaren Reiz bewohne mehr göttliches Element als die gewöhnlichen Sterblichen. Diese bleiche Weiße der Gesichtsfarbe, dieser Zauber des Blickes verleihet dieser Erscheinung etwas geisterhaft Wunderbares, das Menschen ohne alles Gemüth entfernt, warme Herzen aber desto schneller durch den Reiz des Wunderbaren entzündet. Sie ist in Blau und blasses Rosa und in weiche zarte Leinenstoffe gekleidet, während die Marquise ein prächtiges seidenes Kleid von schwerem Atlas trägt. In den Zügen Madelainens liegt ein Ausdruck tiefsinnigen Seelenschmerzes in so geheimnißvollen Zeichen, daß es unmöglich war, dessen Ursachen zu entziffern.

»Seit einigen Monaten sind Sie ganz verändert, Madelaine,« fuhr Hermine fort, »ich kenne Sie nicht mehr. Sie wissen, daß ich Etwas auf dem Herzen habe, und fragen nicht darnach. Das ist nicht schwesterlich, und doch versprachen Sie mir eine Schwester zu sein. Was soll ich mit meinem Geheimniß anfangen, wenn Sie es nicht wissen wollen?«

»Verzeihung, Marquise,« entgegnete Madelaine, ängstlich ausweichend, »körperliches Leiden verstimmt meine Nerven, aber meine Theilnahme an Allem, was Sie betrifft, ist darum nicht geringer.«

»Ach, mit Ihren ewigen körperlichen Leiden; sagte Ihnen der Arzt nicht, Ihr Herzklopfen sei pure Einbildung, und was ist es am Ende, wenn einem Frauen-

zimmer das Herz klopft — ich glaube, daß ich an derselben Krankheit leide. Seien Sie vernünftig, Madelaine, sagen Sie mir Ihr Geheimniß, dann sage ich Ihnen das meinige.«

»Ich habe keines,« entgegnete Madelaine.

»Gut — so sage ich Ihnen das meinige auch nicht! Wie, Sie schweigen, kleiner Trotzkopf — Sie wollen es nicht wissen — gar nicht neugierig, und doch ein Frauenzimmer? — das verdient Strafe, jetzt müssen Sie mein Geheimniß erfahren — so wissen Sie denn, ich liebe den Grafen Drahow. — Gottlob, es ist heraus!«

Eine leise Zuckung erschütterte bei diesem Geständnisse den ganzen Körper Madelainens, aber schnell gefaßt erwiderte sie mit erzwungener Gleichgiltigkeit:

»Ach, das ist kein Geheimniß, Graf Ferdinand Drahow ist eben nicht zurückhaltend mit seiner stillen Bewerbung? Ich gratulire von Herzen, er ist ein trefflicher Mensch!«

»Graf Ferdinand?« sagte Hermine gedehnt, »wer spricht denn von ihm? Er ist ein angenehmer Mann, ich bin ihm auch recht gut, aber er ist nicht der Mann, der mich glücklich machen kann — ich meine den Grafen Hugo!«

Vergeblich wartete die Marquise auf eine Antwort Madelainens, welche mit tiefem Schweigen die Nachricht aufnahm, ohne durch eine Miene ihre innere

Bewegung zu verrathen; denn die Marquise betrachtete sie forschend, mit sichtbarem Staunen.

»Und Sie sagen Nichts, gar Nichts dazu?« brach sie endlich unwillig aus.

»Ich meinte nur,« versetzte Madelaine, »ich finde nur — daß es seltsam ist, einen Mann zu lieben, der Sie so offenbar vernachlässigt.«

»Das ist es eben, was mich anzieht,« erwiderte die Marquise lebhaft, »würde er mir nachlaufen, so wäre er mir gleichgiltig, wie so viele eifrige Bewerber um meine Hand, aber dieser stolze männliche Trotz ist es, der mich bezaubert, und darum, gerade deshalb will ich ihn haben.«

»Auch wenn er Si° nicht liebt?« bemerkte Madelaine.

»O was das betrifft, liebe Freundin, darüber habe ich beruhigende Nachrichten — er liebt mich!«

»Und wodurch ist dies bewiesen?« fuhr Madelaine heftig auf.

»Durch meine Kundschafterin, mein Kammermädchen!«

»Wie, Marquise, Sie tragen kein Bedenken?«

»Mich aufs Spioniren zu verlegen meinst Du? Nein, meine Liebe, wenn es gilt, einen Mann, den ich liebe, auszuforschen. Höre, was der Kammerdiener des Grafen an meine Zofe schreibt.« (Sie zieht ein Papier aus dem Busen und liest.) »Schöne Minna! — Das ist so Geschäftsstyl unter den Domestiken.« —

»Mein Gebieter liebt die Marquise seit dem Balle in unserm Palais —«

»Seit dem Balle?« rief hier Madelaine bestürzt aus, und ein heftiges Zittern ergriff sie. »Seit dem Balle.« —

»Ja,« fuhr die Marquise fort. »Seit dem Balle, wo er sie so auffallend zu vernachlässigen schien, sucht mein Herr vergeblich sich einer tiefen Leidenschaft zu erwehren, welche ihm die Marquise eingeflößt — Sie wissen, er fürchtet die Ehe und war entschlossen, nie zu heirathen, aber seit gestern hat er seinen Entschluß geändert, und er wird heute noch bei Ihrer Gebieterin erscheinen und um ihre Hand anhalten.« So und nicht anders schreibt Monsieur Jaques. Was mich aber zur Verzweiflung bringt, ist, daß er noch nicht da ist. Es wird Abend, und mein Vater kann ihn doch nicht um Mitternacht empfangen?«

Madelaine hatte sich inzwischen gefaßt. »Lieben Sie ihn denn auch wirklich?« fragte sie ernst forschend.

»Lieben!« antwortete die Marquise, »aufrichtig, für eine Romanliebe, theure Madelaine, wäre mir der sanfte Ferdinand lieber — aber Graf Hugo ist mehr Weltmann, er ist reich, indeß Ferdinand nur von seiner Gnade lebt. Du weißt, ich habe viele Bedürfnisse, Graf Ferdinand würde sie niemals befriedigen können, und für eine Glückseligkeit in stiller Hütte,

mitten unter Soldaten, Tabakrauch und Pferdeställen, bin ich nicht erzogen.« —

Während sie so sprach, fuhr eine Equipage in den Hof, ein Bedienter trat in den Saal und meldete den Grafen von Drahow. Beide Nebenbuhlerinnen schraken heftig zusammen, mit einem lächelnden bedeutsamen Wink enteilte die Marquise in ein anderes Gemach, um ihren Aeltern den Besuch anzumelden, und Madelaine flüchtete sich mit ihrem heimlichen Schreck auf einen einsamen Gartenbalkon, wo sie konvulsivisch weinend in einen Stuhl sank und dem grausamsten Schmerze, dessen ein weibliches Herz fähig ist, die Zügel schießen ließ. Die frische Abendluft wirkte belebend auf ihre Nerven, nur wenige Augenblicke überließ sie sich den gewaltsamen Ausbrüchen ihrer Verzweiflung, dann trocknete sie ihre Thränen und kehrte in den Saal zurück, um die für sie so verhängnißvollen Ereignisse zu beobachten; denn noch hoffte das liebende Herz, das so schwer an den Verrath der Liebe glauben kann. Sie suchte in ihrem Gedächtnisse alle Stützpunkte ihrer Hoffnungen zusammen, die gleißnerischen Reden und Verheißungen, wodurch er ihr argloses, an Liebe so leicht glaubendes Herz bethört hatte. Sie erinnerte sich, daß ihr der Graf gesagt hatte, eine Klausel im Testamente seines Vaters verbiete ihm, vor dem Ablaufe des 30. Jahres sich zu verehelichen, daß er vor diesem Termine, der erst in einem Monate ablief, kein öffentliches Ehever-

sprechen eingehen dürfe, bei Verlust seines Majorats, sie dachte seiner leidenschaftlichen Schwüre, der Ausbrüche der Verzweiflung, als sie ihn mit Kälte zurückwies, seiner hinreißenden Leidenschaft, welche von ihr eine Gegenliebe ohne Grenzen, ein Vertrauen ohne Maaß, ein Opfer ohne Bedingung verlangt hatte. Und ihr leidenschaftlich schwärmerisches Gemüth hatte in der Liebe eine Rechtfertigung gefunden, und poetische Schönheit in Unterwerfung ihres Herzens auf Gnade und Ungnade, zum Beweis, daß sie ihn nur liebe, nicht seine Hoheit und seine Schätze! Das Alles bedachte sie und glaubte nicht an den Ernst des drohenden Verrathes; noch beruhte ja alle Furcht auf Domestikengeschwätz. Während sie zitternd im Saale stand, ängstlich lauschend auf das Geräusch der Stühle und sprechenden Stimmen im Nebenzimmer, wo so eben Graf Drahow empfangen worden war, trat leise und hastig in der größten Aufregung ohne Anmeldung Graf Ferdinand in den Salon, stürzte auf das erschrockene Fräulein los, ergriff sie leidenschaftlich bei der Hand und sagte halbleise, um nicht im Nebenzimmer gehört zu werden:

»Wissen Sie, Fräulein, was heute hier vorgeht?«

»Ich weiß es,« sagte Madelaine gefaßt.

»O! so beschwöre ich Sie bei Allem, was einer edlen Seele würdig ist, verhindern Sie diese unselige Verbindung — wenn Ihnen die Freundschaft der Marquise heilig ist, wenn Sie nicht wollen, daß sie

in ihr Verderben gehe, daß drei Menschen elend werden — machen Sie Ihrer Freundin Vorstellungen, Sie kennen den wilden zügellosen Charakter meines Bruders — er wird, er muß sie unglücklich machen. O eilen Sie, ehe es zu spät ist, ehe sie ein vorschnelles Wort spricht, das sie in jeder Minute ihres Lebens bereuen müßte.«

Wer vermag den Schmerz einer Seele zu schildern, der man unbewußt den Spiegel ihres eigenen Schicksals entgegenhält! Madelaine schauderte — sie liebte diesen wilden zügellosen Mann, den sein eigener Bruder anklagte, sie hatte mehr als ein schnelles Wort gesprochen, und die Zukunft mußte ihr so schrecklich werden, wie Graf Ferdinand sie der Marquise weissagte. Sie faßte sich indessen zu antworten:

»Sie lieben die Marquise, Herr Graf; wenn Jemand über sie Etwas vermag, so sind Sie es, und der beste Anwalt eines Liebenden ist er selbst.«

»Das ist es eben,« erwiderte er rasch, »weshalb ich sie nicht sprechen kann. Sie weiß, daß ich sie liebe, sie wird meinen Worten nicht trauen, den vermeinten Verleumder seines Bruders verachten und dann aus Eigensinn desto gewisser thun, was sie jetzt aus thörichtem Weltsinn zu thun im Begriffe steht. Glauben Sie mir, nur Sie, die sie liebt wie eine Schwester, nur Sie vermögen sie abzuhalten von dem Schritte, der sie zu Grunde richtet.«

»Wohlan, ich will versuchen, was ich vermag,«

erwiderte nach einigem Bedenken sich aufraffend Madelaine. »Ja, bei Gott, ich will es thun, es ist meine Pflicht! — Gehen Sie, Herr Graf, ehe man Sie gewahrt, der Augenblick ist kostbar — es gilt vielleicht ein Menschenleben!«

Die letzten Worte sagte sie wie im Traume, so daß Graf Ferdinand, darüber erschrocken, ausrief: »Was sagen Sie da, Fräulein?«

»Nichts, was Sie befremden könnte. Gehen Sie, sagten Sie doch selbst, die Gräfin wird elend werden — ist Elend ein Leben? — gilt es also nicht ein Leben? — fort! — die Gesellschaft wird hier in den Saal kommen.«

Mit einem herzlichen »Gott segne Ihr Beginnen — mein Herz wird es Ihnen nie vergessen,« entfernte sich Ferdinand leise, wie er gekommen war. Unterdessen hatte Graf Drahow im Nebenzimmer seinen Antrag in aller Form und mit dem ihm eigenthümlichen liebenswürdigen Tone, der zwischen gefühlvollem Ernst und Scherz die Mitte hielt, vorgebracht. Der Vater der jungen Marquise, dessen Abgott sie war, hatte mit aller Feierlichkeit altfranzösischer Galanterie den Antrag aufgenommen und, mehr um die Würde adeliger Sitten aufrecht zu erhalten, als um wirklich zu bedenken, um Bedenkzeit gebeten, indem er die große Ehre geziemend würdigte, welche der Graf seinem Hause erwies. Die Marquise aber, von einer flüchtigen Röthe in ihrer innerlichen Freude ver-

rathen, hatte die Sache schnell in Scherz verkehrt und ausgerufen: »Wie, Sie wollen mich heirathen? Daraus wird Nichts! Sie sind viel zu leichtfertig dazu. Sehen Sie Ihren Charakter, Sie werden nicht einmal bestürzt über meine Abweisung, und ich möchte Sie doch so gern verzweifeln lassen, aber nun soll es auch die ganze Stadt wissen, daß Sie mir einen Heirathsantrag gemacht. Ich blamire Sie überall und erzähle allen Leuten, daß Sie von mir einen Korb bekommen.«

Damit hüpfte sie lachend in den Salon, wohin ihr der Graf und ihr Vater folgten, und rief Madelainen zu: »Madelaine! Madelaine! der Graf da will mich heirathen, erzähle es im ganzen Hause; die Sache ist so spaßhaft, daß sie Niemand glauben wird.«

Madelaine erbleichte; — so war denn der letzte Schein ihrer Hoffnung dahin. Der Graf suchte sich verlegen ihren Blicken zu entziehen, fand aber bald die Hardiesse wieder, welche Männern seines Schlages eigen ist.

»Marquise,« sagte er mit halb komischer Verzweiflung, »Sie werden mich durch Ihren Hohn zu etwas Fürchterlichem bringen.«

»Nun, lassen Sie hören,« fuhr die Marquise scherzend fort, »was werden Sie thun?«

Da näherte sich der Graf ihrem Ohre und sagte leise: »Ich werde eine Andere heirathen!«

Lachend erwiderte die Marquise eben so leise: »Gut, dann kapitulire ich. Hätten Sie nur eine Miene des Verdrusses gemacht, ich hätte Sie mit dem Korbe fortgeschickt. Ich liebe die Männer nicht, welche um Liebe betteln. Nun aber Adieu,« setzte sie hinzu und reichte ihm die Hand zum Kusse, »ich muß nun Toilette zur Oper machen.« Damit verabschiedeten sich Vater und Tochter, und der Graf ging sich verbeugend der Thür zu.

Als aber Beide sich in die Nebenzimmer begeben hatten, kehrte Graf Drahow zurück und ging langsam auf Madelaine zu.

Unbeweglich wie ein Marmorbild blieb diese, welche der Marquise hatte folgen wollen, stehen, ohne den Grafen eines Blickes oder Grußes zu würdigen. Einige Sekunden herrschte tiefes Schweigen, dann sagte der Graf langsam und mit dumpfer Stimme:

»Mein Fräulein, ich habe ein großes Unrecht gegen Sie gut zu machen.«

Madelaine verharrte in ihrem Schweigen.

»Ich will es gut machen,« fuhr Graf Drahow ermuthigt fort und legte jene falsche Innigkeit in den Ton, welche so leicht thörichte Gemüther täuscht, edle Seelen aber im Innersten verletzt. »Sie sind ein verständiges Mädchen, Sie kennen die Welt zu gut, um nicht längst begriffen zu haben, daß die Sprache aufgeregten Blutes nicht die Wahrheit ist. — Sie haben meine leichtfertigen, unbedachtsamen

Verheißungen gar nicht ernstlich aufgenommen, konnten sie nicht ernstlich nehmen. Dennoch halte ich mich gegen Sie schwer verschuldet. Ich will für Ihre Zukunft sorgen. Nehmen Sie dies Papier und bleiben Sie ein wenig gut dem Andenken eines Mannes, der, wenn auch seine Verhältnisse, Geburt und Ansehen ihm gebieten, einen Weg zu gehen, wo Sie nicht seine Gefährtin werden können, Sie doch nie, nie wird vergessen können.«

Frauenseelen sind stark; trefft sie in ihrem Innersten, und sie halten aus, wo Männerseelen von Wuth und Verzweiflung hingerissen werden.

Mit dem halberstickten Ausrufe: »Nichtswürdiger!« war weniger eine Antwort gesagt, als ein Gedanke laut geworden. Sie rang den Schmerz einer durch beschimpfende Theilnahme erlittenen Beleidigung hinab und ging mit den Worten ab: »Mein Vater wird Ihnen antworten!«

Der Graf ging, die Achsel verlegen zuckend, schamroth bis über die Stirn, gequält in seinem Innern von Hochmuth und Liebe, Trotz und Weichheit. Er ging, und sein guter Engel weinte.

Madelaine trat aber scheu wieder in den Saal, zog einen versiegelten Brief aus der Brust, warf sich auf die Kniee nieder und betete:

»Stärke, o Himmel, meine Seele, daß ich vor dem besten Vater aufrichtig und bekennend, reuevoll und liebinnig, vertrauend und doch bußfertig erscheine

— vor ihm kein Geheimniß mehr hege — stärke diesen meinen Entschluß, daß er mich nie gereue, es komme was da wolle — Herr des Himmels, nimm das Zagen und Zögern von meiner Seele — und so sei es denn!« — Damit sprang sie auf und zog hastig eine Klingelschnur, und als ein Diener erschien, übergab sie ihm den Brief und ein beredter Wink ihrer Hand gebot ihm Eile. Noch stand sie mit pochendem Herzen da und horchte den Schritten des Abgehenden, die Sekunden der Möglichkeit eines Zurückrufens abmessend, gefoltert von Angst und Unentschlossenheit, als die Marquise eintrat.

»Es ist geschehen!« rief Madelaine sich vergessend aus.

»Und was ist geschehen?« fragte die Marquise herzutretend und ängstlich überrascht das todtenbleiche Mädchen betrachtend. »Um Gottes willen, was ist geschehen? Sie ängstigen mich. Sind Sie unwohl — soll ich einen Arzt rufen?«

»Nicht doch, meine theure Freundin und gnädige Gebieterin — es ist vorbei! — Eine Vision meiner kranken Phantasie — ich war beschäftigt mit Ihrem Schicksale, Marquise, ich dachte mir Sie als Gräfin Drahow, ein Jahr nach der Hochzeit, ich sah Sie im Geiste, bleich, mit hohlen Wangen, rothgeweinten Augen, mit zerfleischtem Herzen, ein sieches Kind auf dem Schooße, verlassen in dem Palaste, wo die Pracht erloschen war, die Familiengemälde ohne Rahmen,

die Geräthschaften in armseliger Schmucklosigkeit, die Teppiche zerrissen, die Spiegel zerbrochen, die Ställe leer, die Treppen voll Staub, die Fenster schmutzig, die Diener im schlechten Gewande, voll Spott, Ueberdruß, unehrerbietig; die Frau vom Hause, beschimpft von ihrem Gatten, verhöhnt von ihren Dienerinnen, mit thränenmüden Augen, blätternd in einem Erbauungsbuche, verweilend bei einem Kapitel, überschrieben — der Tod!«

Während Madelaine, hingerissen von ihrer exaltirten Stimmung, diese erschreckenden Worte sprach, wechselte die lachende Marquise die Farbe, ihre Stirn verdunkelte sich, ihr Herz fing an zu schlagen, und endlich sank sie, überwältigt von der Macht der Rede der Unglücklichen, laut schluchzend in einen Stuhl. Dieser Angriff auf ihre leichtfertige Seele war so plötzlich, so unerwartet, und dabei so gewaltsam, daß sie sich lange davon nicht erholen konnte. Aber in dem Grade, als sie der Streich tief in die Seele getroffen hatte, ward nach einigen Minuten des Schweigens ihr Unmuth gegen Madelaine erregt. Zürnend sprang sie auf und überhäufte sie mit Vorwürfen.

»Unglückliche!« rief sie, »wer hat Ihnen erlaubt, gegen Ihre Wohlthäterin ein so häßliches Gekrächze zu erheben? Pfui über die Freundin, welche, ihrer Jugendgespielin die Freuden des Brautkranzes mißgönnend, sie ihr durch Schreckbilder ihrer wahnwitzigen

Phantasie vergällt! O! jetzt ist alle Lust dahin, jetzt werde ich eine traurige Figur spielen, und zeitlebens bringe ich die Erinnerung an diesen Schrecken nicht mehr aus meiner Seele.«

»Gott sei gelobt!« rief Madelaine, »Gott sei gedankt, daß er mir Kraft lieh, Ihre Seele zu erschrecken. — Der Himmel warnt uns durch Schreckbilder der Phantasie, lassen Sie sich warnen. Würden Sie meine Worte so ergriffen haben, lägen nicht die Schreckbilder innerhalb der Grenzen möglicher Verwirklichung? Lassen Sie ab von dem unglücklichen Gedanken an diese unheilvolle Ehe — verbannen Sie aus Ihrem edlen Herzen die Entschlüsse Ihrer Eitelkeit, werfen Sie die affektirte Weisheit Ihrer Weltansicht von sich, Sie lieben den Grafen nicht, Sie können ihn nicht lieben, denn er ist ein Elender, er liebt Sie nicht und wird Sie verderben. O! ich sehe jetzt klar seinen schändlichen Charakter: treulos, verschwenderisch, Wüstling, Spieler, Tyrann, voll Lust der Gewaltthätigkeit, Heuchler, Lügner, Meineidiger — ja, das ist er, bei meiner Seele schwöre ich es, und nicht das Herz einer Weltphilosophin wie Sie, Marquise, nicht das kalte Freundschaftsgefühl der Konvenienz ist fähig, einen solchen Mann zu lieben, zu dulden — nein, ein Herz — ein Herz —«

Die Stimme versagte der Unglücklichen, aber die Marquise hatte eine Ahnung dessen, was sie hatte

sagen wollen. Sie beobachtete staunend die Aufregung Madelainens, und bei jeder Silbe Ton, die sie sprach, fing in ihrem Herzen die Gewißheit an zu grollen, daß sie eine Nebenbuhlerin vor sich habe. Wer giebt uns wohl Aufschluß über das tiefe Geheimniß des Widerspruchs in der Natur edler Seelen, wodurch sie gerade am meisten allen den tödtlichen Ungerechtigkeiten und grausamen Kränkungen, welche Eifersucht zufügt, ergeben sind! Die Marquise war ein Mädchen von edlem Herzen, sie liebte Madelaine bis zu diesem Augenblicke wie ihre Schwester, und doch war sie bereit, mit kalter Grausamkeit den Dolch des bittersten Hasses in das Herz der Unglücklichen zu stoßen. Ehe sie es that, wollte sie nur noch Gewißheit.

»Ein Herz — ein Herz wie das Ihrige,« sagte sie, »nicht wahr, ich habe es errathen, schöne Schwärmerin?«

»Sie haben es gesagt,« antwortete Madelaine entschlossen, »ja, ein Herz wie das meinige, so blind hingebend, selbst das Thörichtste glaubend und den Tag selbst leugnend, wenn er seine schönen Täuschungen zerstört — ja, ich liebe den Grafen, selbst jetzt, wo ich weiß, daß er ein Verworfener ist.«

»Und wer giebt Ihnen, mein Fräulein,« entgegnete die Marquise mit einem Anflug von boshafter Heiterkeit, »ein Recht, meinen Bräutigam zu schmähen, ein Recht, die Braut seiner freien Wahl verdrängen

zu wollen?« Eine zornige Aufwallung durchzuckte bei diesen Worten die Marquise. Mit einem wüthenden Blicke maß sie die Gestalt der Leidenden, schritt dann ruhig mit der Kälte einer Tigerin einem Divan zu, nachlässig in eine Ecke sich lehnend.

»Genug des Unsinns — was wollen Sie, mein Fräulein, mit diesen Szenen? Wollen Sie mit Ihrem Gewinsel, das mir mehr Berechnung scheint als wirklicher Schmerz, mir eine Verbindung verleiden mit einem Manne, den ich liebe? — hören Sie, mein Mädchen? — den ich liebe und der mich liebt, wenn er auch — wie die Männer eben aus Langerweile in ihrer Freiheit thun — sich herabließ, einen Antichambre-Roman zu spielen.«

»Sind Sie von Sinnen, Madelaine, daß Sie einen Augenblick Ihre schmachtenden Augen zu dem Grafen Drahow wenden konnten, in der Idee, ihn zu ehelichen? Sie, das Mädchen ohne Vermögen, die arme Offizierstochter, meine Gesellschafterin? — Zudem, welch ein lächerlicher Kontrast zwischen ihm und Ihnen! — Er mit den Adleraugen, Sie mit den erloschenen Mondscheinäuglein; er ein Mann von nüchternem Verstande, ein Mann von Welt und Ton, Sie ein schwärmerisches, leichtgläubiges, thörichtes Kind, das mit Sonnen zu spielen meint, deren Strahlen mitleidig einmal auf Ihr dürftiges Dasein scheinen. Also darum macht Ihre Phantasie den reichen Grafen Drahow in einer nahen Zukunft zum Bett-

ler, weil Sie selbst lüstern sind, die Gefährtin seiner Armuth zu werden? O der edlen Freundin, die ihre Netze ausspannt im Vorzimmer, um ihrer Gebieterin den Bräutigam wegzufischen! — Sie haben sich nun selbst in das Netz verstrickt, was geht das mich an? Sie sind mir von der Stunde an eine Fremde — gehen Sie, meiden Sie meine Nähe, suchen Sie eine andere Düpe Ihrer wohlgemeinten Rathschläge! — Aus meinen Augen, fort — verwünscht ist die Stunde, wo ich Sie zuerst gesehen!«

Madelaine zerfloß in Thränen — und so grausam die Worte ihrer Herrin waren, so erfüllten sie doch ihr Herz mit keiner Bitterkeit — sie eilte auf die Marquise zu, umschlang ihren Hals, bedeckte ihr Gesicht und Hände mit Küssen und eilte sprachlos von hinnen.

Die Marquise, welche dies willenlos, doch auch theilnahmlos geschehen ließ, ergriff Tinte, Feder und Papier und schrieb einen mit Beleidigungen angefüllten Absagebrief an den Grafen von Drahow.

Ein Kaffeehaus.

Auf einem der schönsten Plätze der Stadt gelegen, ist das Kaffeehaus des Herrn Funder das besuchteste und eleganteste der Residenz. Seine Wände sind auf kostbare Weise tapezirt, die Mobilien sind

aus dem berühmtesten Atelier eines Kunsttischlers, seine Spiegel in reichen Goldrahmen, seine herrlichen Gaslampen, seine Billards und Divans, seine Draperien sind mit luxuriöser Pracht ausgestattet. Man kann sich einen Begriff von dieser verschwenderischen Einrichtung machen, wenn man erfährt, daß sie so viel kostet wie ein anständiges Landhaus. Alle Geschirre sind von Silber, und die Marqueurs sind elegant gekleidet und frisirt. Mehr als funfzig Zeitungen liegen auf den Tischen zerstreut umher. Man wird mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit bedient, und der arme Teufel, der hier sein Frühstück verzehrt, kann sich wenigstens eine Stunde der Täuschung hingeben, daß er ein großer, reicher und angesehener Mann sei. Zehn Marqueure wetteifern in seiner Bedienung. Man bringt ihm Kaffee, Wasser, eine Tabakspfeife, man trägt ihm die Zeitungen und Fidibusse zu, seine aufmerksame eilige Bedienung erfordert wenigstens zehnerlei verschiedene Verrichtungen, damit er der Mühe überhoben sei, sich die Zeitungen selbst zu suchen und seine Pfeife an der nahestehenden Lampe selbst anzubrennen.

Aber weit merkwürdiger als diese Aeußerlichkeiten sind die Mysterien dieser Kaffeehäuser, welche von Wenigen gekannt sind. Die versammelte Gesellschaft scheint auf den ersten Anblick nur der besten Sozietät anzugehören. Ihr Aeußeres ist gleichförmig

von der ausgesuchtesten Eleganz, ihre Gespräche verrathen nicht minder als ihre Manieren die feinste Bildung. Wirklich finden sich hier Kavaliere, reiche Privatleute, höhere Beamte und Militärs, Banquiers und Großhändler, Professoren und Gelehrte ein; aber neben ihnen, durch nichts Aeußerliches sich unterscheidend, eine überwiegende Anzahl von Glücksrittern, Pflastertretern, Roué's und — Dieben aller Art.

Hier war es, wo Jaques sich mit dem Juden Aaron ein Rendezvous gegeben hatte. Er war hier nicht in seiner gewöhnlichen Kleidung erschienen, sein Rock war nach dem neuesten Schnitt, sein Haar frisirt, seine Kravatte die eines Elegants. Und mit dieser Kleidung hatten sich auch seine Manieren metamorphosirt — er sprach ohne jüdischen Jargon und hatte ganz das Aussehen eines vornehmen Mannes.

»Ich habe Sie hierher bestellt,« sagte er zu Jaques, »weil ich Sie nothwendig mit einer Anzahl von Personen bekannt machen muß, deren Einfluß, Charakter, Fähigkeiten und Geschäftsverbindungen für unsere Pläne von großer Bedeutung sind. Wir können ohne ihren Beistand, ihren Rath nicht zu dem erwünschten Ziele gelangen, denn diese Leute haben alle Geldgeschäfte in ihren Händen, sind mit allen Klassen der Gesellschaft vertraut, in alle Intriguen

und Verhältnisse eingeweiht und Alle — was die Hauptsache ist — mit Geld zu gewinnen.«

Und nun fing er an alle Anwesenden an den nächsten Tischen, welche, ihn grüßend, sich in der Hoffnung ein Geschäft zu machen um die Beiden versammelt hatten, ohne sich jedoch merken zu lassen, wie wichtig ihnen die Erscheinung Aarons in ihrer Mitte war, mit leiser Stimme zu charakterisiren.

»Sehen Sie hier den Mann mit den vielen Brillantringen an den Fingern, der Glatze auf dem halbergrauten Kopfe, dem martialischen Schnurrbarte und dem kühnen offenen Blicke. Man sollte glauben, er sei ein Mann von bedeutender Stellung in der Gesellschaft und nach seinem offenen Wesen zu urtheilen ein Mann, dem man in allen Dingen vertrauen könne. Dessenungeachtet ist er Nichts weiter als ein verabschiedeter Korporal, der schon einmal wegen Diebstahl zum Gassenlaufen verurtheilt, mit Laufpaß entlassen worden ist. Ich habe ihn noch gekannt, wie er mit dem Zwillichkittel um Almosen bettelte. Allein der Mann hat einen ungewöhnlichen Scharfsinn, einen verwegenen Geist, und gelangte durch Entdeckung einer großen Fälschung von Kreditpapieren zu seiner gegenwärtigen einträglichen Stellung als Agent der geheimen Polizei, welche leider genöthigt ist, Diebe mit Dieben zu fangen. Wenige kennen sein wahres Metier, die Mei-

sten halten ihn für einen pensionirten Hauptmann, wofür er sich ausgiebt, der von seinen Einkünften lebt. Er ist sehr geachtet und im Umgange beliebt, spielt täglich seinen Rober Whist mit dem Grafen R. und dem Rathe K., behandelt sie mit der Vertraulichkeit eines guten Freundes und nimmt ihnen täglich Geld ab.«

»Der junge Mann mit der goldenen Brille, der ihm gegenüber sitzt, mit der Reitpeitsche und den Manieren eines Elegants aus der **haute volée**, ist der Sohn eines Hausknechts, war selbst einige Jahre Kellner und ernährt sich von einer eigenthümlichen Industrie, welche seine Erfindung ist. Er wohnt den Sommer über auf dem Lande oder in Bädern in Gesellschaft von einem bis zwei jungen Mädchen — Fabrikarbeiterstöchtern oder ehemaligen Köchinnen, welche er nach dem neuesten Modejournale kleidet und bald für Kousinen bald für Schwestern ausgiebt. Er sucht sich zu diesem Zwecke sehr schöne Mädchen aus, welche von ihm in allen Künsten der Koketterie abgerichtet werden, und verkuppelt sie dann für enorme Summen an unerfahrene junge Kavaliere, welche, verblendet von dem äußeren Scheine der Noblesse, es nicht wagen, kleine Anerbietungen zu machen, und sich oft ruiniren, um in den Armen gemeiner Phrynen zu liegen. Sein Geschäft prosperirt außerordentlich, und er hat bereits ein schönes Landhaus auf diese Weise erworben.«

»Der Dritte an dem Tische — ein ehrwürdiger Greis mit silberweißem Haar, der täglich seine Messe hört und wöchentlich ein Mal zur Beichte geht, dessen Mund immer überströmt von Ereiferung gegen die Sittenlosigkeit, ein strenger Richter über die Laster anderer Menschen, vor welchem Keiner gerecht ist und der allen seinen Bekannten stets gute Lehren giebt — war früher Lohnbedienter, lebt jetzt als Partikulier und ist ein falscher Spieler. Zugleich verleiht er Geld an leichtsinnige junge Leute und läßt sich für 10 Fl. auf 3 Tage 15 verschreiben. Größere Geschäfte macht er nicht, weil er bei den kleinen mehr gewinnt.«

»An dem zweiten Tische dort sitzt der Graf Sylbenfeld — ehemals Rittmeister in der Armee, wegen eines Kassendiebstals infam kassirt, nunmehr Geldmäkler der leichtsinnigen Kavaliere, welchen er Geld, Pferde und Weiber zukuppelt. Seine Verwegenheit ist enorm. Er rühmt sich, jedes Mädchen, jede Frau jeden Standes einem reichen Wüstling, der ihn gut bezahlt, zu liefern, und machte sich einmal verbindlich, die schöne tugendhafte Tochter eines hohen Beamten dem Grafen Saldonello in sein Lager zu bringen, und hielt Wort.«

»Mit ihm spricht der Herr von Sünling — sein Chargé d'affaires — erst vor drei Jahren aus dem Zuchthause entlassen, wo er wegen Betrugs einge-

sperrt war, hat in sehr großen Häusern Zutritt, ist ein Liebling der Damen und wird von wollüstigen Weibern der großen Gesellschaft ausgehalten. Er betreibt nebenbei ein einträgliches Geschäft mit Mode- und Schnittwaaren, welche von bankerotten, aber noch Kredit genießenden Kaufleuten gegen Wechsel entnommen und unter dem Preise verkauft werden.«

»Jener Billardspieler dort ist Schuldenmacher von Profession, Kaufmann ohne Vermögen, welcher auf dem schönsten Platze Wiens ein prächtiges Etablissement besitzt. Ehedem Handlungsdiener, begann er sein Geschäft mit 1000 Fl., welche ihm ein Hausknecht vorstreckte, um Theilnehmer am Geschäfte zu werden, welches der Handlungsdiener angeblich mit einem Kapitale von 10,000 Fl. begründete, die auch in falschen Papieren ausgewiesen wurden. Nach Eröffnung des Gewölbes fand er einen zweiten Gesellschafter, welchen er um 10,000 Fl. brachte, dann einen dritten, vierten und fünften. Man schätzt seine Passiva, welche er innerhalb 3 Jahren anhäufte, auf nahe an 100,000 Fl. — wenn er sie noch um 50,000 Fl. höher gebracht haben wird, ist es wahrscheinlich, daß er Bankerott machen und sich mit 40 — 50,000 Fl. ins Privatleben zurückziehen wird. Seine Hauptspekulation ist der Schmuggel — er bezieht von den ausländischen Handelshäusern ungeheure Waarenvorräthe auf Kredit und verschleudert dann die Waaren.«

»Der Mitspielende ist ein Geldmäkler — der bedeutendste in Wien. Alle ruinirten Kaufleute, alle derangirten Kavaliere sind in seiner Hand, alle Wucherer mit ihm in Verbindung. Er genießt das vollkommene Vertrauen der Letzteren, denn er arbeitet sicher. Er kann uns sehr nützlich werden, auf ihn stütze ich unsere größten Hoffnungen. Der Teufelsmensch weiß Alles möglich zu machen. Er hat neulich einen Bankerott bewirkt, wobei er allein für Sensarie 10,000 Fl. gewann. Es handelte sich darum, eine große Fabrik zu Grunde zu richten. Einer seiner Freunde hatte dieses Interesse und beauftragte ihn, alle Wechsel jener Fabrik aufzukaufen und einen Theil davon mit 50 Prozent wegzugeben. Dadurch, und daß er der Fabrik für einen gewissen Termin wo sie große Wechselzahlungen hatte, 40,000 Fl. versprach, worüber er sogar eine Erklärung des Geldgebers beibrachte, am Zahltage aber seine Unfähigkeit erklärte, sein Versprechen zu erfüllen, bewirkte er eine Stockung der Zahlungen, den Ruin des Kredits und unmittelbaren Bankerott. Sein Geldgeber übernahm diese Fabrik mit dem ganzen **fundus instructus** im besten Geschäftsbetriebe, 300,000 Fl. werth, um 100,000 Fl. Das ist unser Mann.«

Jaques hörte alle diese Schilderungen mit einiger Unruhe an. Es wurde ihm etwas unheimlich in dieser Gesellschaft von exquisiten Schurkengeistern — vorsichtig von Natur wollte er mit ihnen Nichts zu

schaffen haben und hoffte Aaron die Gefahren solcher Verbindungen allein aufzubürden. Er nahm daher gegen ihn eine sehr ehrbare Miene an und sagte:

»Was sollen mir diese Bekanntschaften, Aaron — wahrlich solche Spitzbuben taugen nicht für ein ehrliches Geschäft. Vergessen Sie nicht, daß ich es ehrlich mit dem Grafen meine und nur sein Bestes will.«

Es ist schwer, den physiognomischen Ausdruck zu beschreiben, welchen Aaron bei diesen Worten zeigte. Mit einem Auge blinzelnd und seinen Mund in ein spöttisches launiges Lächeln verziehend, erwiderte er plötzlich in seinen jüdischen Jargon verfallend:

»Gott's Wunder — Se wollen mich wohl a Bisl veriren — was machen Se mer solche Schwippchens vor — weiß ich doch wer wir alle Beide sind — daß ihr Christen doch immer ehrliche Leute sein wollt!«

Jaques konnte nicht umhin zu lächeln — aber er nahm schnell wieder eine salbungsvolle Miene an. »Aaron, Aaron,« sagte er, »bedenken Sie: Ehrlich währt am längsten — ich will Geld verdienen, aber auf redliche Weise. Merken Sie sich das, und wenn Sie diese Leute brauchen, so lassen Sie doch mich aus dem Spiele.«

»Ach ja so,« sagte Aaron schnell begreifend, »Sie fürchten sich vor den Leuten, Sie möchten gern, daß ich die gebratenen Kastanien aus dem Ofen

hole, damit Sie sich nicht verbrennen. Je nun, wenn Sie mir einen größeren Vortheil einräumen, will ich es thun. Was lassen Sie fallen dafür?«

»Zwei Prozent,« antwortete Jaques.

»Drei, so ist die Sache in Ordnung,« erwiderte der Jude.

»Gut denn 2½.«

»Abgemacht!«

»Also hören Sie meinen Plan. Sie haben bereits für 300,000 Fl. Schuldverschreibungen des Grafen in Händen oder doch disponibel. Ich werde es dahin zu bringen wissen, daß er die Marquise Danonville heirathet. Sie wird ihm nur 10,000 Fl. Rente bringen, aber für jetzt kein Kapital — wenigstens kein disponibles. Die Hochzeit wird bei der Prachtliebe der Marquise bei 100,000 Fl. kosten. Die neue Einrichtung des Palais 70,000. Der Graf wird daher 200,000 Fl. aufnehmen müssen und seine Schuld an Sie neuerdings prolongiren. Sie schützen aber Geldmangel vor und prolongiren nicht. Ihre Forderungen sind auf das Gut Blenheim vorgemerkt. Es ist mehr als eine Million werth, da es auf einen Ertrag von 80—100,000 Fl. gebracht werden kann. Allein es wird so schlecht bewirthschaftet, daß es kaum die natürlichen Zinsen von 500,000 Fl. abwirft.«

»Und für 600,000 Fl. habe ich einen Käufer.«

»Gut, somit wird es leicht sein, den Grafen zu

bewegen, das Gut für diesen Preis zu verkaufen, da der natürliche Werth überzahlt erscheint.«

»Und dafür gebe ich Ihnen eine Sensarie von 50,000 Fl.«

»Sehr wohl — an mir wird es nicht liegen, wenn das Geschäft mißlingt — allein es handelt sich darum, einen gefährlichen Käufer, welcher dem Grafen schon 700,000 Fl. geboten hat und vielleicht 800,000 Fl. geben würde, aus dem Felde zu schlagen, da dieser Verkauf mit dem Grafen unmittelbar stattfinden würde zu unserem Nachtheil. Es ist der Banquier Samuelson — der Banquier des Grafen, mit ihm persönlich bekannt, und das Gut in einen üblen Ruf zu bringen.«

»Gut,« sagte Aaron — »das nehme ich auf mich.«

»Wie aber wollen Sie dies anfangen — Sie kennen meine Operationen — ich muß nothwendig die Ihrigen kennen.«

Mit der Schnelligkeit eines geübten scharfsinnigen erfinderischen Spekulanten entwarf Aaron schnell seinen Operationsplan. Nach einigen Minuten des Nachdenkens sagte er:

»Samuelson ist uns nicht gefährlich. Er hat eine Maitresse in einer Vorstadt, von welcher weder seine Frau, die er bei all seiner Treulosigkeit über alle Begriffe liebt, noch sonst Jemand außer mir Etwas weiß, welchem die Dame sich anvertrauen mußte,

da sie auf den Kredit dieses Verhältnisses Geld von mir aufnahm, um einen jungen Lieutenant von der ungarischen Garde zu unterstützen. Sie ist in meinen Händen und muß auf Samuelson wirken. Nöthigenfalls wird ihm gedroht, das Verhältniß seiner Gemahlin zu verrathen, welche sich von ihm scheiden lassen und ihr Vermögen aus seinem Geschäfte ziehen würde, wenn sie von der Sache Etwas erführe. Was aber die Nothwendigkeit betrifft, das Gut in üblen Ruf zu bringen, so werden mir diese Herren trefflich dienen. Ich werde ihnen Hoffnungen auf einen bedeutenden Gewinn machen und bewirken, daß das Gut zu einem Spottpreis ausgeboten wird ohne Wissen des Grafen. Es werden sich Käufer melden, die Sie natürlich, an den sie sich wenden müssen, mit zweideutigen Ausflüchten abweisen, indem Sie die Verkäuflichkeit des Gutes auf eine Weise in Abrede stellen, welche vermuthen läßt, daß man nur die Sache geheim halten wolle. Sie werden sich entrüsten über das Gerücht, aber doch die Offerten gleichsam aus Neugierde untersuchen. Da nun das Gut nicht verkauft aber immer ausgeboten werden wird, so muß es nothwendig in üblen Ruf kommen, und wir sind sicher vor überspannten Anträgen. Die Mäkler werden alle Käufer mit ihren unberufenen Anträgen überlaufen und vollends den Werth herunterbringen.«

»Vortrefflich ausgedacht,« sagte Jaques, »aber

wie gesagt, alle diese Operationen überlasse ich Ihnen.«

»So sind wir denn in Ordnung,« sagte Aaron, indem er Jaques die Hand reichte, »abgemacht auf Ehrenwort.«

»Sie wissen, wie sehr Sie auf mein Wort zählen können — auch ich vertraue Ihnen,« erwiderte Jaques gerührt.

»Ja, wir sind Männer,« schloß Aaron zärtlich, »und wahre Freunde.«

»Treu bis in den Tod,« antwortete Jaques, und die beiden Schurken schüttelten sich mit einer Inbrunst die Hände, als ob sie die ehrlichsten Leute von der Welt wären.«

Der Kammerdiener.

Die Nacht bildet die natürlichen Abschnitte unseres Lebens, die Nacht ist die beste Freundin der leidenden Menschheit, die Nacht ist die Wiege unserer Wünsche, die Gebärerin unserer Willenskraft. Den Sturm von gestern gleicht die Ruhe der Nacht aus, und die Dinge nehmen eine neue Gestalt und Farbe an; die Schmerzen von gestern — die Nacht hat sie gemildert und die Seele gestärkt zu neuem Kampfe. Jeder Morgen bringt uns die Wiedergeburt unseres

Daseins, und wie lebensmüde, erschöpft und kraftlos die Seele gestern war, die Nacht hat sie neu belebt mit allen den Hoffnungen, allen den Unternehmungskräften, die gestern uns verloren schienen. Wer am Abende gestern verzweifelte und schwach wie ein Kind verzagte, er steht am Morgen auf mit neu belebtem Muthe und bietet wieder kühn die Stirn den feindlichen Mächten unseres geheimnißvollen Geschicks. Wehe dem Elenden, dem die Nacht keinen Trost gebracht, ihn hat sein Genius verlassen, ihn haben die Mächte des Himmels aufgegeben! Eine Nacht liegt zwischen den Ereignissen unserer Geschichte, welche wir unserem Geiste vorgeführt, und denjenigen, welche wir nun betrachten wollen.

Eine Nacht hat Madelainens gepeinigte Seele erfrischt, obgleich sie halb unter Thränen verbracht wurde; eine Nacht hat Herminen die Heiterkeit ihres erschreckten Gemüthes wiedergegeben — nur Graf Hugo hat von dieser Nacht keinen Nutzen geschöpft und sie in einem Seelenkampf durchwacht.

Wir kehren in seinen Palast zurück, nicht in sein inneres Gemach, wo er mit körperlichen Qualen den Tag begrüßt, sondern in den großen Saal, wo er sonst des Morgens seine Besuche empfängt, gähnend seine Rechnungen durchsieht, die Suppliken seiner Diener und Unterthanen theilnahmlos hinnimmt. Die Sonne steht schon am Himmel, und noch hat Graf Hugo sein Lager nicht verlassen. Das ist die Zeit,

wo der Günstling des Grafen das Hauswesen seines Herrn bestellt, geschäftig klügelt und wirthschaftet, unter heiteren Scherzen mit den Dienern des Hauses verkehrt, Briefe und Zeitungen ordnet, Einladungskarten und Anmeldungen empfängt, und denkt und schafft, wie er neben dem Vortheil seines Herrn den eigenen bewahre. Unter den eingelaufenen Briefen befindet sich das Billet der Marquise, welches erst heute bestellt werden kann, da Graf Hugo, nach Gewohnheit spät Abends aus Gesellschaften zurückkehrend, alle Briefschaften in den Händen seines Kammerdieners ließ, der das Billet nachdenkend mustert und den Augenblick erwartet, wo der Graf ihn zu seinem Lever beruft. Es ist 10 Uhr Morgens und die Glocke des Portiers kündigt schon einen vornehmen Besuch an, eine Equipage rollt in den Hof, und in wenigen Augenblicken steht der alte Marquis Danonville im Salon und begrüßt mit herablassender Vertraulichkeit den treuen und beliebten Diener seines Herrn.

»Ist Graf Hugo schon sichtbar?« fragte er ihn auf die Achsel klopfend.

»Noch nicht, Euer Gnaden, doch werde ich es ihm sogleich melden —«

»Hat keine Eile, mein lieber Jaques — aufrichtig, es ist mir sogar lieb, Sie allein zu treffen — ich will lieber Eins plaudern mit Ihnen und abwarten, bis der Graf erscheint.«

»Wie Euer Gnaden befehlen.«

Der Marquis nimmt Platz auf einem Fauteuil, besieht sich eine Weile die Dekorationen des Saales, die Gemälde und Teppiche, und bemerkt: »Sehr geschmackvoll, mein Lieber, gewiß Alles Ihr Werk — nun, sein Sie nicht zu bescheiden, ich kenne Ihre Verdienste um des Grafen Haus, das Vertrauen, das Sie mit Recht genießen. — Apropos — Sie wissen doch, in welche nahe Verbindung mein Haus mit der Familie des Grafen zu treten denkt?«

»Insofern es einem Diener ziemt, dergleichen zu wissen, ehe es deklarirt wird — ja!«

»Ohne Rückhalt, mein lieber Jaques, ich weiß ja, bei Ihnen ist jedes secret gut aufgehoben, sagen Sie mir, was denken Sie davon?«

»Alles Gute, Herr Marquis, mein Herr braucht eine Hausfrau, und glücklicher könnte seine Wahl nicht sein.«

»Meinen Sie? — nun, ich bin derselben Meinung — es ist in jeder Hinsicht eine passende Verbindung — um so ärgerlicher aber wäre es, wenn einer Bagatelle wegen die Sache rückgängig werden sollte. Es würde Eklat machen.«

»Wie, Herr Marquis?« fragte Jaques bestürzt.

»Wie ich Ihnen sage, ein kleines Mißverständniß, eine Sache, nicht der Rede werth; die Caprice meiner Tochter droht das ganze Projekt zu vereiteln. Sagen Sie mir, hat der Graf nicht gestern Abend ein Billet von meiner Tochter erhalten?«

»Nein, es ist noch in meinen Händen — der Graf kam spät nach Hause und —«

»Desto besser! Geben Sie mir das Billet zurück, das kann die Sache ändern, und wenn ich auf Sie zählen könnte, so ließe sich wieder Alles arrangiren.«

»Ich werde in der Sache blind Ihrem Befehle gehorchen — mir liegt das Wohl des Grafen am Herzen, und ich kann es nicht länger mit ansehen, wie Alles geht. — Der Graf muß heirathen,« erwiderte Jaques mit Eifer.

»Tant mieux, tant mieux, mein lieber Jaques — sehen Sie, es handelt sich um eine Thorheit, die der Graf begangen, indem er in meinem Hause eine galante Angelegenheit anzettelte, die meine Tochter sehr übel nimmt. Sie kennen doch das Fräulein, die Gesellschafterin meiner Tochter!«

»Fräulein Laurentin? Ja!«

»Nun denken Sie, es hat gestern zwischen ihr und meiner Tochter eine Szene gegeben — das Mädchen behauptet, Graf Hugo habe ihr ein Eheversprechen gemacht. Nun, ha ha! Sie wissen, was das heißt — meine Tochter hat ihr sogleich den Abschied gegeben, und die Sache wäre von keiner Bedeutung, wäre das Mädchen nicht die Freundin Herminens gewesen. So war sie aber furieuse über den Handel und hat in der ersten Hitze dem Grafen einen Absagebrief geschrieben. Indessen habe ich heute Morgen mit meiner Tochter gesprochen, und es schien als bereue

sie ihre Voreiligkeit. Der Graf muß Etwas thun, die Sache zu repariren.«

»Das Mädchen muß sogleich entfernt werden,« sagte Jaques rasch. »Wenn sie es gewagt hat, sich als Nebenbuhlerin zu zeigen, so steht noch Schlimmeres zu besorgen.«

»Charmant!« rief der Marquis, »Sie haben da meinen Gedanken. Ich denke, am besten wäre es, das Mädchen zu verheirathen. Irgend ein Schreiber wird sich wohl dazu hergeben, und auf eine Ausstattung wird es dem Grafen auch nicht ankommen.«

»Aber wo ist das Fräulein?«

»Hier ist ihre Adresse — ich habe sie mir von dem Kammermädchen geben lassen, der sie dieselbe übergeben hat, für den Fall, daß Jemand nach ihr fragen sollte. Teichstraße Nro. 17, bei Madame Sophie, einer Putzmacherin.«

Während Jaques rasch seine Brieftasche verbarg, trat Graf Hugo in den Saal, und der Marquis hatte nur noch Zeit, einige Winke des Verständnisses mit Jaques zu wechseln. Nach einer herzlichen Begrüßung verließ der Graf mit dem Marquis den Saal, um während einer Promenade in dem Garten des Palastes über den Zweck des so unerwarteten Besuches zu sprechen, und Jaques blieb sich verbeugend allein im Saale zurück.

»Nun da haben wir die Bescheerung,« sagte der Kammerdiener für sich, indem er die Adresse hervor=

zog. Da ist keine Zeit zu verlieren. Dieses exaltirte Frauenzimmer ist, wie ich sagte, zu Allem fähig, und ich muß vor Allem verhüten, daß der Graf sie wieder sieht. Abgedankt und hilflos wie sie nun ist, überläuft sie am Ende den Grafen in seiner Wohnung und bewirkt einen Skandal, und wer weiß, was noch Schlimmeres, denn sie hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

Kaum hatte er diesen Satz vollendet, so öffnete sich die Thür und Fräulein Laurentin stand leibhaftig vor ihm. Bei ihrem Anblicke gerieth der so besonnene Mann aus aller Fassung, er starrte sie mit aufgerissenen Augen in der größten Angst und Unruhe an und war unfähig ein Wort hervorzubringen.

Die gespenstische Bleiche ihres Gesichtes, ihre ruhige Haltung und die in ihrem ganzen Wesen ausgesprochene Ergebung in den Willen des Herrn machte auf den sonst so kalten, fühllosen Mann einen Eindruck, dem er umsonst zu widerstehen sich bemühte. Madelaine hatte mehrere Stunden den erquickenden Schlaf der Gerechten geschlafen, sie hatte gebetet, sich mit ihrem Herzen, ihrer Vernunft, mit Gott berathen. Eine so teuflische Verhöhnung der heiligsten Schwüre, eine so freche Beleidigung des Himmels, eine so bübische Treulosigkeit konnte — so glaubte sie fest — nicht dem Herzen Hugo's natürlich sein, nur augenblickliche Verblendung, Hochmuth und vorübergehende Leidenschaften konnten seine Seele berückt haben. Sie

fühlte den heiligen Beruf in sich, ihn durch dieselbe Gewalt, welche sie schon einst auf seine Seele geübt, und woran sie fest glaubte, zur Gerechtigkeit zurückzuführen. Christliche Demuth und Selbsterniedrigung im Herzen, war sie gekommen, ihn mit ihren Bitten, mit ihren Thränen, mit ihrer Liebe zu erweichen und allen Stolz edler Weiblichkeit abzulegen, um ihm sein besseres Selbst zu retten. Sie hatte die Seelenpein begriffen, wovon der Mann ergriffen sein mußte, der sehend, wie der Menschheit herrlichste Schätze ihm zu Füßen lagen — nicht um seines Werthes, nur um seines Reichthums willen den Glauben an die Menschheit verloren hatte. Für sich wollte sie nur seinen Namen, um dann in ewiger Abgeschiedenheit und freiwilliger Armuth ihm alle Freiheit zu lassen — ja selbst ihr Leben war sie bereit um diesen Preis zu opfern. Mit diesen schwärmerischen Gedanken hatte sie sich aufgemacht, um ihn, der sie floh, aufzusuchen. Sie fragte bescheiden nach dem Grafen. Dies gab dem Kammerdiener seine Fassung wieder.

»Gottlob,« dachte er, »sie hat ihn nicht gesehen; ich kann sie täuschen und entfernen.«

»Der Graf ist soeben ausgefahren — er kommt vor Abend nicht wieder, denn er bleibt auf dem Lande.«

»Darf ich fragen, wo er verweilt? Ich muß ihn aufsuchen, ich habe eine sehr wichtige Botschaft an ihn, es gilt sehr viel.«

»Ist es mir wohl erlaubt, Fräulein,« erwiderte forschend Jaques, »in Ihr Geheimniß einzudringen? Ich bin des Grafen vertrauter Diener und weiß Alles, was im Hause vorgeht.«

»Ich habe allein mit ihm zu sprechen und muß mit ihm sprechen. Wo ist er?« sagte Madelaine entschieden.

Nach einigem absichtlichen Zögern und Nachdenken fand es Jaques am gerathensten, von dieser Dringlichkeit Nutzen zu ziehen und sie desto sicherer zu entfernen. »Wenn Sie es durchaus wünschen, so kann ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbieten, denn ich muß selbst dem Grafen nachfolgen.«

Madelaine nahm das Anerbieten mit Freuden an, und in wenigen Minuten entführte der verschmitzte Kammerdiener mit einer Hast, welche einem minder Befangenen seine Lüge verrathen hätte müssen — das unglückliche Opfer seiner Schlauheit nach einer entlegenen Besitzung des Grafen, wo er sie unter Vorwänden so lange aufzuhalten dachte, bis es ihm gelungen, eine Vermittlung, im Sinne des alten Marquis Danonville, durch seine Lügenkünste zu bewirken. Noch hörte man das Rollen des Wagens in den benachbarten Straßen, als dieser sich von Hugo verabschiedete unter Aeußerungen und Grußformeln, welche die innigste und freundlichste Eintracht verriethen.

»Der Fluß geht sehr hoch,« sagte Jaques, nachdem er mit Madelainen schweigend eine lange Weile

auf der Landstraße gefahren war, um ein Gespräch anzuknüpfen. »Ich fürchte, wir erleben eine Ueberschwemmung in wenigen Tagen, wenn das Wasser so fort steigt.«

Madelaine antwortete mit einem stummen theilnahmlosen Nicken. Der Kammerdiener sah sich gezwungen, direktere Fragen zu stellen, um seinen Zweck zu erreichen.

»Wenn ich nicht irre,« sagte er nach einer Pause, »so stehen Sie in einem Verwandtschaftsverhältniß mit der Familie Laurentin in Belgien?«

»Zu dienen, mein Herr!«

»Wirklich, das ist erstaunlich! — Ja, ja, so geht es,« sagte Jaques und legte in diese Worte einen solchen Nachdruck von Nachdenklichkeit und Theilnahme, daß Madelaine nicht umhin konnte zu fragen:

»Was meinen Sie, mein Herr?«

»Nun, wenn ich aufrichtig sein darf, aber das Fräulein müssen mir meine Freiheit verzeihen, ich meinte nur — ich dachte — o sein Sie ja nicht ungehalten — daß es doch recht traurig sei, bei solcher Bildung und aus gutem Hause —«

»Dienen zu müssen,« fiel Madelaine ein, »ja, in der That sehr traurig.« Eine Thräne stürzte bei diesen Worten über ihre Wangen herab.

»Das wollte ich nicht sagen. Dienen und abhängig sein, wie Sie es sind, mein Fräulein, ist zweierlei,

allein für eine junge Dame ist es immer traurig, allein und verlassen zu sein, unter fremden Menschen — man ist da so Manchem ausgesetzt.«

Ueberrascht durch diese Wendung sah das Fräulein dem Kammerdiener ängstlich ins Gesicht. Sie fand darin einen Ausdruck von Bekümmerniß und wahrem Mitgefühl, das Jaques nicht zu erheucheln brauchte, da es ihm beim Anblick des unglücklichen Mädchens nicht ganz fremd war. Die schlechten Menschen dieser Welt sind ja nur selten dadurch böse, daß sie keines guten Gefühles fähig sind, sondern, daß sie nicht nach den Eingebungen desselben handeln. Jaques war keine von jenen kranken Naturen, in welchen das Gefühl erstorben ist, er war gesund an Leib und Seele, er war fähig der Freundschaft und Liebe, liebenswürdig im Umgang, dienstfertig gegen Jedermann, er liebte nur sich selbst mehr als alle Andern. Daher bedurfte es keiner falschen Künste, keiner Verstellung, um der Unglücklichen Vertrauen einzuflößen. Er tauschte mit dem Fräulein Blicke aus, welche nur zu deutlich sagten, daß er Mitwisser ihres Unglücks sei. Madelaine erwartete zitternd die Fortsetzung seiner Rede.

»Ja, so meine ich, mein Fräulein, ein junges und besonders ein schönes Mädchen ist in solcher Lage größeren Gefahren ausgesetzt als im Schooße einer Familie — gewissenlose Leidenschaften, lockende Versprechungen leichtsinniger Männer, wie so man=

ches arglose Mädchenherz, das die Welt nicht kennt, nicht die schlechten Grundsätze unserer Jugend, wird davon berückt!«

»Mein Herr,« entgegnete Madelaine mit erzwungener Gleichgiltigkeit, aber unsicherm Tone, »gute Grundsätze sollten, denke ich, Schutz bieten gegen so alltägliche Versuchungen.«

»Ja, was sind Grundsätze gegen das Feuer der Jugend gehalten,« versetzte Jaques, »ein Mann, jung, schön, reich, vornehm, liebeglühend, schwörend bei Himmel und Erde — mein Gott, welches Mädchen soll dem widerstehen, nur Thoren können ihre Schwachheit verdammen. — Fräulein, glauben Sie mir, es zerschneidet mir das Herz, zu sehen, wie schändlich leichtsinnig man ein armes Mädchen opfert. — Lassen Sie uns offen reden — ich weiß Alles und kann es nicht unterdrücken, Ihnen zu sagen, wie weh mir Ihre Lage thut. Haben Sie Vertrauen zu mir — ich meine es beim Himmel redlich mit Ihnen, vielleicht kann ich Ihnen rathen, vielleicht ist es noch Zeit, Sie vor weiteren — Unbesonnenheiten zu bewahren — ich bin ein Mann von reifen Jahren, der die Welt kennt — gegen mich brauchen Sie keine Zurückhaltung zu beobachten. Sprechen Sie, was haben Sie vor?«

Madelaine hatte sich das Gesicht verhüllt; lange, lange konnte sie keine Worte finden und schluchzte laut, und ihr Weinen artete in konvulsivisches Ge-

schrei aus. Der Gedanke, daß ihre Schmach schon Gegenstand des Gespräches sei, daß Hugo seinen Kammerdiener wohl gar selbst zum Vertrauten derselben gemacht, peinigte sie fürchterlich. Mit Anstrengung brachte sie endlich die Worte heraus — »also hat er Ihnen gesagt?«

»Beruhigen Sie sich, mein Kind! Nein, nicht er, Marquis Danonville — ach, so sein Sie doch ruhig, ich beschwöre Sie. Es ist schändlich, was Ihnen widerfuhr, aber doch sind Sie noch nicht so zu beklagen, wie tausend Andere; noch sind für Sie Hoffnungen vorhanden auf eine glückliche Zukunft. Vertrauen Sie sich mir an, und Alles wird gut werden. Ich kenne den Grafen Drahow, seine Denkungsart, sein Gemüth, ich habe ihn von Kindheit an umgeben. Wenn irgend Jemand im Stande ist, Ihre Schritte zu leiten, so bin ich es — auch ich bin Vater, habe eine Tochter, ich werde denken, Sie sind die meinige, und Ihnen nur Dasjenige rathen, was ich meinem eigenen Kinde in dieser Lage rathen würde. Sprechen Sie, was wollen Sie bei dem Grafen?«

»Ihn an seine Pflicht erinnern!« rief Madelaine aus, indem sie ihre Thränen aufzuhalten suchte.

»An seine Pflicht? Wohl! — aber was meinen Sie für eine Pflicht?«

»Daß er im Angesichte des Altars seine feierlichen Schwüre halte.«

»Gut, ich begreife, Sie sind kein gewöhnliches

Mädchen, Sie haben Bildung, aber Sie sind bürgerlicher Herkunft. Der Graf, obwohl ein aufgeklärter Mann, ist doch nicht frei von der Idee seiner hohen Stellung, er ist ehrgeizig, nicht geneigt in eine Verbindung zu treten, die ihn bei seinen Standesgenossen herabsetzen könnte. Wollen Sie ihn durch eine Art Zwang sich eigen machen, wollen Sie sich Dem aussetzen, mit Geringschätzung von ihm abgewiesen zu werden, ohne Zweck, ohne Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg sich noch einmal an ihn wegwerfen? Ueberlegen Sie mit kaltem Blute ohne Groll, ohne Liebe Ihre Lage. Sie sind von ihm betrogen. Vielleicht hatten Viele vor Ihnen dasselbe Schicksal. So wie Ihnen hat er vielleicht vielen Anderen die Schwüre seiner Leidenschaften gebrochen. Glauben Sie mir, wenn auch der Graf Ihre Wünsche erfüllte, Sie würden nur desto unglücklicher sein. Einem plötzlichen Verluste widersteht das weibliche Herz leicht, aber schrecklich ist es, täglich das zu verlieren, was man liebt. Der Graf wird auch in der Ehe seine Lebensweise fortsetzen. Um dies zu ertragen, sind Sie nicht geschaffen — dazu paßt nur eine Danonville, die es gar nicht anders erwartet, da Mädchen von ihrer Erziehung nicht selten heirathen, nur um selbstständig zu werden, sie arrangiren sich 14 Tage nach der Hochzeit und gehen jedes seinen Weg. Sie, mein Fräulein, sind zu einem solchen Leben nicht erzogen, Ihr moralisches Gefühl empört sich dagegen; Ihnen wurden

von Eltern und Lehrern nur die Grundsätze der Sittlichkeit und Tugend gelehrt, nicht die gewisse moderne Wissenschaft — Weltklugheit. Sie würden den Mann, den Sie jetzt lieben, hassen und verachten — o reißen Sie sich los von ihm, jetzt gleich, ohne Aufschub. Vertilgen Sie das Andenken eines Mannes aus Ihrem Herzen, der Ihrer nicht würdig ist. Ein Mann seines Standes, seiner Erziehung, kennt wahre Liebe nur dem Namen nach, folgen Sie meinem Rathe, Fräulein, und entsagen Sie.«

Madelaine hörte diese Rathschläge nicht ohne Erfolg. Die Worte des Kammerdieners waren voll Wahrheit, und der wohlmeinende Ton des Mannes, der ihren Geliebten besser kennen mußte als sie, verfehlte nicht, auf sie Eindruck zu machen. Allein der Schmerz, sich so grausam und hoffnungslos geopfert zu sehen, und die Liebe setzten der scheinbaren Vernunft ihren starrsinnigen Unglauben entgegen. — »Wie,« sagte sie, »und wer, wenn Sie recht haben, mein Herr, wer gibt mir meinen guten Ruf zurück?«

»Wenn sonst Sie Nichts hindert, der Vernunft zu folgen,« antwortete mit einem Anflug von Lächeln der Kammerdiener, »über diesen Punkt können Sie ruhig sein. Was ist Ehre? — Geschwätz der Leute, Mienen, Geberden —; Entfernung vom Schauplatze des Geschehenen, Wohlhabenheit geben Ihnen jeden Grad von Ehre zurück, den Sie nur wünschen können. — Ueberdies steht es nur bei Ihnen, ein sicheres

Mittel zu ergreifen, um gegen jede Antastung Ihrer Ehre geschützt zu sein.«

»Sie irren, mein Herr! Mein Vater hat mir einen ganz andern Begriff von Ehre beigebracht. Ehre, so sagte er, ist der Stolz des unbefleckten eigenen Bewußtseins, Ehre bringt man sich nicht nur selbst dar als Lohn der Rechtlichkeit und Tugend, Ehre sei gerade der Schutz aller Bessern gegen das Geschwätz der Menschen — diese Ehre, mein Herr —«

»Diese Ehre, mein Fräulein!« unterbrach sie Jaques belehrend, »diese Ehre ist Ihnen unverloren. — Ein gewisser Mann hat Sie betrogen, Ihr übermäßiges Vertrauen getäuscht, und wenn Eins von Ihnen Beiden sich selbst ehrlos erscheinen muß, so sind Sie es gewiß nicht, mein Fräulein. —«

»Wie? Das sagen Sie!«

»Ja, ich wiederhole es auf die Gefahr hin, an meinem Herrn zum Verräther zu werden. So viel ich weiß von Danonville, datirt sich Ihr Verhältniß zu dem Grafen von Drahow von dem Balle vor drei Monaten?«

Madelaine antwortete nicht und verbarg ihre thränenmatten Augen unter ihren niederschlagenden Wimpern.

»Nicht wahr, es ist so? — Werden Sie es glauben, mein Fräulein, daß Graf Hugo noch gleichzeitig einem andern Mädchen das Eheversprechen machte? Gewiß, Sie kennen sie — Sophie Beth-

mann, die Tochter eines Verwalters auf unserm Gute, deren verschuldeter Vater sie als Fürsprecherin zu dem Grafen sandte.«

»Abscheulich!« rief Madelaine, schwer getroffen von dem wohlberechneten Streiche.

»Ja wohl abscheulich,« fuhr Jaques fort, die Wirkungen seiner Rede beobachtend, »und jetzt frage ich Sie, mein Fräulein, da wir fast an Ort und Stelle sind, wollen Sie noch den Grafen sprechen?«

»Nein, nein, nimmermehr!« schrie Madelaine im Groll der tiefsten Schaam. »Mein Gott, mein Gott — was habe ich verbrochen, in so ruchlose Hände zu fallen!«

»Wohlan, so folgen Sie mir,« sagte Jaques, denn in dem Augenblicke war der Wagen in Monsdorf, dem Landgute des Grafen angelangt. Zögernd und verlegen schickte das Fräulein sich an, den Wagen zu verlassen.

»Nun, bereuen Sie Ihren Vorsatz?« sagte Jaques betroffen.

»Das nicht,« entgegnete Madelaine, »aber ich gestehe, daß ich doch den Grafen noch einmal sprechen möchte und muß,« dabei sah sie ihm fast mit Unmuth und Mißtrauen ins Gesicht.

»Und wer sagte, daß Sie es nicht sollen? — nur jetzt nicht — heute nicht, wenn Sie sich gefaßt haben und einen reifen Entschluß im Herzen tragen — dann —«

»Gut denn, ich folge Ihnen blindlings. Weiß ich doch nicht, wie es kommt, daß ich Ihnen vertrauen muß.«

»So hören Sie meinen Rath, Fräulein,« fuhr Jaques fort, indem er sie aus dem Wagen hob und in eine Gasse führte. »Ich bringe Sie durch eine Hinterthür des Wirthschaftsgebäudes zu meiner Muhme, welche hier Schaffnerin ist. Mit ihr kehren Sie auf der Eisenbahn nach der Stadt zurück und warten bei ihrer Schwester, bis ich mit dem Grafen gesprochen. Ich werde wie ein Vater für Sie handeln und Ihnen getreulich Alles hinterbringen, was er sprach. Unterdessen sammeln Sie Ihr Gemüth und bereiten es zu einer Unterredung mit dem Grafen vor, wenn Sie dann noch darauf bestehen.«

Schweigend und willenlos, wie ein Opfer, ließ sich Madelaine von Jaques fortführen in den Hof eines großen Gebäudes. Hier zog Jaques die Glocke, worauf unverzüglich eine weibliche Gestalt erschien, welche Jaques als seine Muhme bezeichnete. Es war eine stämmige Dirne mit blödem Gesichtsausdruck, die den Kammerdiener mit Lächeln empfing und die Dame groß ansah. Während Madelaine zur Seite trat, winkte Jaques der Dirne geheimnißvoll bedeutsam zu und gab ihr leise seine Aufträge.

»Höre, Marton,« sagte Jaques zu ihr, »Du bist eine verschmitzte Dirne, weißt mit Klugheit zu ge-

horchen, — es giebt ein gutes Stück Geld für Dich und ein schönes Tuch.«

»O, ich verstehe,« erwiderte Marton mit schlauem Lächeln leise.

»Es gilt diese Dame zu entfernen, der Graf will sie los werden, und sie ist ihm in dem Augenblicke sehr im Wege — Du sollst sie auf 24 Stunden von der Stadt durch Klugheit entfernt halten.«

»Aber wie denn?«

„Nichts leichter als das: — hier nimm das Geld, bestelle dafür zwei Plätze nach Blenheim, acht Meilen von hier, das Fräulein ist außer sich, kennt die Richtung der Bahn nicht von hier, und so wird es leicht sein, sie, ohne daß sie es merkt, auf den Train zu bringen, der in einer Viertelstunde nach Blenheim abgeht, während sie wähnt, nach der Stadt zu fahren; wenn die Täuschung nur so lange dauert, bis ihr dem Train, der von Blenheim kommt, begegnet habt, dann fange an zu jammern, daß ihr den rechten Train verfehlt habt. Es wird da Nichts übrig bleiben, als bis Blenheim zu fahren, dort über Nacht zu bleiben und erst morgen zurückzukehren. Spielst Du die Komödie gut und hältst Du sie bis morgen auf, so sind 20 Dukaten Dein. Schlägt die List fehl, so bringe sie in Gottes Namen nach der Stadt zu Deiner Schwester und erwarte mich.«

Diese mit dem größten Ernste ertheilten Auf-

träge machten auf Marton einen Eindruck, der Jaques in große Verlegenheit brachte. Der ganze Anschlag kam ihr so ungemein spaßhaft vor, daß sie plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Ueberrascht blickte Madelaine auf, und ihr Gesicht erglühte vor Schaam und Zorn, aber schnell war Jaques auf sie zugeschritten und hatte ihr unter bedeutungsvollem Wink ehrerbietig die Hand geküßt.

»Verrathen Sie sich nicht, mein Fräulein — ich habe da der Dirne ein lustiges Mährchen aufgeschwatzt, um den wahren Zusammenhang der Dinge ihr zu verbergen. Zürnen Sie nicht darüber — ich wußte mir nicht anders zu helfen — geschwind trocknen Sie Ihre Thränen, machen Sie ein möglichst heiteres Gesicht, denn diese Leute sind von einer gefährlichen Neugierde.«

Mit einem dankbaren Blick und warmen Händedruck schied Madelaine von ihrem improvisirten Beschützer und folgte der blöden Dirne, die mit Mühe ihr Lachen unterdrückte und nun unter der Larve des Blödsinns die listigen Anschläge ausspann, welche ihr des Kammerdieners Wink angegeben hatte.

»Gott schütze Sie, mein Fräulein,« sagte Jaques mit väterlichem Tone, »auf baldiges Wiedersehen!«

Der Vater.

Die Szene verändert sich. Wir sehen Graf Drahow wieder in seinem Gemach, im seidenen Schlafrock, mit einer langen türkischen Pfeife bewaffnet, in guter Laune auf und abschreiten. Er hält einen offenen Brief in der Hand und liest unter leichtsinnigem Gelächter folgende Zeilen seines unterthänigen Kammerdieners:

Hochgeborner Herr Graf!

Gnädigster und theuerster Herr!

Ihre schwärmerische Geliebte ist verständiger als ich dachte. Sie trägt nach Ihrer Person weniger Verlangen als nach einer guten Aussteuer, für welche ich mich selbst bei meinem gnädigen Herrn, der stets das Glück seines theuersten Dieners wollte, dringend zu verwenden denke; staunen Sie immerhin, Herr Graf — es ist nichts Neues — daß ich die Brosamen vom Tische meines Herrn sammle. Ich war in einer Viertelstunde so glücklich, das schwärmerische Herz der schönen Laurentin zu erobern, ich bin auf dem Wege nach Blenheim, um mich mit ihr zu vermählen. — Ich denke meinem gnädigsten Herrn das Opfer meiner Freiheit zu bringen und glaube seinen Wünschen dadurch zu begegnen. Ich bitte daher um Ihre Einwilligung und Ihren Segen und habe nur zu

bemerken, daß es der Wunsch und das Interesse der Danonvilleschen Familie ist, daß Sie noch heute Ihre Vermählung mit der Marquise im Stillen vollziehen, damit der Anlaß zu jedem Geschwätz sogleich verschwinde. Nur unter dieser Bedingung bringe ich mein Herz Ihrem Glücke zum Opfer dar. Ich küsse Ihre Hände und ersterbe in Ehrfurcht

Hochdero

gehorsamlichster Diener

Jaques.

»Nun so wahr ich lebe,« rief der Graf, nachdem er zwei und drei Mal den Brief gelesen, unter maaßlosem Gelächter: »Gott oder Teufel! Der Mann ist außerordentlich — bin ich nicht ein Schulknabe an Verstand gegen ihn, der mir mehr ist als Diener, mehr als Freund — Schutzgeist — mein Ulysses, mein Mentor, mein Alles. Was sind die Freunde, welche uns mit Predigten martern, wenn wir rathlos sind, Vorwürfe geben statt Rath, gegen einen solchen Freund, der in jeder Noth Hilfe weiß und das Herz von zentnerschwerer Sorgenlast befreit? Wie kennt er das menschliche Herz — wie wenig kenne ich es, wie wenig kenne ich mich selbst. — Noch heute Morgen schnürte mir ein schwerer Seelenkampf die Brust zusammen, und nun, wie athme ich so leicht, so lustig! Welch ein Thor war ich, dieses Mädchen höher

zu achten als Andere ihres Gleichen, dieses Mädchen, die sich in einer Viertelstunde von einem Manne, der ihr Vater sein könnte, beschwatzen läßt! Beim Himmel! es war meine letzte Thorheit. Heute noch muß die Danonville als meine Gattin in mein Haus einziehen. Ihr nüchterner Geist wird meine Melancholie zerstreuen, deren Launen mich schon so oft zur Thorheit verleitet. Dem Himmel sei Dank, daß die Dringlichkeit meines treuen Jaques mir zuvorgekommen und aus Furcht vor der Launenhaftigkeit meiner Braut bereits alle Anstalten zur Vermählung getroffen hat. Dem Himmel sei überdies Dank, daß mich der Verstand Jaques' von einer peinlichen Seelenangst befreite, die mich noch im Angesichte meiner Braut gefoltert haben würde. Es ist Alles vortrefflich so und ich werde ein neues Leben beginnen. Die Danonville ist geistreich und erfinderisch an immer neuen Wünschen, die mein Herz schon längst verlassen haben, ich werde neu aufleben, und glänzender als je ist das Gestirn des Hauses Drahow.«

In diesem Selbstgespräche wurde der Graf plötzlich durch einen ungewöhnlichen Lärm gestört. Ueberlaute Männerstimmen und eilige Schritte verkündeten ein ungewöhnliches Ereigniß. Ehe sich noch der Graf über die befremdliche Ursache eines so lauten Betragens in seinem Palaste erkundigen konnte, öffnete sich die Thür seines Gemaches und es trat herein Graf Ferdinand Drahow, Dr. Winter und ein

Offizier in Uniform, ein Fremder mit finsterem, wilden Gesichtsausdruck, bleich vor Wuth und geschmückt mit drei großen Ehrenzeichen, einer tiefen Narbe auf der Stirn, weißem Hauptthaar und einem Orden der Tapferkeit.

»Dieser Mann hier,« begann Graf Ferdinand, auf den Fremden weisend, »ein sonst unbescholtener Offizier aus meinem Regimente, beschimpft den Namen Drahow, er verlangt von mir, Dir vorgestellt zu werden, und als Deine Dienerschaft Deiner Ordre gemäß keinen Fremden vorlassen wollte, ergoß er sich in ehrenrührigen Schmähungen gegen Dich. Du begreifst, Bruder, daß ich trotz unseres Haders einer Sache nicht fremd bleiben konnte, die unsere Familienehre anzugehen scheint. So habe ich ihn denn vor Dich gebracht, um eine Erklärung zu bewirken.«

»Darf ich fragen,« erwiderte Graf Hugo, zu dem Fremden sich wendend mit vornehmer Hoheit, »wer der Mann ist, der es wagt, mit so wildem Ungestüm in mein Haus einzubrechen? Der Palast des Grafen Drahow ist keine Schenke für Polterer, und Sie werden ihn nicht verlassen, ohne sich verantwortet zu haben. Wer sind Sie?«

»Verantworten — ich mich vor Ihnen?« entgegnete der Fremde wild, »ich komme, Sie zur Verantwortung zu ziehen oder nach Umständen zu züchtigen für ein Bubenstück — mein Name ist meine Verantwortung — ich bin der Lieutenant Laurentin

und komme, Rechenschaft zu fordern von dem Grafen Drahow über das Schicksal und die Ehre meines Kindes. Wo ist meine Tochter?«

Einen Augenblick wankte Graf Hugo, er bebte zurück vor jenem heiligen Zorn eines gekränkten Vaters, dann sammelte er sich zu einem erkünstelten Phlegma und sagte: »Was habe ich mit Ihrer Tochter zu schaffen? ich weiß Nichts von ihr.«

»Sie wissen Nichts von ihr?« schrie Laurentin außer sich, »und dieser Brief meiner Tochter, worin sie Sie als ihren Verführer anklagt, und die Aussage Ihrer eigenen Dienstleute, daß sie heute Morgen von Ihrem Kammerdiener fortgeführt worden sei — schmachvoller Lügner! wo, wo ist meine Tochter?« Dabei legte er die Hand an den Degen.

»Gelassen, mein Herr Lieutenant,« entgegnete Graf Hugo mit kaltem Zorn. »Sie finden in mir nicht den Mann, den Sie suchen und der sich durch Ihr wohlberechnetes Gepolter einschüchtern läßt; gegen hirnwüthige Thoren giebt es Zwangsmittel. Wollen Sie aber im anständigen Tone mit mir sprechen, so denke ich Ihnen einige beruhigende Auskünfte über Ihre Tochter geben zu können.«

»Beruhigende Auskünfte?« sagte Laurentin etwas gelassen, als ob er einer schwachen Hoffnung Raum gäbe. »Ich kenne nur eine: daß Madelaine Laurentin noch heute Gräfin Drahow wird.«

»Ich bedauere,« antwortete Graf Hugo mit bit-

terem Hohne, »daß ich außer Stand bin mir die Ehre zu erweisen; auch dachte ich niemals daran, mir mit bewaffneter Hand eine Gemahlin aufnöthigen zu lassen. Wenn es Sie indessen beruhigen kann, so hören Sie, daß Ihre Tochter freiwillig meinem Kammerdiener, ich weiß nicht zu welchem Behufe, nach Blenheim gefolgt ist, und daß Sie sich daher mit Ihren Zumuthungen und Ansprüchen schicklicher an diesen ihren, wie es scheint, von ihr begünstigten Freund zu wenden haben. Was mich betrifft, mein Herr, so werde ich gern aus Rücksicht für meinen treuen Diener das Meinige thun, die Zukunft Ihrer Tochter sicher zu stellen, und bin bereit, hierüber mit Ihnen Rücksprache zu nehmen, sobald Sie erst in der Seelenruhe sich befinden werden, um auch Ihrerseits der Vernunft Gehör zu geben, wie es Ihre Tochter bereits gethan hat.«

Sprachlos starrte der unglückliche Vater den Grafen an, seine Stimme versagte, und nur die Entblößung seines Degens gab Antwort auf diese Rede. Doktor Winter fiel ihm in den Arm und entwaffnete ihn, weniger durch Gewalt als durch einen innigen Blick der Theilnahme.

»Fassung, mein Herr Lieutenant,« sagte er, zwischen ihn und den Grafen tretend, »hier walten unglückselige Mißverständnisse ob. Ich kenne Ihre Tochter und weiß, daß sie solcher Niedrigkeit nicht fähig ist; ich kenne den Grafen Drahow, daß er nie

mit Bewußtsein eine Lüge spricht. Herr Graf, ich fordere Sie im Namen dieses unglücklichen Mannes auf und beschwöre Sie bei dem Andenken Ihrer Mutter, mir die Beweise zu liefern, daß dem so ist, wie Sie sagen.«

Statt der Antwort reichte der Graf dem alten Hausarzte den Brief seines Kammerdieners; als dieser ihn gelesen, stellte er ihn gelassen dem Grafen zurück und sagte zu dem Lieutenant:

»Beruhigen Sie sich, mein Herr. Der unwürdige Verdacht, den der Graf auf Ihre Tochter wirft, beruht nur auf dem Zeugnisse eines abgefeimten Schurken.«

Ein Lächeln überflog die verzerrten Züge des Lieutenants, eine Thräne der schmerzlichen Freude rollte die fahle Wange herab, dann sagte er ruhig, gleichsam im Tone der Versöhnung:

»Dann sind weitere Worte überflüssig. Der Herr Graf wird mir die Genugthuung geben, welche ein Edelmann dem andern für tödtliche Beleidigungen zu geben pflegt.«

»Ich kenne meine Pflicht,« sagte Graf Hugo ernst und im Tone der Achtung.

»So lassen Sie uns denn sogleich ans Werk gehen,« sagte der Lieutenant höflich.

»Wenn es gefällig ist, sogleich,« antwortete Graf Hugo, »Waffen sind hier bei der Hand; wollen Sie gütigst wählen!«

Der Lieutenant musterte mit Kennerblick und nicht ohne Wohlgefallen die herrlichen Waffen des Grafen und wählte ein Paar Pistolen. »Die Wahl des Orts überlasse ich Ihnen, Herr Graf,« sagte er dann, »und Zeugen dürften unschwer zu finden sein — ich meinerseits bitte den Herrn Doktor um diesen Liebesdienst. Obwohl er Ihrem Hause angehört und wohl nicht gewohnt ist mit Waffen umzugehen, so vertraue ich doch seiner Physiognomie als der eines Ehrenmannes.«

Doktor Winter drückte dem Lieutenant gewährend die Hand. »Ich war,« sagte er, »dem blutigen Geschäfte des Krieges nicht fremd in meinem Leben — ich habe gedient — und danke für Ihr Vertrauen, indem ich Ihren Antrag annehme.«

»Ich sekundire meinem Bruder,« sagte Graf Ferdinand.

»So lassen Sie uns die Sache im Garten abmachen — ich schieße zuweilen Vögel dort,« sagte Graf Hugo, »die Sache wird kein Aufsehen machen.« Und so begaben sich Alle in größter Ruhe in den Garten. — Erstaunt sah die Dienerschaft, mit welcher Höflichkeit Graf Hugo seinem ungestümen Gast den Vortritt ließ. Graf Ferdinand trug die Pistolen in einem Portefeuille verborgen. Bald waren sie an der Stelle angelangt; da trat Doktor Winter mit Graf Ferdinand bei Seite, um die üblichen Unterhandlungen zu pflegen.

»Erklärungen sind in der Sache unmöglich — ich glaube die Distanz auf 25 Schritt vorschlagen zu sollen.« Als sich Doktor Winter unbemerkt von den beiden Kämpfern sah, ergriff er heftig die Hand des Grafen Ferdinand und sagte: »Ich habe den Antrag des Lieutenants angenommen, um ein Unglück zu verhüten, nicht um ein solches zu befördern. Wollen Sie mir beistehen?«

»Was kann ich thun?« sagte Graf Ferdinand. »Ich bin Offizier und Edelmann, Sie kennen die Gesetze der Ehre.«

»Ja, ich kenne sie,« erwiderte Doktor Winter mit Begeisterung, »die Gesetze der Ehre, die Gott eingesetzt, und die den Mord verbieten. Auch kenne ich die Gesetze der Liebe und Dankbarkeit, die mich an Ihr Haus fesseln und welchen ich treu leben will bis ans Ende.«

»Ich fürchte Nichts für das Leben meines Bruders — er ist ein kaltblütiger, bewährter Schütze.«

»Auch ich fürchte Nichts für sein Leben,« entgegnete Doktor Winter mit Wärme, »aber desto mehr für seine Ehre, für sein Gewissen. Ihm gehört der erste Schuß — er wird seinen ehrwürdigen Gegner tödten und zeitlebens elend sein durch gräßliche Gewissensqualen.«

»Der Lieutenant hat ihn gefordert,« sagte Graf Ferdinand, »sein Gewissen ist vorwurfsfrei.«

»Vorwurfsfrei? Das Gewissen des Mörders

eines von ihm zur Verzweiflung gebrachten Vaters? — Nein, Ferdinand, das glauben Sie nicht. Haben Sie Mitleid mit Ihrem verirrten Bruder, retten Sie seine Seele vor Verzweiflung. — Ich kenne sein Herz — Gewissensbisse werden es langsam und schrecklich tödten. Aendern Sie Ihren Vorsatz — Gott wird Sie segnen. — Wir laden stark, aber — «

Eine Weile kämpfte Bruderliebe mit dem Vorurtheile der Kampfehre — die erste siegte. Stumm drückte er die Hand des Doktors und Beide begaben sich auf den Kampfplatz.

»Fünf und zwanzig Schritte!« wiederholte Graf Ferdinand.

»Nicht mehr als zehn!« rief der Lieutenant trüb. »Bei meinem Leben! Die Beleidigung ist zu schwer.«

Graf Hugo nickte beistimmend. »Die Herren sind Zeugen, daß Sie es so gewollt haben.« Bald erschütterte auf ein gegebenes Signal die Explosion zweier Schüsse die Luft. Graf Hugo hatte seinen Gegner an die Stirn getroffen, er stürzte bewußtlos zu Boden.

»Gott ist mein Zeuge,« rief Graf Hugo, der seinen Gegner todt glaubte, »daß er es nicht anders gewollt hat!« Dann eilte er mit abgewandtem Blick, gepeitscht von den Furien des Schreckens und der Gewissensangst, von hinnen, indeß die beiden Sekundanten dem Verwundeten Hülfe leisteten.

Im Hause des Marquis Danonville finden wir Alles zur Vermählung bereit, der große Saal war für die wenigen gebetenen nächsten Verwandten festlich geschmückt, die Kapelle des Hauses erwartete, von zahllosen Blumen duftend, das Brautpaar. Die Marquise, bereits im Brautstaate, saß am Flügel gedankenvoll und theilnahmlos, die Geschäftigkeit des Vaters beobachtend, der vollauf zu thun hatte mit Anordnungen.

»Aber so bleibe doch einen Augenblick stille stehen, Väterchen, und laß uns eins plaudern. Mir ist so bang heute, es schmerzt mich, Dein Haus zu verlassen, und Du bist so froh, daß es mir fast weh thut.«

»Mon Dieu! Welcher Vater wäre nicht froh, eine Tochter an den Mann zu bringen, und noch dazu eine Tochter wie Du, mon cher enfant — einen so kostbaren Schatz zu bewahren, wornach so viele Lüsterne trachten, ist kein kleines embarras für einen zärtlichen Vater.«

»O zu gütig, lieber Papa,« erwiderte Hermine, »aber die Komplimente scheinen mir eher eine Bosheit und klingen fast wie ein Stoßseufzer über die Befreiung von einem so kostbaren Schatz. Ja, ja, ich habe Dir manche Plage verursacht, meine Unbeständigkeit, meine Launen — ich will Dir Etwas anvertrauen und Dich zu guterletzt noch mit einer Grille plagen: Sieh, Papa! Gestern haßte ich Madelaine,

heute sehne ich mich nach ihr; gestern war ich dem Grafen Hugo gram und liebte ihn: heute, jetzt, da ich seine Frau werden soll, heute — denke ich nur an seinen Bruder!«

Erschöpft sank bei diesem Geständnisse der alte Marquis in das Sopha. »Kind, Du bist eine Närrin!« sagte er, »willst Du mich um den Verstand bringen? Seit 8 Stunden arbeite ich, auf Deinen Wunsch, an der Beschleunigung der Hochzeit, und nun denkst Du an den Bruder — den schmachtenden Ritter von der traurigen Gestalt, wie Du ihn nennst, den faden Blondin, den vulgären Roßbändiger.«

»Je nun,« erwiderte Hermine boshaft, »es ärgert mich, daß — ich weiß nicht was, ich fürchte, ich glaube immer, es wird eine neue Störung geben, er liebt mich, er wird seinen Bruder anfeinden, ich fürchte Bruderhaß zu stiften — es ist schrecklich, Vater!«

»Aber Graf Ferdinand hat ja gegen diese Verbindung ganz und gar Nichts einzuwenden; ich habe ihn heute gesprochen, ich wollte mich gegen ihn entschuldigen, er aber fiel mir ins Wort und sagte: er werde dem Glücke seines Bruders nicht in den Weg treten, und der Eintracht zwischen Brüdern müsse man Alles zum Opfer bringen. Er träte gern aus Liebe zu Graf Hugo zurück.«

»Sagte er das wirklich?« entgegnete Hermine mit leichtem Hohn, »nun wahrlich, die Welt geht ihrem Untergange zu — ein Bruder opfert seine Ge-

liebte der Bruderliebe! — Das hat noch kein Romanschreiber zu erzählen gewagt, dagegen hört und liest man alle Tage, wie Schwestern und Brüder sich hassen, verfolgen, tödten aus Eifersucht. Sagte ich's doch immer, dieser sentimentale Ritter ist keiner wahren Leidenschaft fähig. Sei ruhig, Papa, ich bleibe Philosophin und heirathe aus Vernunft. Ach, wenn nur schon Alles vorbei wäre! Mir ist so unheimlich bange, meine Augen sind immer naß — immer Thränen und Thränen — es ist zum Todtärgern!«

Jetzt öffneten sich die Flügelthüren und herein trat der Priester, der die Trauung vornehmen sollte. Man grüßte und empfing ihn mit höflichen Verbeugungen. Der Priester begab sich in die Kapelle. Jetzt traten einige wenige Gäste herein, man umarmte sich, man nahm Platz; aber Niemand wagte das unheimliche Stillschweigen zu brechen. Bei dem plötzlich unerwarteten Vorgange war keine Zeit zu Erklärungen, nicht die unbefangene Stimmung zu gleichgiltigen Gesprächen — die verhängnißvolle Stunde schlug soeben, und neuerdings öffneten sich die Thüren und herein traten die beiden Grafen Drahow.

Hermine erhob sich, bebend am ganzen Leibe, als sie Graf Hugo erblickte. Das Bewußtsein eines eben vollbrachten Mordes hatte Schrecken über sein Antlitz verbreitet. Eben fing die Orgel in der Kapelle an zu präludiren. Der Graf reichte der Marquise mit stummer Höflichkeit den Arm und an den

Fingerspitzen führte er seine von Diamanten strahlende, etwas bleiche Braut vor den Altar der Hauskapelle. Die Hochzeitmesse begann, der verhängnißvolle Augenblick erschien, die entscheidende Frage erscholl von des Priesters Lippen laut und feierlich. Da fühlte die Marquise plötzlich den Grafen taumelnd an ihrer Seite hingelehnt.

»Um Gotteswillen!« sagte er, »sagen Sie Nein — ich kann nicht Ihr Gemahl werden. Meine Hände sind von Blut befleckt.«

Erschrocken wendete die Braut sich bei Seite — der Graf war ohnmächtig auf den Stufen des Altars umgesunken.

Das Gewissen.

Und abermals war eine Nacht unbekümmert um niedere Menschenschicksale über den Erdball geschritten. In ihrem unerbittlichen Schweigen war das Geräusch der Vorfälle des Tages begraben, allen Unglücklichen brachte sie Tröstung, Vergessenheit, Linderung der Schmerzen, nur Graf Hugo hatte sie durchwacht, in schrecklicher Unruhe allein mit seinem Gewissen. Alles war von ihm gewichen wie von einem Pestkranken, sein Bruder hatte sich verabschiedet von ihm mit einem stummen Blick der Verachtung; Doktor

Winter selbst hatte sein Haus verlassen ohne ein Wort des Abschiedes, des Trostes. Bezahlte Diener allein erfüllten lau und verdrossen seine Befehle, und er glaubte in ihren Mienen das Sinnen und Trachten zu erkennen, ihn zu verlassen. Nur der Eigennutz fesselte sie an ihn, denn wer sollte den Mann lieben und ehren, der unmännlich, schwach und haltlos im Guten wie im Bösen sich nur von dem Augenblicke regieren ließ, an dessen Händen das Blut des Vaters klebte, der für sein Kind gestritten, mit schwacher Greiseshand gegen Jugendkraft?!

»Weh' mir,« rief er, die Hände ringend, aus, »welche Wüste voll grauenhafter Abgründe liegt vor meiner Seele! Licht, Licht, Licht, Wärme, Leben, wohin seid ihr entflohen! Bin ich so bald schon am Ziele mit Allem? Giebt es Nichts mehr zu hoffen, zu begehren, zu genießen für den Grafen Drahow? Was hab' ich gethan? — Meine Ehre gewahrt, im ehrlichen Kampfe einen Mann getödtet, der mich beschimpfte, und doch möchte ich jedes seiner grauen Haare mit meinen Schätzen bezahlen, könnte ich ihn ins Leben zurückrufen! Was habe ich gethan? — Was jeder Andere gethan hätte an meiner Stelle.«

»Sie hat sich weggeworfen an die niedrige Gemeinheit, und doch, was brennt und wühlt ihr Andenken in meinem zerfleischten Herzen? Madelaine,

Madelaine! O wie trachtet mein Herz nach Dir jetzt, da das Blut, so geflossen, uns auf ewig trennt! Kein Licht in dieser Nacht der Verzweiflung, kein Ausweg, keine Rettung, wohin ich denke, wohin ich schaue, — was ich auch wünschen mag, Nichts kann mich mehr beglücken. — Eisesschauer trieb mich von der Hochzeitskammer zurück, und selbst Madelaine, die Tochter des Erschlagenen, ist fern meinen erstorbenen Wünschen. Wie ich auch nach ihr trachte: das blutige Antlitz des Greises tritt zwischen mich und sie; wie ich auch heiß nach ihr begehre: der Gedanke, daß ich vielleicht ihr edleres Selbst mit roher Hand getödtet, überschüttet meine Seele mit Eiseskälte. Die Bahn meiner Weltklugheit — sie haben die Trümmer einer gebrochenen Fassung verschüttet, die Bahn des Herzens — wo ein leises, stilles Träumen in einsamen, von keinem profanen Spott belauschten Stunden zuweilen einen Garten voll schöner Kindheitsblumenfreuden zu finden hoffte, sie ist von dem glühenden Lavastrome des Schmerzes verwüstet. O, meine Mutter, meine Mutter! Wie oft sagtest Du mild und traurig zu mir: Hugo! Deine Leidenschaften machen mir Kummer. O folge nicht den schlechten Sitten des Zeitalters, welche die Vernunft zur Sklavin der Eifersucht machen, folge nicht den kalten Gedanken der Berechnung, welche nicht edle Empfindungen beleben. Dein Herz taugt nicht für die Grundsätze der heutigen Welt, bleibe seinen Eingebungen getreu, sonst

wirst Du elend werden, indem Du Andere elend machst.«

»Wer, wer hat mir jene heillosen Grundsätze eingeprägt, welcher Dämon hat mir den Talisman der Erinnerung meiner Mutter entrissen?«

Die Thüren öffneten sich und Jaques tritt zagend herein. Der Graf warf ihm einen wüthenden Blick entgegen und rief nach einer Pause:

»Ja, Du — Du warst es!«

»Gnädiger Herr!« sagte Jaques demüthig, »dieser Blick, dieser Blick ist ein schmerzlicher Gruß für einen alten Diener. Wodurch habe ich Ihren Zorn verdient?«

Der Graf antwortete nicht — er sah ihn lange schweigend an, wie im Zweifel, ob er mehr sich selbst, oder seinen Diener beschuldigen sollte, dann fragte er, ohne eine Miene zu verändern:

»Weißt Du, was vorgefallen?«

»Ich weiß es.«

»Und was sagst Du dazu?«

»Es ziemt einem schlichten Diener nicht, ein Urtheil zu haben über die Handlung seines Herrn!«

»O genire Dich nicht,« sagte der Graf lebhaft, »sprich, wie Du denkst, mache mir Vorwürfe, gieße Deine Galle aus, Mensch — nur bringe mir Trost! Wenn es Dir für heute gelingt, durch Deine Philosophie mein Unglück wegzuschwatzen, so schwöre ich

Dir beim Andenken meiner Mutter, ich will Dich fürstlich belohnen. Nicht dienen sollst Du fortan in meinem Hause, mein Herrscher sollst Du sein, und ich will Dir gehorchen, kindisch gehorchen, kein Glied meines Leibes soll länger mir gehören, mein Herz, meine Seele — Alles Dein eigen sein ewig — ewig.«

Dieser leidenschaftliche Ausbruch gab dem Kammerdiener seine Zuversicht wieder.

»Nu, nu,« sagte er für sich, »es ist nicht so schlimm als ich dachte, ein schlechtes Gewissen ist leicht getröstet, wenn das Herz noch an dem Verbotenen hängt, wie dieses hier. Ein Anflug von Schwärmerei, sonst Nichts.«

Indem er dies vor sich hinmurmelte, trippelte er geschäftig, ohne mehr zu sagen als ein kurzes: »ich komme gleich,« zur Thür hinaus und kehrte mit einer Flasche Wein und etwas Zuckerbrod, dem gewöhnlichen Frühstück des Grafen, zurück.

»Ich will nicht frühstücken,« sagte der Graf barsch.

»Pah,« entgegnete Jaques, »Euer Gnaden müssen. — Wollten Sie mir nicht eben, wie dem leibhaften — Gott sei bei uns, Ihre Seele verschreiben, und nun wollen Sie nicht einmal meinen Willen thun, der Ihnen nur einen Schluck kostet? — Es ist alter Malaga — so ein recht nervenstärkender für Melancho-

liker — Sie wissen, Herr Graf, ich halte nicht viel auf die Seelenschmerzen. Mehr oder minder entstehen sie immer aus einem schlechten Magen — trinken Sie ein Glas — so — nun noch eins — das wird frommen — nun, aller guten Dinge sind drei — so, und nun erlauben Sie mir, Ihnen meine unmaaßgebliche Meinung zu sagen.«

»Sprich!« sagte der Graf wild.

»Es ist eine alte Erfahrung,« sagte der Kammerdiener, »daß gute Dienste schlecht belohnt werden, und daß, je unbedingter die gute Meinung eines Dieners ist, je leichter die Liebe seines Herrn böse Laune wird. Das ist mein Fall, wie ich sehe. Ihr sentimentaler Herr Bruder und der traurige Herr Doktor, ein Paar prächtige Herren für die tragische Komödie, haben Sie zu einer heillosen Thorheit gebracht, und nun soll der arme Jaques herhalten und das Bad dafür ausgießen, und seine schlechten Grundsätze sind nun an Allem Schuld. Ich frage Sie nun, gnädiger Herr, habe ich Ihnen jemals Grundsätze beigebracht, die Sie, der Sie ja übrigens kein Kind mehr sind, veranlassen konnten, sich mit einem alten Tollkopf, der alle Teufel der bösen Laune über schlechtes Avancement im Kopfe trägt, auf Leben und Tod zu schießen? Ich, und Duellanten-Prinzipien! Nun, bei meiner armen Seele, mir sollte so ein Narr kommen mit einer Ausforderung, ich ließe ihn mit Hunden davon hetzen. Der Mann war seit 25 Jah-

ren Lieutenant. Denken Sie sich den Groll des Mannes, der 25 Jahre hindurch auf demselben Fleck sitzen bleibt — diesen Groll wollte der Mann an Ihnen auslassen, es war ein Stolz für den armen Teufel, zu sehen, wie der reiche Graf Drahow mit seinem ganzen Schicksale vor seinem Pistole stehen mußte. Ich hätte ihm den traurigen Spaß, wofür er die Zeche bezahlen mußte, nicht gemacht. — Nun haben Eure Gnaden hochgräfliche Gewissensbisse, was kann ich dafür? Wem nicht zu rathen, ist nicht zu helfen.«

Der Graf konnte sich nicht enthalten zu lächeln.

»Euer Gnaden sind zu weich,« fuhr Jaques fort, »das ist die ganze Geschichte — Sie haben einen Mann auf sein dringendes Ansuchen todt geschossen — es war nicht Recht — und wäre ich hier gewesen, es wäre nicht geschehen — aber es ist einmal geschehen, also **requiescat in pace!** Unverantwortlich ist es, daß Sie sich niemals zu zügeln wissen und erst nachdenken, wenn Alles geschehen ist. Wie habe ich Sie gebeten, sich zu mäßigen! Herrschaft der Vernunft und Selbstbezähmung, das sind meine Wege des Glücks, und gewiß, Herr Graf, Sie würden stets auf ihnen gut gefahren sein. Ich denke, dergleichen Grundsätze sind nicht aus des Teufels Küche; der Teufel, an den ich glaube, das ist die lebendige wüthende Leidenschaft. Ich, Herr Graf, habe diesen Teufel nicht in Ihr Haus gebracht. Gab es denn

um Gottes willen keine anderen Mittel des Verkehrs mit einem erzürnten Vater als Pistolen? Konnten Sie ihn nicht durch Sanftmuth entwaffnen, hinhalten, bis er sich langsam abgekühlt? Und dann, um das Maaß Ihrer Unbesonnenheit voll zu machen, gehen Sie hin, nachdem Sie einen Menschen ums Leben gebracht, und wollen sich vermählen, als wäre nur ein Puter geschlachtet worden zum Hochzeitessen! Heiliger Gott! Habe ich Ihnen jemals eine solche Handlungsweise gelehrt, oder ist mein Beispiel von dieser Art, mein Beispiel, das Leben eines unterwürfigen Dieners, der jeder Laune seines Herrn ausweicht, der Niemanden beleidiget, mit aller Welt in Freundschaft lebt und sich mit jedem Wildfange verträgt? Gestehen Sie, Herr Graf, daß ich keine Schuld trage an den Vorfällen von gestern.«

»Geduld!« entgegnete Graf Hugo, »ich denke Dir Deine Rechnung so genau zu machen, wie Du sie mir machst. Wo ist Madelaine, was ist aus ihr geworden, weiß sie, was vorgefallen — war Deine abenteuerliche Nachricht Wahrheit oder Lüge?«

Verlegen zuckte der Kammerdiener die Achsel, als plötzlich das Anschlagen der großen Glocke vernommen wurde. Wie ein geschickter Feldherr jeden Zufall wahrnehmend, trat er schnell zum Fenster, öffnete es und sagte im Tone der Bestürzung:

»Mein Himmel, wir verlieren die kostbare Zeit hier mit fruchtlosen Erklärungen, indessen eine schreck-

liche Gefahr dringend entschlossene Vorkehrungen erheischt; der Damm ist durchbrochen, der Eisstoß geht, unser Gut Monsdorf mit dem ganzen schönen Park steht unter Wasser, und wenn ich recht sehe, so erreicht das Wasser bereits die Terrasse des Palastes. Herr Graf, es ist keine Zeit zu verlieren, es stehen Millionen Ihres Vermögens auf dem Spiele. Die jenseitigen Stromufer sind bereits verwüstet — ich konnte kaum mehr herüber kommen — ich werde Sie ankleiden, wir müssen augenblicklich fort, um Anstalten zu treffen — es wird Sie zerstreuen, und Alles wird vorbeigehen wie ein böser Traum.«

»Nichts davon,« entgegnete der Graf ungeduldig, indem er einen flüchtigen Blick aus dem Fenster warf, »noch einmal stehe mir Rede: wo ist Madelaine? Folgte sie Dir freiwillig oder gezwungen, hat sie Deine Anträge angenommen, wo ist sie jetzt? Rede! —«

»Zürnen Sie nicht, gnädiger Herr, meine Schuld ist es nicht, wenn nicht Alles so gelang, was ich in guter Absicht gethan habe — es war Alles auf bestem Wege, das Fräulein war so freundlich, so verständig, daß ich aus ihrem Benehmen gegen mich Schlüsse machen zu dürfen glaubte —«

»Die Du mir als ausgemachte Thatsachen berichtest — schurkischer Lügner!« unterbrach ihn der Graf mit steigendem Zorne.

»Gnädiger Herr, Sie thun mir Unrecht, ich meinte es beim Himmel gut mit Ihnen und dem

Fräulein; ich wollte Ihr Herz erleichtern — aber Alles schlug fehl, da Euer Gnaden mir nicht Alles gesagt hatten. Das Fräulein ließ mich einen Umstand errathen, auf den ich nicht gefaßt war. Sie wies mir einen Ring, den Sie von Ihnen in einem Augenblicke erhalten haben wollte, der Ihnen heilig sein müsse. Sagen Sie selbst, gnädiger Herr, konnte ich nach Dem, was Sie mir sagten, ahnen, daß noch ein Geheimniß zwischen Ihnen walte?«

Wie von einem Pfeil ins Herz getroffen, sprang der Graf auf, mit einem Ausrufe des Schmerzes: »Ein Ring, sagst Du? — Ja dieser Ring ist eine furchtbare Mahnung, sie erhielt ihn von mir mit einem heiligen Eidschwur — o jetzt ist mir Alles klar, sie wollte zu mir kommen, mir ihn zeigen — sie dachte, diese Erinnerung an den heiligen Moment würde mein Herz treffen — ja diese Mahnung hätte alles dieses Unheil des gestrigen Tages abgewendet, und Du, niedrige Kreatur, hast sie verhindert, von diesem Talisman, der die Macht des Dämons, der mich beherrscht, zu bannen im Stande war, Gebrauch zu machen. Ist dem nicht so? — Gestehe — Du hast sie mit Zwang von mir entfernt gehalten.«

»Bei meiner armen Seele, Herr!« schwur der Kammerdiener, indem er sich furchtsam von der Faust des Grafen, die ihn schüttelte, loszumachen suchte, »so wahr mir Gott helfe — ich habe sie nicht mit Zwang entführt!«

»Du schwörst,« höhnte der Graf, »also lügst Du. — Fluch Dir — ein Mensch wie Du schwört nur, um zu täuschen.«

Ein leises Pochen an der Thür befreite den Kammerdiener für einen Augenblick aus seiner peinlichen Lage. Es war ein Lakai, der einen Brief brachte.

»Ein Unbekannter brachte diesen Brief,« sagte er und ging. Der Kammerdiener wollte ihm nachfolgen, aber der Graf rief ihm herrisch zu:

»Bleib, bis ich Dich entlasse.«

Hastig entsiegelte er den Brief und las mit bebender Stimme Folgendes:

Herr Graf!

Das Maaß Ihrer Sünden ist voll. Sie haben meinen Vater erschlagen und mein Gewissen mit dieser Blutschuld beladen. Empfangen Sie den Ring als Symbol Ihrer gebrochenen Schwüre zurück. Ich gehe, das Grab meines Vaters aufzusuchen, nachdem der Vollstrecker Ihrer Uebelthaten mich gestern durch List und den Vorwand Ihrer Abwesenheit nach Blenheim gelockt, dort mit Gewalt zurückgehalten, wo ich Sie zu treffen glaubte, und so gehindert hat einem Unheile vorzubeugen, das Ihr und mein Haupt mit Fluch beladen. Möge Ihre Seele stark genug sein, Sie von Verzweiflung zu retten. — Ich werde bald vor Gott und meinem Vater stehen und Ihre Blutschuld

durch meine Reue sühnen, daß ich Sie mehr geliebt als Gott.

Madelaine.

Vernichtet sank der Graf in einen Stuhl.

Todtenstille herrschte einen Augenblick im Gemache — Jaques blickte mit finsterm höhnischen Trotz im Zimmer umher. Der Graf aber stand mit kalter Ruhe auf und fragte den Kammerdiener, ohne ihn anzusehen, eintönig, indessen der Ring schauerlich klingend zu Boden kollerte:

»Was hast Du zu Deiner Rechtfertigung zu sagen?«

»Nichts,« sagte der Kammerdiener erblassend, mit erkünstelter Ruhe, »eine schöne moralische Epistel das, sie verdiente nebst der ganzen Geschichte im Journale des Kinderfreundes abgedruckt zu werden.«

Ein Faustschlag des Grafen streckte den schamlosen Diener zu Boden.

»Bekenne, Schurke!« schrie der Graf wüthend, »daß Du Alles dies gethan aus purem niederträchtigen Eigennutz; bekenne, daß Du zwei Menschenleben hingeschlachtet für die Behaglichkeit Deines verfluchten Daseins, um schmachvollen Gewinnes halber, um Deinen Seckel zu spicken mit dem Gelde Deines in Schwelgerei entnervten Herrn, um mit seinem Vermögen zu schalten nach Deinem Geize, während seine Mannskraft zu Grunde gehe; bekenne, Du

schmutziges, ekelhaftes Menschenthier, daß ich für Dich Nichts war als eine fette Pfründe für Deine Habgier, um Dich zu mästen mit meinem Verderben. O ich erkenne Dich jetzt, Du jammervolles Bild der fühllosen Alltagskreaturen, die, eine böse Krankheit, an allen Großen fressen und wie die pharaonischen Ratten ganze Länder verwüsten; bekenne, daß Du ein Hund bist vom Wirbel bis zur Zehe, und ich will Dich mit einem Fußtritt entlassen in den Sumpf der Menschheit, die Dir gleicht.«

»Herr!« jammerte der Entlarvte, indem er sich aufsammelte, »Herr, diese Behandlung mir für so treue Dienste — Sie entlassen mich? — gut, ich gehe — aber Mißhandlungen dulde ich nicht. Sie haben in den Tagen Ihrer Güte mir eine Pension ausgesetzt; lassen Sie mich diese in Ruhe genießen — ich bin alt und kann diese Behandlung nicht ertragen für gut gemeinte Dienste — Sie werden es bald empfinden was ich Ihnen war.«

»Wie! Du wagst diesen frechen Ton gegen mich, Du wagst es noch in diesem Augenblicke, mich durch Deine erheuchelte Kränkung zu täuschen?« schrie der Graf, »Wehe Dir! Ja, ich will Dich entlassen, will Dich füttern wie ein altes unbrauchbares, bösartiges Hausthier, aber nicht aufrecht, wie ein Ehrenmann, sollst Du meine verächtlichste Gnade empfangen, nieder zu Boden mit Dir, den Staub meiner Füße leckend, unter Peitschenhieben, soll Dir das Schicksal

meiner Jagdhunde werden. Nieder mit Dir, ich will Dein Antlitz nicht sehen, nur Deinen Rücken, nieder mit Dir!«

Und mit wahnwitziger Zorneslaune ergriff er den sich Sträubenden beim Genick und drängte ihn gewaltsam nieder zu Boden. Aber der so schmählich Behandelte folgte zum ersten Male in seinem Leben einer Regung von Ehrgefühl, vergaß in diesem unglücklichen Moment seine eitle Lebensklugheit und rang sich von den Fäusten seines Herrn los, indem er sich trotzig ihm gegenüberstellte; — diesen ergriff bei diesem ungewohnten Widerstande die Furie des Tollsinns; mit einem Schrei der Wuth sprang er zurück, ergriff ein Pistol, spannte den Hahn und rief:

»Wie — hündischer Knecht, Du willst mir aufrecht gegenüberstehen — Antlitz gegen Antlitz, verfluchte Larve — wohlan, stehe — Deine Stunde hat geschlagen!« Der Schuß krachte, Rauch erfüllte das ganze Gemach, der Kammerdiener wälzte sich in seinem Blute.

Ein Weib! mit einem hochadeligen — Herzen!!!

Begeben wir uns hinweg vom Schauplatze der schrecklichen Konvulsionen eines entarteten Gemüthes, hinaus aus dem mit Entsetzen erfüllten Palaste, in

die einfache stille Wohnung des Doktor Winter, welche heute, wie schon oft, die Zuflucht des Unglücks ist.

Auf einer Anhöhe, über dem Ufer des brausenden Flusses, liegt sein kleines Haus, wo er einsam aber in glücklicher Entfernung von den Leidenschaften der Menschen seiner Wissenschaft lebt. Wie finden hier in einem einfach aber geschmackvoll meublirten Gemache Madelaine Laurentin auf einem Divan in lethargischem Schlafe — neben ihr sitzend ihren Vater mit verbundenem Haupte, besorgt und kummervoll auf die Athemzüge der Ohnmächtigen lauschend.

»Nein, nein,« sagte der alte Mann still vor sich, »der Doktor hat Unrecht. Nicht der ausgestandenen Anstrengung späte Nachwirkung, nein, es war etwas Anderes, das ihr so plötzlich die Besinnung raubte, das sie mit der Gewalt des Todes hinstreckte. O daß ich auch diesen Schmerz erleben mußte, den Schmerz, die kindliche Zärtlichkeit meiner Madelaine hingeopfert zu sehen für ein stärkeres Gefühl, das mich und sie beschimpft.«

Jetzt regte sich das unglückliche Mädchen. Der Schlummer hatte wieder alle ihre Lebensgeister in ihrem Herzen gesammelt — sie schlug lebhaft die Augen auf, richtete sich empor und holte tief Athem. Sie schien ihren Vater nicht zu bemerken.

»Beruhige Dich, mein Kind,« sagte dieser.

Madelaine sah ihn verwundert an, und ihr Blick nahm den Ausdruck kindlicher Zärtlichkeit an,

indem sie lächelnd erwiderte: »Gottlob! Du mein Vater bist wohlbehalten. Gott sei gepriesen, wie ist mir so wohl und heiter, seit ich Dich gesehen, seit ich weiß, daß ich nicht Deine Mörderin bin. — Ja ja, es ist, wie Du sagst, aus der Glorie der Sterne, ich bin Deine Magd, gesandt von Dir eine Seele dem Himmel zu retten. Vater! Vater! traure nicht, weine nicht um Dein Kind, ich bin nicht glücklich, nein — aber mehr — ich bin selig!«

»Was ist Dir, Madelaine? Du sprichst im Fieber,« entgegnete trüb Laurentin.

»O nein,« fuhr Madelaine mit fast heiterer Lebhaftigkeit fort, »es ist kein Fieberwahn, der aus mir spricht — es war ein schöner Traum, ach, so schön, daß ich wieder einschlafen möchte, um fortzuträumen. Ach, das Leben ist so traurig, glaube mir, Vater, mancher Traum gilt mehr als seine ganze Wirklichkeit. Ich war bei ihm — meinem Todfeinde. — Nein, er war es nicht. Der Mann, der mir den Engel zeigte, es war ein kranker, von Dämonen gepeinigter Mann, dessen Obhut er mir empfahl; genesen durch meine Liebe, führte ich ihn ein in ein Paradies, und wir wandelten, Beide eine Seele, in zwei Gestalten, in Verklärung durch seine himmlischen Blumengänge. Vater! all mein Zorn, all meine Trauer ist dahin, und in mein Herz ist Friede eingezogen, und die Zuversicht, daß Alles gut enden

wird, hier oder dort. Es ist ja einerlei, hast Du es nicht selbst oft gesagt?«

»Armes Kind!« entgegnete Laurentin halb im Tone des Vorwurfs, »hätte ich ahnen können, wie Du bist — nicht Dein Herz, nein, Deine Seele hat er Dir entwendet, ich begreife es nicht. Nimm den Trank hier, er wird Deine Nerven beruhigen.«

»Laß den Trank, Vater — mir ist wohl, es giebt eine Arzenei, die mir heilsamer ist als alle. — Laß mich sprechen, sprich Du zu mir, bis wir einander Nichts zu sagen haben — es wird lange währen — nicht wahr? O ich bin so froh, daß ich Dich habe, daß ich mein Herz ausschütten kann gegen Dich!«

»Nun, wenn es Dir wohlthut, Madelaine,« sagte Laurentin, indem er die Hände faltete und den Kopf schüttelte, »so laß mich wissen, wie es gekommen und wie es möglich ist, daß Du den Mann so liebst, der Dich beschimpft, daß Du die Ehre Deines Namens, die Ehre des grauen Hauptes Deines Vaters, der Deinen Schwärmereien nicht folgen kann in ihrem Aufschwunge, so vergessen konntest, und — doch sieh, es ist besser wir sprechen nicht davon, bin ich doch auf dem besten Wege, Dich zu kränken.«

»Lasse es immerhin geschehen, Vater; rechte mit mir, strafe mich mit Vorwürfen,« entgegnete Madelaine sanft, »ich werde es ohne Murren, ja ohne

Schmerz ertragen. Ich habe nur vier Worte zu entgegnen: Ich konnte nicht anders!«

»Du weißt, Madelaine,« fuhr Laurentin fort, »ich konnte nie streng sein gegen Dich. Dein sanftes nachgiebiges Wesen hat mich jedesmal entwaffnet, aber diesmal, Kind, kann mir diese Antwort nicht genügen. Du hast nicht nur Dich, Du hast auch Deinen in Ehren ergrauten Vater zu Grunde gerichtet. Der Offizierrock duldet keinen Makel. Ich verstehe es nicht, wie es kam, daß Du ihn liebtest, lieben konntest.«

»Wie es kam, daß ich ihn liebte?« entgegnete Madelaine nachdenkend, »wie es kam, daß ich ihn lieben mußte? Ich will versuchen, es Dir zu sagen, aber Du wirst es vielleicht nie verstehen. Muß ich doch selbst sinnen und denken, daß ich es verstehe, und doch ist es in meinem Herzen klar, daß ich so mußte und nicht anders; doch höre! Ich sah ihn oft bei Danonville in kleinen und großen Zirkeln, umflattert von Koketten, welche auf ihn Jagd machten, welche sich um seinetwillen befehdeten, haßten, verleumdeten. Alle Reize der Schönheit und der feinsten Bildung sah ich sehnsüchtig nach seinem Besitze zu seinen Füßen liegen; selbst die Marquise, die Stolzeste unter Allen, bemühte sich auffallend um ihn. Er verschmähte Alle, er verhöhnte sie mit Verachtung, die unter der Maske des Scherzes doch nur

den von selbstgefälliger Eitelkeit Befangenen entgehen konnte.«

»Ein Mann, dem die stolzesten Schönheiten der Stadt zu Füßen lagen, und der sich nicht berücken ließ von ihrem Schimmer, der durch die Uebertünchung frivolen und nichtigen Zaubers sich nicht verblenden ließ, ein solcher Mann schien mir groß. Soll ich Dir es sagen, Vater — daß ich ihn um dessentwillen merkwürdig fand? Eines Tages wurde im Abendzirkel von einer großen Assemblée junger Damen, angeführt von ihren Müttern und Tanten, ein scherzhafter Sturm auf Graf Hugo's unempfindliches Herz gemacht. Man belagerte ihn mit Vorwürfen, man drang in ihn, die Ursache zu sagen, weshalb und wodurch er sich frei behaupte. „Ist Ihr Herz von Kiesel oder haben Sie ein Gelübde gethan? Wir müssen es erfahren, um jeden Preis." So drangen Alt und Jung um die Wette in ihn; er aber entgegnete scheinbar in leichtem Scherz, doch von Niemand als von mir belauscht, wie tief es ihm aus der Seele kam: „Das Weib, das ich lieben soll, muß eine Sklavin ihres Herzens sein." Ich weiß nicht wie es kam, daß sich bei diesen Worten unsere Blicke begegneten, daß ich einen leidenschaftlichen Ausdruck darin fand und dann wieder einen Hohn über die Bemerkungen, deren Gegenstand er war, einen Ausdruck des Einverständnisses, als wollte er mir sagen: O! wie sind diese Frauen mir verächtlich! „Scherz bei Seite," so

schloß er endlich das Gespräch, als sich Alle entsetzten, ärgerten und lustig machten über seine seltsame Erklärung. „Der Grund, warum ich mich nicht vermähle, ist ein sehr einfacher. Eine Klausel im Testamente meines Vaters verbietet mir, vor dem 30. Jahre zu heirathen. Der Termin ist in einem halben Jahre um und die Konkurrenz ist dann eröffnet.“ Es war in seinem Tone ungewiß, ob diese oder die vorhergegangene Erklärung sein Scherz gewesen. Für mich aber, Vater, war die erste eine Wahrheit. — Ich allein begriff, daß er nicht anders als so lieben konnte — ich sah in ihm einen großen Unglücklichen, denn er hatte keine Hoffnung auf das schönste Glück dieser schönen Erde, auf das Glück der Liebe. Dieser Gedanke war Tag und Nacht der Gefährte meiner Einsamkeit. Ich zitterte, wenn er kam, ich war unglücklich, wenn er ging. Ein stummes Verständniß der Blicke fand zwischen uns statt. — Wenn er im Muthwillen mit anderen Frauen sich lachend unterhielt, hatte er für mich immer einen jener rührenden Blicke, welche sagten: ich bin elend. Wenn sein Auge für alle Anderen den Ausdruck der Leichtfertigkeit und Blasirtheit hatte, für mich hatte es immer den der Innigkeit, der stillen Leidenschaft. Während er die Danonville auffallend vernachlässigte, hatte er immer für mich eine jener zarten Aufmerksamkeiten, die Niemand bemerkt, um die man von Niemandem beneidet wird. Oft war er abwesend der Gegenstand

der Medisance. Die Dame, welche er verschmähet, wußte immer etwas Böses über ihn zu sagen. Seine maaßlose Verschwendung, sein wüstes Leben, seine tollen Wagnisse, seine Unverträglichkeit, sein Stolz wurden oft und bitter getadelt. Aber Alles, was man von ihm wußte, war groß, Fehler und Vorzüge, Laster und Tugend, — für Alles nur gab es einen Maaßstab, die Größe. Ich fand Alles entschuldbar durch die Einöde seines liebeleeren Herzens. Ich liebte ihn, ohne daß ich es wußte, ich liebte ihn und wußte, daß er mich nicht liebte.«

»Kein Wort der Liebe war über seine Lippen gedrungen, und schon verzehrte mich eine Leidenschaft ohne Maaß und Grenze. Meine Träume brachten nur sein Bild und ich hörte im Geiste alle die stillen Klagen seiner einsamen Seele. Ich rang und betete, den verderblichen Zauber zu bannen, umsonst; ich wollte zu Dir entfliehen, Dir die Angst meiner Seele, den verzehrenden Brand in meinem Innern entdecken — aber ich vermochte es nicht. Friede und Andacht, Kindesliebe und der Stolz meiner freien Seele waren dahin — sein Name war mir Gebet, der Gedanke an ihn mein Leben. Ich that Alles, Vater, gegen meine Leidenschaft, was Deine väterliche Liebe gethan haben würde, ich tadelte mich, ich suchte mir einen Abscheu einzuflößen gegen einen Mann, der mein Geschlecht verachtet. Ich malte mir alle seine Fehler und Ausschweifungen aus — Alles vergeblich,

denn, Vater, ich muß es Dir bekennen, was ich selbst nicht mir gestehen wollte, ich liebte ihn selbst um seiner Laster willen!«

Sie verbarg hier ihr glühendes Gesicht in die Hände ihres Vaters.

»Arme Verblendete! so hat Dich Deine unselige Schwärmerei ins Verderben gestürzt, sie ließ Dich in einem gemeinen Wüstling einen Gott erblicken, und Du verkanntest in den Trugschlüssen Deiner Extase, daß die Empfindungsleerheit, die Du göttlich fandest, Nichts war als die natürliche Wirkung des Ueberdrusses, des Uebermaaßes in jeder Freude dieses Lebens, deren Genüsse er bis zur Hefe geleert.«

»Nein, mein Vater, schmähe ihn nicht, in seinem edlen Herzen ist noch ein reicher Schatz von Liebe verborgen. Höre mich weiter! Graf Drahow schien bald meine geheimen Gefühle entdeckt zu haben. Er verfolgte mich, seine Blicke verschlangen mich. Zu spät erkannte ich, daß dieses Feuer, das in seinen Augen glühte, nicht die reine Liebe seines Herzens war. Ich floh ihn — er verfolgte mich dringender, der Zauber seiner Schmeichelworte drang entzückend in mein Ohr. Schwüre und Betheuerungen strömten von seinen Lippen. Ich wußte, daß es Lügen der Leidenschaft, des Augenblicks waren, ich wußte es, und ward doch von ihnen berückt, denn in diese Lügen mischte sich der Zauber wehmüthiger Klagen einer tiefen Seelenpein, in diesem Feuer tobte eine Gewalt,

welche alle meine Geisteskraft zu Boden warf und mein Blut entzündete. Mein Herz flog ihm entgegen und meine Thränen offenbarten meine Liebe, und — — — von diesem Augenblicke, Vater, trennte ein böser Dämon unsere Seelen — seit diesem Augenblicke begegnete er mir mit scheuer, stolzer Kälte, er verließ mich und schien meinen Gram nicht zu bemerken. Er vermied meine Nähe, meinen Blick — ich siechte dahin, er sah es nicht; ich warf ihm glühende Blicke des Hasses zu, er schien sie nicht zu verstehen. Zuweilen betrachtete er mich mit einem Ausdrucke geringschätzenden Mitleids. Ein innerer Kampf schien ihn von hinnen zu treiben — er verreiste ohne Abschied und kam und — warb um die Marquise Danonville. Vielleicht ist sie jetzt schon sein Weib. — Weh' mir, welcher Schauer! O Gott, o mein Gott! ist die Seligkeit meines Traumes schon vorüber? — Ein Schwindel ergreift mich — wo bin ich, wie kamst Du zu mir, was ist geschehen? Was hat mich so beseligt wie ein giftig süßer Zauber? Bin ich die Verschmähte, Verstoßene, deren Vater er tödten wollte? O mein Gott, was ist so plötzlich aus meiner Ruhe geworden? Nein, ich liebe ihn nicht — laß mich zu ihm — er muß sterben.«

Mit sanfter Gewalt zog Laurentin sein unglückliches Kind an sich und umarmte es weinend, da er kein Wort fand sie zu trösten; da öffnete sich die

Thür und Doktor Winter trat ein, mit dem Ausrufe:

»Gott ist gerecht!«

»Was ist geschehen?« fragte Laurentin.

»Sie sind gerächt, Herr Lieutenant, furchtbar gerächt.«

»Wie, wodurch?«

»Graf Drahow hat seinen Kammerdiener erschossen und ist als Mörder verhaftet worden.«

Erschrocken schlug Laurentin seine Hände zusammen und beobachtete langsam seine Tochter, indem er dem Doktor einen bedeutsamen Wink gab. Wider Vermuthen hatte Madelaine ihre Fassung erhalten.

»Wo und wie ist das geschehen?« fragte sie hastig — »erzählen Sie!«

»Niemand weiß noch etwas Näheres, denn der Palast des Grafen ist ringsherum von Wasser umgeben, der Strom hat den Damm durchbrocheu und die Umgegend des Palastes ist zuerst überschwemmt worden, da sie in einer Niederung liegt. Die ganze Dienerschaft hat sich entsetzt — geflüchtet. Der Palast ist von Wachen besetzt, welche sich jetzt durch die schnell angewachsene Fluth eingeschlossen mit dem Grafen befinden. Ich habe Nichts erfahren können, als daß die Heirath mit der Marquise rückgängig geworden, und daß der Graf gestern spät Abends ganz verstört nach Hause gekommen sei. Ich habe eine

Ahnung, daß das Gewissen des Grafen selbst sein Richter geworden.«

»Haben Sie diese Ahnung,« sagte Madelaine mit bitterer Ironie, »und woraus schöpfen Sie diese?«

»Aus dem verübten Verbrechen selbst — Jaques war der Helfershelfer des Grafen in allen verruchten Unternehmungen. Wie dem auch sei, es ist sichtbar die Hand Gottes, die den Verworfenen schlug — er hat sein Schicksal verdient.«

»Richte nicht, so wirst Du nicht gerichtet werden,« sagte Madelaine heftig, sprang vom Lager auf und nahm ihren Mantel um.

»Unglückseliges Mädchen,« rief Laurentin, »was hast Du vor? bedenke Deine Krankheit.«

»Mir ist wohl,« entgegnete Madelaine entschlossen, »ich bin nicht krank — willst Du mich tödten, so stelle Dich in meinen Weg.«

»Ich lasse Sie nicht von der Stelle,« herrschte Doktor Winter, indem er sie mit Gewalt zurückhielt. Mit wunderbarer Kraft schleuderte das schwache Mädchen den starken Mann von sich.

»Gott ist mit mir! Wer ist wider mich?« rief sie in Extase aus.

»Keine Gewalt, Herr Doktor!« bat Laurentin, »sie hat das Blut der Laurentin. Widerstand würde sie tödten.«

»Madelaine,« redete er hierauf mit sanftem Tone seine Tochter an, »willst Du das graue Haupt Deines

Vaters in die Grube stürzen, um eines Elenden willen, der den Gesetzen verfallen?«

»Und das Weib wird Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen,« antwortete sie feierlich. »Fürchte Nichts, Vater,« setzte sie sanft hinzu, »der Himmel schützt die reine Liebe. Ich muß Gewißheit haben über Alles, Leben oder Tod — nur keinen Zweifel.«

»So gehe hin,« sagte Laurentin, »und Gott sei mit Dir — der Himmel ist mein Zeuge, daß ich keine Gewalt mehr habe über Dich.«

Knieend empfing Madelaine den väterlichen Segen und eilte hinweg.

Der Genius.

Die Szene verändert sich. Das bekannte Zimmer des Grafen Drahow stellt sich den Blicken dar.

Der Graf geht mit festen Schritten auf und ab. An der Thür stehen zwei Soldaten mit ihren Musqueten, am Fenster ein Unteroffizier. Es beginnt stark zu dunkeln und ein heftiger Luftstrom zieht zum offenen Fenster herein. Man hört von Zeit zu Zeit Kanonenschüsse, heftige Stöße, unter welchen der Palast erschüttert wird, das Rauschen vom Wasser und das Geschrei vieler Menschen. Der Graf scheint Alles dies nicht zu bemerken, in seinem bleichen Ge-

sicht ist aller Ausdruck verschwunden. Der Unteroffizier ist im Gespräche mit Personen außerhalb des Palastes und macht sich ihnen mit Mühe verständlich.

»Kameraden!« ruft eine Stimme von unten, »verlasset Euren Posten, rettet Euch, das Wasser steigt in jeder Sekunde. Die Grundpfeiler des Gebäudes wanken, es muß stürzen — laßt den Gefangenen frei — er rette sich, wie er kann.«

»Wo ist der kommandirende Offizier?« fragte der Korporal zurück, »ich darf nicht ohne seine Ordre vom Posten.«

»Er ist ertrunken,« entgegnete die Stimme. »Um Gotteswillen eilt; mit Mühe halte ich den Nachen an einem Fenstergitter. Laßt Euch zum Fenster herab. Die Treppe ist nicht mehr sicher. Wollen Sie sich mit uns retten, Herr Graf?« wendete er sich an den Gefangenen, »so steht es bei Ihnen. Sie sind hier aber in furchtbarer Lebensgefahr — die Stöße der Eisschollen sind furchtbar — das Gebäude muß zusammenstürzen.«

»Ich bleibe,« antwortete der Graf trocken.

»Wie Sie wollen, Herr Graf,« antwortete der Soldat, »doch wenn Sie guten Rath annehmen wollen, so folgen Sie uns. Eine ungewisse Strafe ist immer besser als ein gewisser Tod.«

Der Graf antwortete nicht und sah gleichgiltig die Anstalten mit an, welche die Wache zu ihrer Rettung machte. Das Seil war jetzt fertig, man band

es am Fenster fest, und die Soldaten ließen sich herab. Jetzt hatte sich der letzte Mann herabgelassen. Ein furchtbarer Stoß erschütterte den Palast, der Boden wankte unter den Füßen des Grafen — ein gräßlicher Schrei betäubte das Brausen der Wogen, dann war Alles still. Gleichgiltig sah der Graf zum Fenster hinaus.

»Sie sind ertrunken — glückliche Reise,« sagte er, als er Nichts sah als das umgeschlagene Boot, schlug das Fenster zu und hüllte sich fröstelnd in seinen Schlafrock.

»Wenn ich nur Holz hätte, um Feuer im Kamine zu machen,« sagte er, indem er sich die Hände rieb und, um sich zu erwärmen, mit schnellen Schritten auf und ab lief. Die Fenster klirrten von den immer stärker anstoßenden Eismassen, in dem heftig an die Scheiben schlagenden Platzregen. Kein Laut im Zimmer als der dumpfe Schall der beschleunigten Schritte des Grafen. Er war allein mit Gott und seinem Gewissen und dachte nur an den Frost, den er litt. Zehn Minuten vergingen so in gräßlicher Einsamkeit. Schon hörte man stürzende Gemäuer, neuerdings erzitterte der ganze Palast unter donnerndem Geräusche.

»Die Treppen sind eingestürzt,« sagte der Graf, indem er eine Weile aufhorchend stehen blieb, dann setzte er seine Promenade fort. Plötzlich stürzten die Fensterscheiben zerschmettert ins Gemach. Der Regen stürmte in Strömen herein und der ungewisse Schein

einer Laterne beleuchtete den Schauplatz und die Gestalt eines Menschen, der auf einer Leiter ins Zimmer stieg.

»Graf Drahow, wo bist Du?« rief eine gellend laute Stimme, den Sturm überschreiend.

»Hier,« antwortete Hugo, »was willst Du?«

»Gott sei gelobt, Du lebst!« fuhr der Unbekannte fort, »Gottlob, es ist noch Zeit für Reue. Graf Drahow, was ist aus Deinen Reichthümern geworden — wo sind Deine Schätze?«

»Ha, willst Du stehlen?« antwortete Hugo, »wer bist Du, Bursche? Du irrst, wenn Du glaubst, hier einen Fang zu machen, meine Geldkisten sind gut verwahrt und ich bin gut bewehrt und gelaunt, Dir den Kopf einzuschlagen!«

»Elender Prahler,« antwortete der Unbekannte, »was helfen Dir Deine Schätze? Dein Haus mit Allem, was darinnen ist, stürzt zusammen, in einer Stunde steht kein Stein auf dem andern. Graf Drahow, rede, was ist aus der Ehre Deines Wappens geworden?«

»Bist Du des Teufels, Bursche?« antwortete Hugo, »daß Du auf Deiner armseligen Leiter, zwischen Leben und Tod schwebend, solche Fragen an mich stellst? Wer bist Du?«

»Ein Freund, ein letzter, dauerhafter als Dein

Glück, Dein Reichthum, Deine Ehre, der letzte Freund des Menschen in seiner Noth — doch frage später, raffe Deine Kostbarkeiten, Gold und Goldeswerth zusammen und folge mir — ich komme Dich zu retten.«

»Jetzt erkenne ich Dich,« rief der Graf, »Du bist der Eigennutz, Du kommst mir zu helfen, um ein gutes Stück Geld zu gewinnen — Du kommst erwünscht, der Handel soll Dich nicht gereuen.«

»Gottverlassener Thor,« rief der Fremde, »blicke um Dich, Deines Hauses Mauern sind geborsten und jede Eisscholle kann mein Fahrzeug vernichten — bis an die Pforten des Todes dringt der Eigennutz nicht. Ich bin nicht der Eigennutz!«

Mit der Aussicht auf Rettung war die Liebe des Lebens wieder erwacht. Eilig raffte Hugo sein ganzes baares Vermögen in Bankscheinen und Gold zusammen.

»Wohlan, Leben, noch einmal begrüße ich Deine Freuden,« murmelte er vor sich hin, »mit diesem Golde bahne ich mir den Weg in alle Welttheile — leb' wohl, Haus meiner Väter, verwünscht sei jeder Deiner morschen Steine!«

Ohne seinen Lebensretter eines Blickes zu würdigen, folgte er ihm hinab auf dem gefahrvollen Wege, hinab in die grauenvolle Nacht des wilden Stromes. Zwei Minuten später krachte der Palast des Grafen Drahow mit donnerähnlichem Getöse zusammen, und statt seiner schimmernden Wände sah

man fünf Minuten lang nur eine leichte Staubwolke dann braus'ten ebnend die Fluthen über seine Trümmer hinweg, als wäre er niemals gewesen. Das Fahrzeug aber, welches den Grafen und sein ganzes Schicksal trug, war schon weit hin fortgerissen vom Strome und hatte, wie von einem Genius beschirmt, das Land erreicht. Ein hochliegender Quai nahm die Geretteten auf. Ein Gewühl von hilferufenden Menschen wimmelte in lärmendem Aufruhr auf dem Platze. Ein rasender Gewittersturm, in dieser Jahreszeit beispiellos, vermehrte die hier herrschende Verwirrung. In jeder Minute beleuchteten Blitze den Schauplatz der schrecklichsten Verheerung, den mit Trümmern, Leichen und Ertrunkenen bedeckten Strom.

Am Ufer tausend Jammerszenen, Väter, Mütter suchten ihre Kinder, Gatten ihre Frauen, hilflose weinende Kinder ihre verlorenen Eltern.

Unter den von der großen Kalamität Bedrängten, welche aus den von Wasser umringten Häusern um Hilfe riefen, bemerkte man an dem Fenster eines eleganten Hauses, welches, von den Fluthen halb untergraben, den Einsturz drohte, eine Gruppe, welche alle erdenklichen Anstrengungen machte, sich bemerkbar zu machen. Es war die Gräfin, die Baronesse Revaly und der Jude Aaron.

Sie hatten während eines Komplottes, um das Vermögen des Grafen Drahow an sich zu reißen, wobei ihnen die Grafen Michaly und Charles bei-

stehen sollten, den Augenblick zur Rettung versäumt, indeß die Letzteren sich noch zeitig genug hinwegbegeben hatten.

»Hundert Stück Dukaten, wer uns rettet,« schrie der Jude! »Sie zahlen doch die Hälfte, Frau Baronin,« setzte er hinzu.

Keine Antwort! Die Baronesse war in Ohnmacht am Fenster niedergesunken und Niemand hörte den Juden.«

»Zweihundert Dukaten — wer uns rettet. Hilfe Hilfe! Hilfe!« schrie der Jude.

Von allen Seiten kamen Nachen und Flösse — Niemand hörte den Juden. Vergeblich bot er immer höhere Summen, vergeblich brüllte er in zunehmender Todesangst wie ein wilder Ur in einem verschlossenen Zwinger. Endlich nahte sich ein Fahrzeug dem Gebäude. Man schien die Unglücklichen bemerkt zu haben, die kecken Schiffer ruderten mit großer Anstrengung heran. Der Jude verdoppelte seine Anstrengungen:

»Hierher, ihr braven Leute, hierher!«

»Wer ist das?« fragte einer der Schiffer.

»Ha — sehe ich recht,« antwortete der andere, »so ist dies Aaron — der Wucherer — da giebt es ein Stück Geld zu verdienen.«

»Was,« eiferte der Andere und stieß mit dem Ruder an eine Scholle, daß der Kahn zurückfuhr, »siehst Du nicht die Brandung, wir wagen

das Leben an dieser Stelle für den Hallunken. Der mag ersaufen; es giebt ehrliche Leute genug, die unser bedürfen.«

»Aber er ist reich, er wird uns gut bezahlen.«

»Narr,« erwiderte der Hartherzige, »versprechen, ja, wird er viel — ist er aber im Trocknen, stehe ich Dir nicht gut, daß er uns nicht mit einem Zwanziger abfertigt. Laß ihn umkommen den Hund!«

Der Kahn entfernte sich wieder — der Sturm verschlang die Anerbietungen Aaron's. Immer höher und höher stieg die Fluth, immer stärker wurde Aaron's Geschrei. Alle Fahrzeuge schienen von der Stelle zu entfliehen. Die beiden Frauen erwachten aus einer Ohnmacht, um bei dem furchtbaren Toben der Elemente neuerdings die Besinnung zu verlieren. Keine Rettung, keine menschliche Stimme nah; der Himmel übte ein furchtbar langsames Strafgericht. Jetzt stiegen die Fluthen zum Fenster hinan, drangen rauschend durch die Thüren — das kalte eisige Element, welches die Füße der Frauen erreicht hatte, weckte sie zur Besinnung. Ein entsetzliches Zetergeschrei erfolgte hierauf — Aaron verstummte. Die drei Unglücklichen rafften nun einen Tisch herbei und stellten sich auf denselben — er krachte unter ihrer Last. Aber bald hatte das Wasser die Höhe dieser Zuflucht erreicht und das lockere Galanteriemöbel, durchweicht von der Fluth, schien seine Last nicht mehr tragen zu wollen. Wild blickte Aaron um sich

— er sah, daß das Gewicht von drei Personen sich hier nicht behaupten könne, und versuchte die Frauen hinabzustoßen. Aber diese, seine Absicht bemerkend, klammerten sich krampfhaft unter den zärtlichsten Bitten an ihn.

»Aaron, guter Aaron, laß uns hier!« schrie die Baronin.

Aaron antwortete nicht, aber er ergriff zuerst die Gräfin, welche seinen Arm halten wollte, bei der Hand und brach ihr einen Finger. Schreiend ließ sie los von ihm und stürzte hinab. Unterdessen hatte die Baronin aber mit der Kraft der Verzweiflung Aaron's Leib umrungen und vertheidigte sich gegen ein gleiches Schicksal mit schrecklicher Entschlossenheit und Verachtung jeden Schmerzes. Aaron schlug sie ins Gesicht, daß sie aus Mund und Nase blutete, sie aber zerfleischte mit ihren Zähnen seine Faust. Der Tisch fing an so zu schwanken in diesem gräßlichen Kampfe, daß er unfehlbar umgefallen wäre, wenn Aaron nicht den Angriff aufgegeben hätte. Indem er seine verwundete Hand in das Wasser hielt, um den Schmerz zu lindern, hatte seine Linke durch eine plötzliche Bewegung sich einer Perlenschnur bemächtigt, welche den Hals der Baronin mit einem unschätzbaren Werthe zierte, und würgte nun sein Opfer so lange, bis sie das Bewußtsein verloren hatte — dann stieß er sie hinab in das Wasser, wo die Gräfin, bis an den Hals im Wasser stehend, sich an den Füßen des

Tisches festhielt. Es war nun dem Juden leicht, die beiden Unglücklichen mit Fußtritten entfernt zu halten, betäubt von seinen schrecklichen Stößen auf ihre Hirnschalen sanken sie unter.

Jetzt verdoppelte Aaron neuerdings sein Hilferufen — Niemand hörte es.

Das Wasser überfluthete nun den Tisch und bedeckte seine Füße, dann seine Kniee, bis es ihm an die Brust reichte. Da nahm Aaron seine Brieftasche mit den Wechseln des Grafen Michaly, mit Papieren im Werth von 40,000 fl., in die Hand. Höher stieg die Fluth an den Hals, an das Kinn — und endlich schloß es seinen schreckliches Geheul ausstoßenden Mund. Schon war er eine Weile athemlos und noch ragte die Brieftasche aus dem Wasser empor. Er hielt den Athem mehrere Minuten an sich — dann zuckte er in apoplektischem Todeskampf zusammen — die Brieftasche schwamm zum offenen Fenster hinaus.

Während sich dieses begab, hatte Graf Drahow mit seinem unbekannten Retter das Ufer erreicht.

»Komm, Kamerad,« sagte er, »laß uns nun Rechnung machen — was forderst Du für mein Leben, das ich Deinem Muthe, Deiner Hilfe danke?« Dabei zog er ein großes Portefeuille aus seinem Ge-

wand und trat zu einer Laterne hin, »nun, was zögerst Du, was betrachtest Du mich — sprich, fordere, jede Arbeit will ihren Lohn!«

»Deine Seele will ich,« sagte der Unbekannte, indem er sich tiefer in seinen Mantel hüllte, »nicht mehr noch weniger.«

»Meine Seele?« fragte mit Staunen höhnisch der Graf, »was wandelt Dich an, Bursche, mit mir den Seelenverkäufer zu spielen? Spare Deine etwaigen Bekehrungskünste — denn ich bin ein Mann.«

»Ein Mörder bist Du!« rief der Unbekannte ihm strafend entgegen. Erschrocken sah sich der Graf nach allen Seiten um, ob Niemand das schreckliche Wort vernommen, dann sagte er halbleise zu dem Unbekannten:

»Mörder? — warum schreist Du dies Wort so aus — bist Du ein Häscher und hast Deine Barmherzigkeit blos ausgeübt, um dem Kerker seine Beute zu retten?«

»Ich habe Dich gerettet,« entgegnete der Unbekannte, »um Deine Seele nicht verderben zu lassen — Mörder, Meineidiger, reinige Deine Seele und ich bin belohnt.«

»Armer Junge,« höhnte Hugo, »wie klingt Deine Rede so kindisch, wie straft Dein Wort den Bart Lügen, den Du trägst — Knabenseele in dem Leibe eines Mannes, verkriech Dich in Deinem Ueberrock vor dem Geiste eines Mannes, der Dein Bußgeschwätz

verachtet. Wenn Du keinen Lohn willst, so zeige mir Dein Gesicht, daß ich es einst erkenne, wenn ich Dir wieder begegne und Du etwa meiner bedarfst — bei Deinem schwachen Hirn kannst Du leicht in den Fall kommen — dann lebe wohl, ich habe Eile und trage nicht Lust, mich hier fangen zu lassen, wie ein entsprungenes Küchlein, das sinnlos umher flatternd seinen Häschern wieder in die Arme läuft.«

»Wie, Graf Drahow? Du, den einst die Armuth segnete, Du, den Degenspitzen und Kugeln nicht schreckten im muthwilligen Zweikampfe, Du wolltest fliehen in dieser Stunde des Jammers? Schau um Dich die Bilder des Elends, höre das herzzerreißende Geschrei der zu Grunde Gehenden, wach' auf, Graf Drahow, gib Gott Dein Herz zurück, sei ein Mensch, und hilf wie Dir geholfen worden.«

Fühllos verharrte Hugo in Schweigen und ging.

»Keinen Schritt von hier, Ruchloser!« rief der Unbekannte, »keinen Schritt von hier, ehe Du mich bezahlt, oder ich überliefere Dich als Mörder der Gerechtigkeit!«

»Was willst Du?« fragte Hugo stehen bleibend.

»Dein Leben oder Deine Seele — höre mich: kaufe Dich los von der Schuld Deiner Seele, schenke den Bedrängten dieser Nacht den zehnten Theil der Summen, die Du bei Dir trägst — Deines ganzen Vermögens, das ich mit Deinem Leben gerettet, und ich gebe Dich frei.«

»Wußt' ich's doch,« spöttelte der Graf, »wußt' ich's doch, daß Du mit meiner Seele nicht genug haben würdest — wohlan, laß uns markten — warum sagtest Du nicht gleich den Preis'—' sind Dir 1000 Dukaten genug?«

»Mehr!« forderte der Unbekannte.

»3000!«

»Nicht genug!«

»5000 denn, habgieriger Wicht!«

»Weh' mir, — seit wann marktet Graf Drahow, wenn die Armuth fordert — also bist Du nicht Graf Hugo Drahow? Also habe ich im Mißgriff einen geizigen Mäkler gerettet?«

»Du irrst, mein Bursche, ich bin der Graf Drahow, nur nicht der halbe Schuft von gestern — ich habe erkannt, daß man nur sich und Andern zur Qual lebt, wenn man Etwas halb ist; gestern noch war ich gefühlreich, weich, barmherzig, edel — heute habe ich all den Ueberfluß von Empfindung von mir geworfen und bin das, was die Welt einen ganzen Schurken, und der wahre Geist, den ich jetzt habe — einen Philosophen nennt.«

In heftiger Aufregung warf sich jetzt der Unbekannte zu seinen Füßen: »Dein Herz weiß nicht, was Deine Zunge spricht — sei barmherzig, gieb mehr den Unglücklichen!«

»Nicht mehr, so wahr ich lebe, glaubst Du, ich sei so sehr ein Thor, um nicht zu wissen, daß Dir

5000 Dukaten mehr werth sind als mein Leben?«
Verzweifelnd rang der Unbekannte die Hände.

»Bei dem Andenken Deiner Mutter, gieb mehr!«

»Was geht Dich das Andenken meiner Mutter an? — Ich will nicht!«

»Im Namen der Unglücklichen, die Du Deinem Verbrechen geopfert, im Namen Derjenigen, die Dich mehr liebte als ihre Ehre und Gott — im Namen —«

»Still,« unterbrach Hugo den zudringlichen Forderer leicht bewegt, »nicht diesen Namen, laß meiner Seele ihr Gleichgewicht — was geht Dich das Mädchen an? — Mach' es kurz, nimm das Geld und laß mich von hinnen.«

Der Unbekannte aber betete, still in sich versunken, mit leidenschaftlicher Inbrunst unter Thränen und Seelenängsten: »Hilf, Himmel, mir den bösen Zauber lösen, der auf dieser Seele lastet, gieb ein Zeichen mir, wie ich sie rette aus ihrer Schreckensnacht, daß die Liebe wieder aufdämmere in ihr zu einem neuen Lebenstage!«

Ein leuchtender Blitz zerriß die Wolken, den aufschauenden Blicken des Bebenden aber zeigten sich in grauenhaftem Licht ein still und langsam hinfahrender einsamer Leichenwagen, dessen Sarg geschmückt war mit einer Jungfrauenkrone aus frischen Blumen.

»Wen begräbt man dort?« fragte Hugo mit Schaudern.

»Dank Dir, Himmel!« sagte der Unbekannte für sich, »für diesen Blitz, der mir das Licht gab, seine Seele zu erleuchten,« und laut und feierlich rufend fügte er hinzu:

»Im Namen Madelainens Laurentin, die man dort begräbt — gieb mehr den Unglücklichen!«

Da zuckte es plötzlich über das ganze Angesicht des unglücklichen Grafen — wie eine Maske fiel der starre Ausdruck davon ab, — ein wilder Schmerz zerriß alle seine Geberden, Thränen stürzten aus seinen Augen, ein krampfhafter Stoß durchbebte seine ganze Gestalt, und mit einem wilden, herzzerreißenden Schmerzgeheul stürzte er nieder zur Erde auf sein Angesicht. In der äußersten Bewegung beobachtete der Unbekannte die Wirkung seiner frommen List.

»Die Liebe kehrt zurück in seine verödete Brust, seine Seele ist unverloren!« sagte er mit freudebebender Stimme.

Lange blieb der Graf seinem wilden Schmerze zur Beute, dann erweckte ihn ein neues Hilfegeschrei vom Ufer: »Rettet das Kind! — ein Kind in der Wiege treibt auf dem Strome — will Niemand es wagen, den armen Wurm zu retten!?«

Horchend richtete Graf Hugo sich empor — ein Ruf aus den Wolken, ein Wink des gnädigen Himmels schien ihn aufzufordern, Engelsharmonien tönten in seinen Ohren, Madelainens Schatten lächelte in Verklärung auf ihn hernieder; da faltete er kind-

lich gläubig die Hände, erhob den Blick betend zu Gott, warf dem Unbekannten das Portefeuille mit seiner ganzen Habe hin und stürzte sich unter dem Beifallsgeschrei der Menge in den Strom.

Ein schöner Morgen folgte auf diese Nacht voll Grauen. Die Rettungswerke hatten einen ungeheueren Fortgang — Tausende wurden gerettet, von allen Seiten waren Kähne, Flösse und Schiffe herbeigekommen, zahllose Zimmerleute arbeiteten rastlos mehr und mehr Fahrzeuge herzustellen, ganze Schiffsladungen voll Lebensmittel waren mit wunderbarer Schnelligkeit herbeigebracht worden. Niemand ahnte, woher so plötzliche Hilfe kam. Aber bald erkannte man den Grafen Drahow als den Schutzgeist der bedrängten Stadt. Alle wirksame Hilfe, alle großartigen Anstalten verdankte man ihm und seinem Begleiter. Wo die Gefahren am größten, wo die Noth am höchsten war, da erschien er, eine Ruhe gebietende Gestalt, und Menschen und Elemente schienen ihm zu gehorchen. Bald glitt er im leichten Kahn unerschrocken über die Fluthen hin, um Bedrängten Trost, Beistand und Nahrung zu bringen, bald tauchte er selbst — ein kräftiger Schwimmer — in den Fluß, um Ertrinkende zu retten.

Nie ward eine solche Todesverachtung gesehen! Sein Beispiel elektrisirte die müßig klagenden Gaffer,

angefeuert durch seinen Muth wagten Hunderte ihr Leben und gewannen das Leben von Tausenden. Was er nicht durch Beispiele vermochte, bewirkte er durch den mächtigen Talisman: Geld. Er schien Allen, die ihn sahen, ein rein überirdisches Wesen. Endlich brach das Licht des Tages an, seine Brieftasche war geleert, seine Kräfte erschöpft; aber ein ungeheueres Werk der begeisterten Menschenliebe war vollbracht. Ein allgemeiner Aufruhr ging durch die ganze Stadt, die begeisterte Dankbarkeit ihrer Bewohner suchte ihren Retter. Auf allen Sammelplätzen erzählte man sich seine Thaten, überall suchte, nirgends fand man ihn. Fern vom Schauplatze auf einem entlegenen Hügel hatte er sich vor dem Dank der Geretteten geflüchtet. Ein Gerücht ging um, daß Graf Drahow wegen eines Mordes, den er begangen, wieder in Verhaft genommen worden sei. Das Volk wollte ihn befreien; aber bald erfuhr man, daß der Gerichtshof ihn auf die Aussage des nur verwundeten Kammerdieners, der sich selbst verwundet zu haben vorgab, freigesprochen.

Wir finden den durch Heldenwerk der Menschenliebe Gesühnten todesmüde unter dem Beistande des Unbekannten. Matt schlägt er die Augen auf, wirft einen Blick auf diese Welt des Jammers und schließt sie wieder, als wollte er ewig träumen und zurückkehren in das schönere Jenseits, dessen ewige Schwelle sein Geist schon überschritten.

»Wach' auf, Graf Drahow!« ruft ihm der Unbekannte zu, »denn Du sollst leben und lieben — so will es Gott!«

Mit halb eröffneten Augen betrachtete Graf Hugo seinen guten Engel, mißtrauisch und halb grämlich lispelnd: »Geh, geh, — es ist vollbracht — laß mich nun sterben!«

»Sterben — nein — ich sage, Du sollst leben, um zu lieben!«

»Laß mich, weiche von mir!« sprach Hugo mit erlöschender Stimme, »meine Hände haben Blut vergossen — ich bin ein Mörder; laß mich von hinnen gehen, — ich muß wissen, wie man jenseits mit mir rechtet!«

»Versöhnt ist Gott!« erwiderte der Geheimnißvolle, »lebe und sei glücklich, Du bist kein Mörder — Laurentin lebt!«

»Kein Mörder!« rief Hugo freudig, »doch — doch,« setzte er zagend hinzu, »ich habe einen Mann erschlagen, der mein Diener war, einen schlechten Mann, doch einen bessern, als ich selbst war!«

»Dein verwundeter Diener lebt!« tröstete der Fremde, »seine verstockte Seele hat sich erschreckt zur Buße gewendet.«

»Er lebt — er lebt!« jubelte Hugo, »doch was kann das mir frommen, meine Gedanken haben einen zweifachen Mord begangen, meine Seele ist schuldig!«

»Gereinigter,« tröstete der Unbekannte mit Be-

geisterung, »öffne Dein Herz dem Troste der Hoffnung — Deine Thaten söhnten Deine Thaten, Du lösest die geringe Menge Deiner Sünden mit dem reichen Schatz erhabener Menschenliebe ein.«

Lauschend erhob sich der Leidende und sah den Trost dieser Worte ein, aber Zweifel und Zerknirschung warfen seine hoffende Seele wieder darnieder.

»Umsonst!« entgegnete er verzagend, »Du täuschest mich nicht, das kleinste Böse ist ein Samenkorn, und alle seine zahllosen Früchte kommen über das Haupt des Uebelthäters!«

»Und das Gute ist der Pflug, der die ganze böse Saat ausrottet!« entgegnete der Tröster.

»So laß mich sterben, daß Madelaine mich mit Gott versöhne!«

»Madelaine weilt unter den Lebenden!«

»Sie lebt — sie lebt!« rief Hugo aufjubelnd — aber traurig setzte er hinzu: »sie lebt und fluchet mir!«

»Sie hat Dir verziehen!« sagte der Unbekannte innig.

»Und sie verachtet mich!« jammerte der Verzweifelte.

»Sie liebt Dich!« tröstete der Unermüdliche.

Da raffte sich der Unglückliche empor, maß den Tröster seiner bangen Seele mit ahnendem Erstaunen und sprach: »Und wer bist Du, Mächtiger, der Du mir Leib und Seele gerettet?«

»Ich bin die Liebe!« rief der Befragte. »Blick' auf, Ungläubiger, und erkenne mich!« Die entstellende Maske fiel von des Fremden Antlitz, und in rosiger Verklärung erblühte aus dem entstellenden Gewande, bestrahlt von der aufgehenden Sonne, das geliebte Antlitz Madelainens Laurentin. Stumm, wie von einem schönen Wunder ergriffen, streckte Hugo die Arme sehnend nach ihr aus, und lispelte leise vor sich hin:

»Weile, weile, schönes Traumgesicht, nimm mich unter Deine Fittige, heilige Seele, und führe mich zu Gott!«

»Wach' auf, Hugo, Madelaine ist es, die Dich ruft!«

Da ergriff er ihre Hände, befühlte ihr Haupt mit ängstlicher Hast, als ob er bebte, daß sie ihm wieder entrinne, — dann rief er aus: »Du lebst in Fleisch und Blut — so sei barmherzig und tödte mich und laß mich sterben zu Deinen Füßen, denn ich bin Deiner unwürdig!«

»Ich Dich tödten, Geliebter?« entgegnete Madelaine, mit leidenschaftlicher Inbrunst ihn an ihr Herz ziehend, »ich liebe Dich, ich kann nicht leben als mit Dir!«

Jetzt sank er weinend zu ihren Füßen, bedeckte sie mit Küssen und wehklagte: »Weh mir, Du liebst mich, und ich bin ein Bettler!«

»Wohlan!« sagte Madelaine, »Bettler durch die

Liebe, laß uns darben, hungern, dürsten, leiden, sterben, nur laß uns lieben!«

Wie Rebe und Epheu umschlangen sich die Liebenden — da traten Graf Ferdinand, die Marquise, der Doktor und Laurentin, welche lange die Szene still weinend belauscht hatten, hervor.

»O schließt uns nicht aus von Eurer Liebesglückseligkeit!« sagte Graf Ferdinand mit bewegter Stimme. »Könige sind Bettler gegen Euch, denn die Liebe ist mächtiger als alle Schätze dieser Erde. Bruder, der Baum Deiner Menschenliebe trägt reiche Früchte, und unter seinem Schatten wird das Haus Drahow in neuem Glanze erstehen. Nimm als seine Erstlingsfrucht Dein brüderliches Darlehn, das Gut Wildenhof, was ich nur als ein Asyl für Dich sichern wollte, zurück und segne uns!«

In schwärmerischer Bewunderung sanken Graf Ferdinand und die Marquise, ein Paar der Liebe, vor den Liebenden auf die Kniee. Sie stürzten sprachlos in ihre Umarmungen, von allen Seiten aber strömten nun Schaaren dankbarer Menschen herbei, unter dem Ausruf: »Hier ist Graf Drahow, unser Schutzengel, unser Retter, unser Vater!« Männer, Weiber und Kinder umschlangen seine und Madelainens Kniee. Kein Auge war trocken; ein heiliges Schweigen folgte auf leidenschaftliche Ausrufungen — nur Schluchzen hörte man — nur Thränen sprachen. Und die erzürnten Wogen senkten sich wie auf das heilige Ge-

bot der Liebe, und der Himmel verklärte sich, und die besänftigte Natur gebar unter einem Seufzer des Entzückens — den ersten Lebenshauch des Frühlings.

Schlagen wir das Buch der Zukunft auf.

Ein furchtbarer Kriegesbrand hat die Welt entzündet. Von einer Meeresküste zur andern, von dem Uralgebirge bis zur Nordspitze von Afrika ertönt wildes mörderisches Geschrei, brüllen Kanonen, rasseln in Kampfwuth geschwungene Waffen. Der große Tag der Entscheidung ist gekommen — ein Tag, der vielleicht ein halbes Jahrhundert schrecklich dauern wird. Müde der feigen Verstellungskünste, unfähig, länger ihre Gesinnungen zu verbergen, welche, aus ihren Kleidern gewachsen, überall sich verrathen, hundert Mal getäuscht in den Hoffnungen, welche sie über die Erfolge ihrer List, ihrer Betrügereien, ihrer Lügen und Heuchelei hegten, haben die Menschen alle Masken ihrer Leidenschaften, ihrer Selbstsucht, ihrer gräßlichen Ungläubigkeit und Sittenlosigkeit von sich geworfen. Es handelt sich nicht um Demokratie und Monarchie, nicht um politische Formen, um Fürsten- und Völkerrechte: es handelt sich um Mein und Dein, um das Leben, um Besitz und Raum. Unter tausend Fahnen mit alten

Losungsworten ziehen verwilderte Horden durch die zertretenen Fluren des sich selbst verwüstenden Europa. Da erstehen im Osten heilige Heere, da erstehen Helden voll antiker Begeisterung für die Sache der gefallenen Menschheit, da versammelt ihre feurige Beredsamkeit eine noch kräftige Jugend um sich, welche entschlossen ist, für die Befreiung der Welt aus den Ketten ihrer eigenen Verbrechen zu sterben. Und kein Stand denkt mehr an seine Geburtsrechte und Privilegien — die fluchenden Landtage sind verstummt, die feilen Schreibeknechte der sie bezahlenden Macht haben sich unter die Schilder der größeren Zeitmenschen verkrochen, Fürsten und Adelige, Priester und Zeitungsschreiber, Edikten- und Manifestschleuderer — gewohnt zu herrschen, zu befehlen, zu belehren, zu tadeln, zu strafen, zu richten über die Menschen, Alle erheben jetzt bittend um Schutz ihre Hände zu der im Weltkampf endlich entbundenen heiligen Naturkraft der Intelligenz, Seelenstärke und Menschenliebe — welche so Viele unter ihnen verspottet, verhöhnt, verfolgt, verleugnet, proskribirt — der Schmach, dem Elende, dem Hunger, der Verzweiflung preisgegeben haben.

Wir sehen, wie verblendete Diener und Beauftragte der Macht, welche mit unseliger Hartnäckigkeit, mit dem Starrsinn des Wahnsinns den herrlichen, göttlichen, aus menschlicher Empfindung und göttlicher Sehkraft gebornen Naturgeist des Menschen verfolg-

ten, ihm Schlingen und Fallen legten, ihn, den vertrauungsvollen, zu überlisten trachteten, nun vor ihm auf den Knieen liegen und um seinen Schutz flehen gegen die von ihnen leider nie bewachten bösen Geister der Eigensucht und des Hasses, welche, bezahlte Feinde, in ihrem Solde dienten.

Mit lächelnder Milde sieht der edle Gewaltige auf sie herab und — er hat ihnen vergeben.

Eine heilige Jubelszene zeigt sich uns in der Krönungsstadt des Königreichs Ungarn. Die Gefahr von Außen und Innen hat den Landtag zusammenberufen — die Nation erkannte die Unmöglichkeit, den eingetretenen schrecklichen Wirren zu steuern. Rathlos, demüthig, zaghaft und schweigsam war diese sonst so hochmüthige Versammlung, kleinmüthig, feig und dabei vollkommen zwecklos waren die Vorschläge der sonst so verwegenen stolzen Redner, welche einer zürnenden Welt den Fehdehandschuh hingeworfen. Da war Graf Hugo Drahow aufgestanden — derjenige unter den Magnaten, welcher trotz seines edlen Eifers für die Sache der Menschheit, wegen seiner Vorliebe für die **misera contribuens plebs**, wegen des Refrains, womit er alle seine Reden geschlossen: »Befreit das Volk und es wird die Nation vom Untergange retten« — die geringste Popularität genoß. Hundert Male hatte ihn das empörte Halljuk! Halljuk! der Versammlung zum Schweigen gebracht — heute hörte man ihm mit jener kaum athmenden

Spannung zu, welche der Erwartung eines Spruchs über Leben und Tod entsprechend ist. Er sprach mit heiliger Begeisterung! Er entwarf eine erschütternde Schilderung von den Gefahren, in welchen die Nation, die Menschheit schwebe! Es gebe in Ungarn noch ein Mittel, ihnen zu begegnen. Ungarn sei von der Vorsehung berufen, durch begeisterte Heere die Civilisation zu retten. Allein man bedürfe zu diesem großen Werke jener zehn Millionen, welche einige hunderttausend Edelleute mit Füßen getreten, welche durch Mißhandlungen den Nationalgeist, die größte Volkskraft, die Nationalehre, getödtet. Man müsse das Volk befreien, ihm Rechte gewähren, man müsse es zu Kindern des Vaterlandes, und die heilige Sache der Nation zu der seinigen machen. Was längst Vernunft und Religion geboten, gebiete jetzt eine fürchterlich drohende Nothwendigkeit. Höre die Nation ihr Gebot nicht, so sei das Vaterland verloren und sein verstümmelter Leichnam werde in die Gruft der Geschichte versenkt, der Nachwelt eine schreckliche Warnung sein vor dem Geiste des Hochmuths, der Vorurtheile und der Eigensucht einer Kaste. Kurz aber kräftig war die feurige Rede des Grafen. Seiner donnernden strafenden Beredsamkeit widerstand kein Gemüth. Gott war mit ihm. Er überzeugte, er erschreckte, er gab Hoffnungen, er belebte. Trotz des Widerstrebens der stolzen Herzen wurden sie hingerissen — man sah Thränen, man

sah reumüthige, zerknirschte Geberden, man hörte klagende, seufzende, beistimmende Akklamationen, man versuchte zu widersprechen, aber verstummte vor innerer Aufregung — Keiner war seiner Gefühle mächtig, sie brachen aus in ein tobendes Jubelgeschrei — das Volk war frei! Auf seinen Schultern durch die weinende, lachende, jubelnde, schreiende Menge trug es den Befreier durch die Stadt, dieser aber richtete seine dankbaren leuchtenden Blicke auf eine Frauengestalt, welche von einem Söller ihm den Dank der Liebe zuwinkte und ihr Tuch schwang — Madelaine Laurentin — selbst in Freudenthränen schwimmend, von Kindern umringt, welche auf ihren Knieen lagen und ihre Füße umklammerten, indeß sie ihrem glorreichen Vater mit klopfendem Herzen weinend nachsahen. Der Triumph dieses Edlen — er war ihr Werk, ein Werk der Liebe, das Werk des armen Plebejermädchens — die Befreiung des Volkes, die darauf folgenden glorreichen Siege der Nation — ein Werk jenes Geistes, durch welchen die Völker groß werden und erstarken, siegen und triumphiren über die grauenhaften Mächte der rohen barbarischen Gewalt: begeisterte Liebe, der Genius der Nationen!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bei demselben Verleger sind erschienen:

Fürst Kosloffsky. Herausgegeben von Dr. W. Dorow. Preis 2 Thlr.

Krieg, Literatur und Theater. Mittheilungen zur neueren Geschichte. Von Dr. W. Dorow. 2 Thlr.

Vier Fragen eines Oesterreichers. Pr. 1 Thlr.

Oesterreich und Rußland. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Juden in Oesterreich. Preis $^1/_4$ Thlr.

Portfolio eines Oesterreichers. Erster und zweiter Band. Preis à $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Slaven und Magyaren. Preis 1 Thlr.

Schattenrisse aus Oesterreich. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Oesterreich und seine Staatsmänner. Ansichten eines österreichischen Staatsbürgers über Oesterreichs Fortschritte im Jahre 1840. 2 Bde. à Bd. 2 Thlr.

Politische Memorabilien aus Oesterreichs Neuzeit. Preis 1 Thlr.

Böhmens Provinzial-Zustände auf dem Schachbrete der Oeffentlichkeit. Vom Verfasser der Schrift: „Oesterreich und seine Staatsmänner." Preis $^1/_3$ Thlr.

Revue österreichischer Zustände. Erster bis vierter Band. Preis à Bd. 1 Thlr.

Der Fortschritt und das conservative Prinzip in Oesterreich. In Bezug auf die Schrift: „Oesterreichs Zukunft." Von Dr. S. Preis 1 Thlr.

Böhmens Zukunft und Oesterreichs Politik vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart. 2 Bände. Preis 3 Thlr.

Denkwürdigkeiten und geheime Geschichten des Petersburger Hofes. Preis $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Ungarn als Quelle der Befürchtungen und Hoffnungen für Oesterreichs Zukunft. Von Dr. S. Preis $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Ungarns Gegenwart. Preis 1 Thlr.

Splitter und Balken aus Oesterreich. 1 Thlr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Groß-Hoffinger, Anton Johann,

Ungarisches Portefeuille

Bd.: 2

Leipzig 1846

Austr. 1855-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10009707-6